P. o. germ.
1166 bu

(Richter)

P. o. germ.
1166 bu

(Richter)

Jean Paul's
ausgewählte Werke.

Sechzehnter Band.

Jean Paul's Lebensbeschreibung.
Mit Bildniß und Handschriften.

Berlin,
Druck und Verlag von G. Reimer
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Aus

Jean Paul's Leben.

Angefangen von ihm selbst.

Fortgesetzt

von

Ernst Förster.

Mit Jean Paul's Bildniß und dem Facsimile seiner Handschrift
von seinem 15. bis zu seinem 62. Jahre.

Berlin,
Druck und Verlag von G. Reimer.

1849.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Jean Paul's
ausgewählte Werke.

Sechzehnter Band.

Berlin,
Druck und Verlag von G. Reimer.

1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Das gegenwärtige Buch zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste enthält die Kindheitgeschichte Jean Pauls, von ihm selbst geschrieben. Leider ist dieses anmuthigste seiner Werke von ihm nicht fortgesetzt worden, nicht als ob er nicht gern und froh sein Leben überschaut hätte. Seine „Vergangenheit, selbst die dürftigste, lag in magischer Jugendbeleuchtung vor seinen Augen." Allein ihn erschöpfte oder ermüdete wenigstens eine „Darstellung ohne alle Erfindung," und das Erzählen des Erlebten, zumal wenn es nur ihn betraf, war ihm so sehr zuwider, daß er selbst in Briefen es auf das ärmste Maß beschränkte. Und doch war die Wahrheit, wenn er erzählte, so in Schönheit gekleidet, wie die Schönheit, wenn er dichtete, von Wahrhaftigkeit beseelt.

Die zweite Abtheilung enthält eine übersichtliche Darstellung der Lebens-Ereignisse und Verhältnisse Jean Pauls, von dem Zeitpunkt an, wo seine Erzählung aufhört, bis zu seinem Tode. Diese Abtheilung ist von mir. Es kam mir darauf an, in dem engbegrenzten Raum eines

Bändchens ein möglichst vollständiges Bild von dem äußern Verlauf seines Lebens aufzustellen; noch mehr aber in die Bildungsgeschichte seines seltnen Charakters und seines so höchst eigenthümlichen Dichterthums einen Einblick zu vermitteln; die Entstehung der einzelnen Werke aber, wenn auch nur andeutungsweise, in ihrer Verbindung mit seinen Erlebnissen zu zeigen.

Es konnte, wie gesagt, in Beziehung auf den angewiesenen Raum, nur in sehr abgekürzter Weise geschehen. Wer eine ausführliche Darstellung verlangt, den verweise ich an das bei Jos. Max in Breslau erschienene Werk: „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" in acht Bänden; und in Bezug auf die Entstehungsgeschichte der Werke an „Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto, Berlin bei G. Reimer."

München im Junius 1849.

Ernst Förster.

Inhalt des sechzehnten Bandes.

Aus Jean Pauls Leben.

Seite

Erste Vorlesung. Wonsiedel — Geburt — Großvater. . 3

Zweite Vorlesung, welche den Zeitraum vom 1sten August 1765 bis zum 9ten Januar 1776 umfaßt. — Jodiz — Dorfidyllen. 17

Dritte Vorlesung und drei Beilagen. Schwarzenbach an der Saale — Kuß — Rektor — Abendmahl. . . 67

Fortsetzung von Ernst Förster.

I. Gymnasialjahre. Freunde. Autorberuf. 1779—1781. 89

II. Universitätzeit. Grönländische und andre Prozesse. Lebensregeln. 1781—1782. 121

III. Schulmeisteramt. Erotische Akademie. Otto. Die unsichtbare Loge. 1783—1793. 162

IV. Ende des Schulmeisteramtes. Aufgang des Glücks. Weimar. Abschied von Hof. 1794—1797. 190

V. Leipzig. Weimar. Berlin. Liebe. Gipfelpunkt der Poesie und des Glücks. Meiningen. Koburg. 1797—1804. 210

VI. Baireuth. Politische Dichtkunst. Hausleben. Via recti. Charakterzüge. 1804 ff. 236

Seite

VII. Beginn des Reiselebens. Jacobi. Deutschlands und eignes Erstarken. Maria. — 1814. 288

VIII. Wanderjahre. Regensburg 1816. Heidelberg 1817. Frankfurt 1818. Stuttgart; Löbichau 1819. München 1820. 312

IX. Ende. Des Sohnes Tod 1821. Dresden 1822. Nürnberg 1823—1825. Tod. 336

Jean Paul Friedr. Richter

Aus

Jean Paul's Leben.

Aus

Jean Paul's Leben.

		Seite
VII.	Beginn des Reiselebens. Jacobi. Deutschlands und eignes Erstarken. Maria. — 1814.	288
VIII.	Wanderjahre. Regensburg 1816. Heidelberg 1817. Frankfurt 1818. Stuttgart; Löbichau 1819. München 1820.	312
IX.	Ende. Des Sohnes Tod 1821. Dresden 1822. Nürnberg 1823—1825. Tod.	336

Jean Paul Friedr. Richter

Aus

Jean Paul's Leben.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erste Vorlesung.

Wonsiedel — Geburt — Großvater.

Geneigteste Freunde und Freundinnen.

Es war im Jahr 1763, wo der Hubertsburger Friede am 15. Februar zur Welt kam und nach ihm gegenwärtiger Professor der Geschichte von sich; — und zwar in dem Monate, wo mit ihm noch die gelbe und graue Bachstelze, das Rothkehlchen, der Kranich, der Rohrhammer und mehre Schnepfen und Sumpfvögel anlangten, nämlich im März; — und zwar an dem Monattage, wo, falls man Blüten auf seine Wiege streuen wollte, gerade dazu das Scharbock- oder Löffelkraut und die Zitterpappel in Blüte traten, desgleichen der Ackerährenpreis oder Hühnerbißdarm, nämlich am 21. März; — und zwar in der frühesten frischesten Tagzeit, nämlich am Morgen um 1½ Uhr; was aber alles krönt, war, daß der Anfang seines Lebens zugleich der des damaligen Lenzes war.

Den letzten Einfall, daß ich Professor und der Frühling miteinander geboren worden, hab' ich in Gesprächen wol schon hundertmale vorgebracht; aber ich brenn' ihn hier absichtlich wie einen Ehrenkanonenschuß zum 101stenmale ab, damit ich mich durch den Abdruck außer Stand setze, einen durch den

Preßbengel schon an die ganze Welt herumgegebnen Bonmot-Bonbon von neuem anzubieten. Es ist nicht gut, wenn in die Geschichte eines, und auch des witzigsten Mannes — und heckte er täglich die neuen Einfälle zu Schocken — das Schicksal selber ein Wortspiel wie ein Nestei gelegt hat; auf diesem Ei sitzt und brütet er sein lebenlang und will etwas herausbringen. So hab' ich einen Balbier und einen Kutscher gekannt, welche beide auf die Frage, wie sie hießen, niemal anders oder einfacher oder mit weniger Witz zu antworten pflegten als: „Ihr gehorsamer Diener" — oder auch: „Ihr Diener Diener"; aber die Ursache war, jeder hatte das Unglück, Diener zu heißen, und dadurch war ihren Köpfen der unauslöschliche Charakter (character indelebilis) von einem stehenden Witze gleichsam tonsurirt oder sie waren beide zu einem unaufhörlichen Einfalle verdammt und ihr Passat-Witz strömte nach Einer Richtung fort. — Um so weniger hoffe keiner von uns, meine Verehrtesten, irgend einen Mann, der einen Eigen- und Gemeinnamen zugleich führt, wie z. B. Ochs, und Rapinat (beide sonst in der Schweiz) — Wolf — Schlegel — Richter, einen solchen doppelnamigen Mann mit irgend einem noch so glänzenden Wortnamenspiel zu überraschen; denn er hat lange genug mit seinem Namen gelebt, um nicht jede Namenanspielung, die dem Neuling seiner Bekanntschaft neu, fern und witzig vorkommt, in sich als abgenutzte zu finden. Witziger wortspielte z. B. Müllner mit Schotten und Schatten; denn kein Schotte hielt sich je für einen Schatten, und kein Schatte für einen Schotten, denn zwei Selblauter trennen sie ewig.

Ich kehre aber zu unserer Geschichte zurück und begebe mich unter die Todten; denn alles ist aus der Welt, was mich

auf sie kommen sah. Mein Vater hieß Johann Christian Christoph Richter, und war Terzius und Organist in Wonsiedel; meine Mutter, die Tochter des Tuchmacher Johann Paul Kuhn in Hof, hieß Sophia Rosina. Am Tage nach der Geburt wurd' ich vom Senior Apel getauft. Der eine Taufpathe war gedachter Johann Paul; der andere Johann Friederich Thieme, ein Buchbinder, der damals nicht wußte, welchem Mäzen seines Handwerks er seinen Namen verlieh; daher denn der von beiden zusammengeschoßne Name Johann Paul Friedrich entstand, dessen großväterliche Hälfte ich ins französische (Jean Paul) übertragen und dadurch zu einem ganzen Namen Jean Paul erhoben, aus Gründen, welche in späteren Vorlesungen dieses Winterhalbjahres vollständig angegeben werden sollen.

Aber jetzo mag der Held und Gegenstand dieser historischen Vorlesungen unbesehen in der Wiege und an der Mutterbrust so lange liegen und schlafen — da doch dem langen Morgenschlaf des Lebens Nichts für allgemein-welthistorisches Interesse abzuhören ist — so lange, sag' ich, bis ich von denen gesprochen, wenn auch nicht viel und genug, nach welchen mein Herz sich und die Feder hindrängt, von meinen Vorverwandten, von Vater, Mutter und Großeltern.

Mein Vater war der Sohn des Rektor Johann Richter in Neustadt am Culm. Man weiß nichts von diesem, als daß er im höchsten Grade arm und fromm war. Kommt einer von seinen zwei noch übrigen Enkeln nach Neustadt, so empfangen ihn die Neustädter mit dankbarer Freude und Liebe; alte erzählen, wie gewissenhaft und strenge sein Leben und sein Unterricht gewesen, und doch, wie heiter! Noch zeigt man in Neustadt ein Bänkchen hinter der Orgel, wo er jeden Sonn-

tag betend geknieet; und eine Höhle, die er sich selber in dem sogenannten kleinen Culm gemacht, um darin zu beten, und welche noch den Fernen offen stand, in welchen sein feuriger Sohn — obgleich nur für ihn zu feurig — mit den Musen und der Penia spielte. Die Abenddämmerung war eine tägliche Herbstzeit für ihn, worin er, einige dunkle Stunden in der ärmlichen Schulstube auf- und abgehend, die Ernte des Tags und die Aussaat für den Morgen unter Gebeten überschlug. Sein Schulhaus war ein Gefängniß, zwar nicht bei Wasser und Brod, aber doch bei Bier und Brod; denn viel mehr als beide — und etwa frömmste Zufriedenheit dazu — warf ein Rektorat nicht ab, das obwol vereinigt mit der Kantor- und Organistenstelle, doch dieser Löwengesellschaft von 3 Aemtern ungeachtet, nicht mehr abwarf als 150 Gulden jährlich. An dieser gewöhnlichen baireutischen Hungerquelle für Schulleute stand der Mann, der zuvor Kantor in Rehau gewesen war, 35 Jahre lang, und schöpfte. Allerdings hätt' er mehre oder mehr Paar Bissen oder Pfennige gewonnen, wär' er weiter gerückt, z. B. zu einem Landpfarrer hinauf. So oft die Schulleute ihre Kleider wechseln, z. B. den Schulmantel mit dem Priestermantel, so bekommen sie bessere Kost, wie die Seidenraupen bei jeder neuen Häutung reicheres Futter erhalten, so daß ein solcher Mann die Vermehrung seiner Einkünfte durch das Vermehren seiner Arbeiten so weit treiben kann, daß er einem mit Wart- oder mit Gnadengeldern oder überhaupt hohen quieszirten Staatsbeamten nachkommt, dessen fünf Notenlinien von Treffern durch die ganze Partitur der Kammer bei allem Pausiren des Instruments durchgeführt wird.

Wenn indeß mein Großvater die Eltern seiner Schüler Nachmittags besuchte, mehr der Schüler als der Eltern wegen,

so brachte er von dem vorhin erwähnten Bier und Brod, bei welchem er lebenlang saß, sein Stück Brod in der Tasche mit, und erwartete als Gast blos ein Kännchen Bier. Es traf sich aber endlich im Jahre 1763 — eben in meinem Geburtsjahr — daß er am 6. August, wahrscheinlich durch besondere Konnexionen mit Höheren steigend, eine der wichtigsten Stellen erhielt, wogegen freilich Rektorat und Stadt und der Culmberg leicht hinzugeben waren, und zwar zählte er gerade erst 76 Jahre, 4 Monate und 8 Tage, als er die gedachte Stelle wirklich erhielt im Neustädter — Gottesacker; seine Gattin aber war ihm schon 20 Jahre vorher dahin vorausgegangen in die Nebenstelle. — Meine Eltern waren mit mir als 5 Monat altem Kinde zu seinem Sterbelager gereiset. Er war im Sterben, als ein Geistlicher (wie mir mein Vater öfter erzählte) zu meinen Eltern sagte: lasset doch den alten Jakob die Hand auf das Kind legen, damit er es segne. Ich wurde in das Sterbebett hineingereicht, und er legte die Hand auf meinen Kopf — — Frommer Großvater! Oft habe ich an deine im Erkalten segnende Hand gedacht, wenn mich das Schicksal aus dunkeln Stunden in hellere führte, und ich darf schon den Glauben an deinen Segen festhalten in dieser von Wundern und Geistern durchdrungenen, regierten und beseelten Welt!

Mein Vater, in Neustadt 1727 den 16. Dezember geboren — fast mehr zum Winter des Lebens als gleich mir zu einem Frühling, würd' ich sagen, hätte seine Kraftnatur sich nicht auch in Eisberge gute Häfen einzuschneiden vermocht — konnte das Lyzeum in Wonsiedel, wie Luther die Schule in Eisenach, nur als sogenannter Alumnus oder armer Schüler genießen oder erdulden; denn wenn man 150 fl. jährliche Ein-

nahme gehörig unter Vater, Mutter und mehre Schwestern vertheilte, so mußte auf ihn selber gerade gar nichts kommen, als höchstens das Alumnus-Brod. Darauf bezog er das Gymnasium poeticum in Regensburg, um nicht nur in einer größern Stadt zu hungern, sondern auch darin statt des Laubes die eigentliche Blüte seines Wesens zu treiben. Und diese war die Tonkunst. In der Kapelle des damaligen Fürsten von Thurn und Taxis — des bekannten Kenner und Gönner der Musik — konnte er der Heiligen, zu deren Anbetung er geboren war, dienen. Klavier und Generalbaß erhoben ihn zwei Jahrzehende später zu einem geliebten Kirchenkomponisten des Fürstenthums Baireut. An Charfreiabenden erfreute er oft sich und uns Kinder mit den Darstellungen der heiligen Allmacht, womit an eben diesen Tagen die Töne in katholischen Kirchen die Seelen hoben und heiligten. Ich muß leider bekennen, daß mir, als ich vor einigen Jahren in Regensburg war, unter allen dortigen Antiken und Vergangenheiten — nicht einmal den Reichstag ausgenommen — das väterliche gedrückte Leben die wichtigste war; und ich dachte im Thurn und Taxischen Pallast, und in den engen Gassen, wo ein Paar Dickbäuche ein schweres Ausweichen haben, oft an die kleinen Wege und engen Päße seiner Jugend-Tage. Darauf studirte er statt der Tonkunst in Jena und Erlangen Theologie; vielleicht blos um in Baireut, wo sein Sohn alle diese Nachrichten sammelt, als Hauslehrer eine Zeit lang, d. h. bis in sein 32stes Jahr, sich abzuplagen. Denn schon 1760 rang er dem Staate den Posten eines Organisten und Terzius in Wonsiedel ab; und machte sonach unter dem Baireuter Marggrafen mehr und früheres Glück als jener Candidat in Hannover,

wovon ich gelesen, welcher 70 Jahre alt wurde und doch keine andere Kirchenstelle bekam, als eine darneben im Kirchhofe.

Nur fürchte aus dem Bisherigen ja niemand von meinen Zuhörern, daß sie etwan einen Vater von mir vorbekommen, welcher erbärmlich, wie einige neuere Ueberchristen in thränennasse Schnupftücher eingewindelt, daherzieht; er lebte auf Flügeln, und wurde als der anmuthigste Gesellschafter voll Scherz in den Familien von Brandenburg und Schöpf gesucht. Die Kraft des geselligen Scherzes begleitete ihn durch sein ganzes Leben, indeß er im Amte als strengster Geistlicher, und auf der Kanzel als sogenannter Gesetzprediger galt. In seiner Vaterstadt gewann er durch seine begeisterten Predigten seine Anverwandten, in Hof im Voigtland noch etwas Wichtigeres — eine Braut, und was noch schwerer war, die reichen Schwiegereltern dazu. Wenn ein Bürger, der durch Tuchmachen und Schleierhandel wohlhabend geworden, von seinen zwei einzigen Töchtern die schönste, kränklich zart gebildete und geliebteste einem dürftigen Terzius, der mit seinen Gläubigern eine Tagreise von ihm wohnt, nicht versagt: so konnte auf der einen Seite dieser Terzius nur mit vielem Verdienste der persönlichen Erscheinung und mit dem Ruhm und Eindruck großer Kanzelgaben Tochter und Eltern erobert haben, und auf der andern mußte in dem Tuchmacher eine über sein Tuch und Geld erhobene Seele wohnen, für welche der Stand des Talents und der geistlichen Würde in einem höhern Lichte erschien als der gleißende Silberhaufe eines gemeinen Wesens. Im Jahre 1761 den 13. Oktober ging die Liebende als Braut mit ihren Schätzen in sein enges Schulhäuschen, das er zum Glück ohnehin durch kein Hausgeräthe noch enger gemacht. Sein heiteres Leben, seine Gleichgültigkeit gegen Geld, ver-

bunden mit seinem Vertrauen auf seine Haushälterin, ließen in der Terziat-Konchylie überflüssig-leeren Raum für alles offen, was aus Hof von fahrender Habe Platz nehmen wollte; — aber meine Mutter — so waren die damaligen Eheleute und einige jetzige — stieß sich in der ganzen Ehe so wenig an diese Leerheit als mein Vater selber. Der kräftige Mann muß den Muth haben, eben so gut eine Landreiche zu ehelichen als eine Hausarme.

In meinen historischen Vorlesungen wird zwar das Hungern immer stärker vorkommen — bei dem Helden steigt's sehr — und wol so oft als das Schmausen in Thümmels Reisen und das Theetrinken in Richardsons Klarissa; aber ich kann doch nicht umhin zur Armuth zu sagen: sei willkommen! sobald du nur nicht in gar zu späten Jahren kommst. Reichthum lastet mehr das Talent als Armuth — unter Goldbergen und Thronen liegt vielleicht mancher geistige Riese erdrückt begraben. Wenn in die Flammen der Jugend und vollends der heißeren Kräfte zugleich noch das Oel des Reichthums gegossen wird: so wird wenig mehr als Asche vom Phönix übrig bleiben; und nur ein Göthe hatte die Kraft, sogar an der Sonne des Glücks seine Phönixflügel nicht kürzer zu versengen. Der arme historische Professor hier möchte um vieles Geld nicht in der Jugend viel Geld gehabt haben. Das Schicksal macht es mit Dichtern, wie wir mit Vögeln, und verhängt dem Sänger so lange den Bauer finster, bis er endlich die vorgespielten Töne behalten, die er singen soll.

Nur aber verschone, gerechtes Geschick! einen alten Menschen mit Darben, denn gerade dieser soll und muß etwas haben; seinen Rücken haben schon die schweren Jahre zu krumm gebogen, und er kann sich nicht mehr aufrichten und wie Jüng-

linge Lasten leicht tragen auf dem Kopfe. Der alte Mensch braucht die Ruhe in der Erde schon auf ihr; von der Erde kann er nur Gegenwart gebrauchen und wenig Zukunft, denn er hat ja keine pflanzende blühende Zukunft mehr als Folie für seine Gegenwart. Er will, zwei Schritte vom letzten und tiefsten Schlafbette, ohne andere Vorhänge als Blumen im Großvaterstuhl des Alters noch ein wenig ruhen und schlummern und noch einmal halb im Schlafe die Augen aufmachen und die alten Sterne und Wiesen seiner Jugend anschauen, und ich habe so wenig dagegen — da er doch sein Wichtigstes gethan hat sogar für die andere Welt — wenn er sich Abends freut auf sein Frühstück und am Morgen auf sein Bett, und wenn ihn als zum zweitenmale ein Kind die Welt unter den unschuldigen Sinnenfreuden entläßt, womit sie ihn als erstes aufgenommen.

Nur einen einzigen Fehlentschluß meines Vaters könnte man vielleicht auf die Rechnung der Dürftigkeit setzen, daß er nämlich, anstatt sich mit seinem ganzen musikalischen Herzen der Tonmuse zu geloben, wie ein Mönch dem Predigtamte hingab und daß er sein Tongenie in eine Dorfkirche begraben ließ. Freilich war damals — zumal nach der Meinung bürgerlicher Schwiegereltern — das Kirchenschiff das Proviant- und Luftschiff und der dürftige Musensohn suchte in den Kanzelhafen einzulaufen. Aber wer eine nicht von Bedürfnissen und Abrichtungen aufgedrungene, mit ihm aufgewachsene Deklinazion und Inklinazion seiner Magnetnadel in sich fühlt: der folge ihrer Weisung getrost als einer Nadel durch die Wüste hin. Hätte gegenwärtiger Professor der eignen Geschichte seinem Vater, wie dieser es selber begehrte, nachgeahmt: so hielte er jetzo statt dieser Vorlesungen heilige

Amtreden, sowol Kasual- als andere Reden, und etwan im allgemeinen Magazin für Prediger dürft' er stehen, nur leider dasselbe über Gebühr mehr aufschwellend.

Aber mein Vater wurde im Grunde weder sich noch der Ton-Muse untreu. Besuchte sie ihn denn nicht als alte Geliebte im Nonnengewande der heiligen Jungfrau und brachte ihm im einsamen tonlosen Pfarrdorf Jodiz jede Woche Kirchenmusiken mit? — Und auf der anderen Seite wohnte noch eine andere Kraft neben seiner musikalischen in ihm und suchte ihren Spielraum, die Kanzel; denn wenn gewöhnlich der große Tonkünstler nach einer alten Bemerkung das sinnliche Trinken, und nach Lavater das sinnliche Essen sucht, und so der Kapellmeister als sein Selbkellermeister und als sein Selbspeisemeister erscheint: so hört man eben nicht, daß sie besondere Kanzelredner dabei waren. Beredsamkeit, die prosaische Wand- und Thürnachbarin der Poesie, wohnte im Predigerherzen meines Vaters; und dieselben Sonnenstralen des Genius, die am Morgen seines Lebens in ihm, wie in einem Memnons-Bild, Wohllaute weckten, vereinigten später auf der Kanzel warmes Licht und den Donner der Gesetzpredigten. —

Ich merke wol, meine Zuhörer, daß ich lange von meinen Anverwandten rede und sie sehr lobe; aber ich will ja sogleich von mir zu reden anfangen und kaum damit aufhören. Zwar das Lob selber, das ich meinem Vater hier ertheile, käme ihm, wenn er noch lebte, noch so bedeutend vor, als es mir selber leer erscheint, wenn ich mir ihn in der Ewigkeit vorstelle, wo er sich unter den Seligen nicht sonderlich damit brüsten wird, daß er im Jahre 1818 von meinem Lehrstuhl herab wieder als Kirchenkomponist des Baireuter Fürstenthums ausgerufen worden; — und ganz dasselbe und die ähnliche Kälte gegen alles

Loben soll mein Sohn*) von mir voraussetzen, wenn er einst in der Zeit, wo ich schon ein Seliger bin, den allgemeinen Beifall, den meine Werke gewonnen, feurig der Welt erzählt, er soll aber, so wenig als ich, deshalb kälter oder kürzer malen.

Ueberhaupt, meine verehrtesten Herren, würd' ich Ihnen zehnmal lieber historische Vorlesungen über meine Voreltern halten, als über mich selber. Wie anders gestaltet sich die sonst uns fremdartige Vorzeit, wenn unsere Verwandten durch sie ziehen, und sie mit unserer Gegenwart verbrüdern und verketten! Und zu beneiden ist der Mann, welchen die Geschichte von Voreltern zu Voreltern namentlich zurückbegleitet, und ihm eine graue Zeit in eine grüne umfärbt. Denn wir können uns die Zeiten, worin unsere Vor- und Ureltern lebten, und diese selber sogar in ihrem Alter nicht anders als in Jugendglanz und Jugendfrische malen, so wie wir unsere Nachwelt uns eigentlich aus Greisen, nicht aus Jünglingen zusammensetzen.

Ich kehre endlich zu dem Helden und Gegenstande unserer historischen Vorlesungen zurück, hebe besonders den Umstand heraus, daß ich in Wonsiedel (unrichtiger Wunsiedel), einer Stadt am Fichtelgebirge, geboren bin. Das Fichtelgebirge, fast die höchste Gegend Deutschlands, gibt seinen Anwohnern Gesundheit (sie können am ersten das Alexanderbad entbehren) und starken hochgebauten Wuchs; und der Professor läßt seine

*) Im oben genannten Jahre lebte dieser einzige, dem Vater ähnliche und nacheifernde Sohn noch. Er starb 19 Jahre alt am Nervenfieber, und wir wollen künftig von ihm sprechen, wenn die väterlichen Denkbücher mit Schmerzen an ihn erinnern werden.

Zuhörer entscheiden, ob er in seiner Lehrkanzel als Bestätigung davon, oder als Ausnahme erscheint. Verdrießlich ist's übrigens für einen Mann, der am liebsten in seiner Geburtstadt sich einen Namen machen will, daß die Wonsiedler gerade das R bei Mitte und Ende der Wörter verschlucken, mit welchem doch bekanntlich der Name Richter beginnen und beschließen muß *). Übrigens standen von jeher die Stadt-Ahnen der Wonsiedler mit den Lorbeerkränzen der Kriegstapferkeit da, die ich von ihnen, als meinen Geburtstadt-Ahnen, mir wünschen muß; und es ist hinlänglich aus der Geschichte **) bekannt, wie sie den Hussiten widerstanden und obgesiegt; und ich bin, wenn man statt der Hussiten Rezensenten setzt, vielleicht nicht aus der tapferen Art geschlagen, in so fern man meine Siege über meine Feinde zählen will, vom Hussiten Nikolai an, bis zum Hussiten Merkel. — Von jeher war in Wonsiedel, die sechste Stadt in den sogenannten Sechsämtern, wenigstens für Patriotismus und für Vereinen zu Beistand und zu Recht, ein sechster Schöpfungtag, und deutsche Treue und Liebe und Kraft hielten sich da auf. — Ich bin gern in dir geboren, Städtchen am langen hohen Gebirge, dessen Gipfel wie Adlerhäupter zu uns niedersehen! — Deinen Bergthron hast du verschönert durch die Thronstufen zu ihm; und deine Heilquelle gibt die Kraft — nicht dir, sondern — dem Kranken, hinauf-

*) Z. B. Vata Vater, Mauda Mutter, Hea Herr, Wassa Wasser rc.

**) Nach der ausführlichen Beschreibung des Fichtel-Berges (Leipzig 1716) S. 52. hatten die Hussiten im Jahre 1462 das ganze Land oberhalb des Gebirgs verheert; die Wonsiedler aber schlugen am Freitag vor Pfingsten 18000 Mann Böhmen, die ihre Stadt dreimal stürmten, zurück.

zusteigen zum Thronhimmel über sich, und zum Beherrschen der weiten Dörfer und Länderebene. — Ich bin gern in dir geboren, kleine, aber gute lichte Stadt.

Es ist eine bekannte Beobachtung, daß die Erstgebornen gewöhnlich weiblichen Geschlechts sind. Von dieser Beobachtung macht der Gegenstand dieser Geschichte keine Ausnahme ungeachtet seines Rechts der Erstgeburt; denn da die Eltern im Oktober 1761 getrauet und er 1763 im März geboren worden: so ging ihm (wie er gehört) ein Wesen — für die Erde nur ein Schatten — voraus, und fing vielleicht, ohne das Licht der Welt erblickt zu haben, im Lichte einer andern das Daseyn an.

Tief hinunterreichende Erinnerungen aus den Kindheitjahren erfreuen, ja erheben den bodenlosen Menschen, der sich in diesem Wellendaseyn überall festklammern will, unbeschreiblich und weit mehr als das Gedächtniß seiner späteren Schwungzeiten; vielleicht aus den zwei Gründen: daß er durch dieses Rückentsinnen sich näher an die von Nächten und Geistern bewachten Pforten seines Lebens zurückzudrängen meint, und daß er zweitens in der geistigen Kraft eines frühen Bewußtseyns gleichsam eine Unabhängigkeit vom verächtlichen kleinen Menschenkörperchen zu finden hofft. Ich bin zu meiner Freude im Stande, aus meinem zwölf-, höchstens vierzehnmonatlichen Alter eine bleiche kleine Erinnerung, gleichsam das erste geistige Frucht-Schneeglöckchen aus dem dunkeln Erdboden der Kindheit, noch aufzuzeigen. Ich erinnere mich nämlich noch, daß ein armer Schüler mich sehr liebgehabt und ich ihn, und daß er mich immer auf den Armen — was angenehmer ist, als später auf den Händen — getragen, und daß er mir in einer großen schwarzen Stube der Alumnen Milch zu essen

gegeben. Sein fernes nachdunkelndes Bild und sein Lieben schwebte mir über spätere Jahre herein; leider weiß ich seinen Namen längst nicht mehr; aber da es doch möglich wäre, daß er noch lebte, hoch in den Sechzigern, und als vielseitiger Gelehrter diese Vorlesungen im Druck vorbekäme und sich dann eines kleinen Professors erinnerte, den er getragen und geküßt — — ach Gott, wenn dieß wäre und er schriebe — oder der ältere Mann zum alten käme! — Dieses Morgensternchen frühester Erinnerung stand in dem Knabenalter noch ziemlich hell in seinem niedrigen Himmel, erblaßte aber immer mehr, je höher das Taglicht des Lebens stieg; — und jetzo erinnere ich mich eigentlich nur dieß klar, daß ich mich früher an alles heller erinnert. —

Da mein Vater schon im Jahre 1765 als Pfarrer nach Jodiz berufen worden: so kann ich mein Wonsiedler Kindheit-Reliquiarium desto reiner von den ersten frühen Joditzer Reliquien und Erinnerungen abscheiden.

Das Pfarrdorf ist nun der zweite Aufzug dieses kleinen historischen Monodrama's, wo Sie, hochgeehrteste Herren und Frauen, den Helden des Stücks schon in ganz andern Entwickelungen antreffen werden in der zweiten Vorlesung; denn jede Vorlesung spielt an einem andern Wohnorte. Es ist überhaupt die ganze Geschichte dieser Vorlesungen — oder die Vorlesung dieser Geschichte — so kunstmäßig und glücklich durch alles geordnet, daß von den gewöhnlichen drei Einheiten eines historischen Stückes, nur nach der ersten des Orts — da ich ja in den verschiedenen Orten meines Aufenthalts vorkommen und auftreten muß — keine weiter als die Einheit der Zeit verletzt wird, weil der Held vom Antritt seines Lebens bis zum Antritt seiner Professur ja immer aus einer

Zeit in die andere gehen muß; noch abgerechnet, daß er unter dem Darstellen und Spielen des Stücks ja selber durch Aelterwerden die Einheit der Zeit beleidigt, dafür aber die durchgängige Einheit des Interesse festhält, die schwerlich größer zu denken ist. Schon hebt aber das Steigen unseres Helden an, und wir haben die Freude, die historische Person, die wir als bloßen Terziussohn in der ersten Vorlesung verlassen, schon nach zwei Jahren als Pfarrsohn in der zweiten anzutreffen; denn 1765 wurde mein Vater nach Joditz vozirt von der Freifrau von Plotho in Zedtwitz, eine geborne Bodenhausen, die Gemahlin desselben Plotho, der beim Beginn des siebenjährigen Kriegs Friedrichs des Einzigen Gesandter am Reichstage in Regensburg war.

Zweite Vorlesung,

welche den Zeitraum vom 1sten August 1765 bis zum 9ten Januar 1776 umfaßt. — Joditz — Dorfidyllen.

Verehrteste Herren und Frauen!

Sie finden jetzo den Professor der Selbergeschichte im Pfarrdorfe Joditz, wo er in einer Weiberhaube und einem Mädchenröckchen mit seinen Eltern eingezogen; die Saale, gleich mir am Fichtelgebirge entsprungen, war mir bis dahin nachgelaufen, so wie sie, als ich später in Hof wohnte, vorher vor dieser Stadt unterwegs vorbei ging. Der Fluß ist das Schönste, wenigstens das Längste von Joditz, und läuft um dasselbe an einer Berghöhe vorüber, das Oertchen selber aber durchschneidet ein kleiner Bach mit seinem Stege kreuzweise.

Ein gewöhnliches Schloß und Pfarrhaus möchten das Bedeutendste von Gebäuden da seyn. Die Umgegend ist nicht über zweimal größer als das Dörfchen, wenn man nicht steigt. — Und doch ist das Dorf für einen Professor der eigenen Geschichte noch wichtiger als die Stadt der Geburt, weil er in ihm das wichtigste, nämlich die Knabenolympiaden, verlebt.

Niemals könnt' ich den 19 Städten, die sich (nach Suidas) um die Ehre, homerische Geburtörter zu seyn, zankten, meine Stimme geben, eben so wenig als den verschiedenen holländischen Ortschaften, die (nach Bayle) sämmtlich den Erasmus geboren haben wollten. – Was kann denn am ersten Tage nach neun Monaten, oder vor neun Monaten gelegen seyn?

Sogar am Orte des Grabes könnten Einwohner mehr Antheil des Verdienstes — auch Tadels — haben als an dem Orte der Wiege. Obgleich im Ganzen sogar viele Fürsten in Residenzstädten geboren werden: so rühmen sich doch London, Paris, Berlin und Wien nicht damit; sonst müßten sich im umgekehrten Verhältnisse alle die Städte und Dörfer schämen, wo große Spitzbuben geboren worden. Höchstens Geburtländer möchten die Ehre der Geburtörter sich anmaßen dürfen, wenn in ihnen durch die Mehrheit guter Geburten etwas für ihren Himmelstrich und die Bewohner desselben entschieden wird; aber Ein Pindar in Böotien macht aus diesem noch keinen Schwalbensommer.

Aber die eigentliche Geburtstadt, und zwar die geistige, ist der erste und längste Erziehort; und wenn sogar schon für große weltberühmte Männer, welche Erziehung selten brauchen, und selten gebrauchen; wie vielmehr aber für Dorf- und Stadtberühmte Mittel-Männer, wie mein Held ist, der so viel

durch Erziehen und Verziehen gewonnen, und der durch beides in Verbindung mit Lektüre (nur eine größere Er- und Verziehanstalt) wirklich das geworden, was er eben ist, ein hildburghäusischer Gesandtschaftrath, ein heidelberger Doktor der Philosophie und nachher ein dreifaches Mitglied verschiedener Gesellschaften und gegenwärtiger unwürdiger Besitzer dieses selber-historischen Professorats.

Lasse sich doch kein Dichter in einer Hauptstadt gebären und erziehen, sondern wo möglich in einem Dorfe, höchstens in einem Städtchen. Die Ueberfülle und die Ueberreize einer großen Stadt sind für die erregbare schwache Kindseele ein Essen an einem Nachtisch und Trinken gebrannter Wasser und Baden in Glühwein. Das Leben erschöpft sich an ihm in der Knabenzeit und er hat nun nach dem Größten nichts mehr zu wünschen als höchstens das Kleinere, die Dorfschaften. Man gewinnt und erräth aber nicht so viel, wenn man aus der Stadt ins Dorf kommt, als umgekehrt aus Jodiz nach Hof. Denk' ich vollends an das Wichtigste für den Dichter, an das Lieben: so muß er in der Stadt um den warmen Erdgürtel seiner elterlichen Freunde und Bekanntschaften die größeren kalten Wende- und Eis-Zonen der ungeliebten Menschen ziehen, welche ihm unbekannt begegnen und für die er sich so wenig liebend entflammen oder erwärmen kann als ein Schiffvolk, das vor einem andern fremden Schiffvolk begegnend vorübersegelt. Aber im Dorfe liebt man das ganze Dorf und kein Säugling wird da begraben, ohne daß jeder dessen Namen und Krankheit und Trauer weiß; Jodizer haben sich alle in einander hineingewohnt und hineingewöhnt; — und dieses herrliche Theilnehmen an jedem, der wie ein Mensch aussieht, welches daher sogar auf den Fremden und den Bettler über-

2*

zieht, brütet eine verdichtete Menschenliebe aus, und die rechte Schlagkraft des Herzens. — Und dann, wenn der Dichter aus seinem Dorfe wandert, bringt er jedem, der ihm begegnet, ein Stückchen Herz mit, und er muß weit reisen, eh' er endlich damit auf den Straßen und Gassen das ganze Herz ausgegeben hat.

Allerdings gibt es noch ein größeres Unglück als das, in einer Hauptstadt erzogen zu seyn — nämlich das, unterwegs erzogen zu werden als ein vornehmes Kind, das nun Jahre lang durch fremde Städte und Menschen fährt und kein Haus kennt als den Kutschenkasten.

Wir nähern uns wieder mehr unserem Pfarrsohne, dessen Leben in Joditz ich am besten darzustellen glaube, wenn ich dasselbe später als einen ganzen Idyllenjahrgang vorüberziehen lasse. Aber wie Nebelwetter gehe das voraus, was nicht zu den hellen Tagen gehört; und dieser Nebel war mein Unterricht; obwol freilich am Ende erst nach 10 Jahren. Alles Lernen war mir Leben, und ich hätte mit Freuden, wie ein Prinz, von einem Halbdutzend Lehrern auf einmal mich unterweisen lassen, aber ich hatte kaum einen rechten. Noch erinnere ich mich der Winterabendlust, als ich aus der Stadt endlich das mit einem Griffel als Zeilenweiser versehene Abcbuch in die Hand bekam, auf dessen Deckel schon mit wahren goldnen Buchstaben (und nicht ohne Recht) der Inhalt der ersten Seite geschrieben war, der aus wechselnden rothen und schwarzen bestand; ein Spieler gewinnt bei Gold und rouge et noir weniger an Entzücken als ich dabei an dem Buche, dessen Griffel ich nicht einmal anschlage. Damit bezog ich nun — nachdem ich bei meinem Innern Privatissima genug genommen und die tiefern Schulklassen durchgemacht — in

einer grüntafftenen Haube, aber schon in Höschen (die Schulmeisterin ersetzte öffentlich dabei meine schwachen Händchen) die hohe Schule, nämlich die der Pfarrwohnung gegenüber gelegene Schulwohnung, und sagte gleich jedem auf mit dem Griffel. Wie gewöhnlich gewann ich alles Lebende in der Schule lieb, und den lungensüchtigen magern, aber aufgeweckten Schulmeister zuerst, mit welchem ich alle Wartangst theilte, wenn er hinter seinem zum Fenster hinaus gehaltenen Finkenkloben auf einen anfliegenden Stieglitz lauerte, oder wenn er das Zuggarn über die Emmerlinge auf dem Vogelheerde draußen im Schnee herüberzuschlagen vorhatte. Aus der grönländischen Winterschwüle der vollen Schulstube erinnere ich mich noch vergnügt der langen ausgestopften Zapfen aus Leinwand, welche in kleinen durch die Holzwand gebohrten Luftlöchern steckten und die man nur herauszuziehen brauchte, um in den offnen Mund die herrlichsten Erfrischungen von Luft aus dem Froste draußen einzunehmen. Jeder neue Schreibbuchstabe vom Schulmeister erquickte mich, wie Andere ein Gemälde; und um das Aufsagen der Lekzion beneidete ich Andere, da ich gern, wie die Seligkeit des Zusammensingens, auch die des Zusammenbuchstabirens genossen hätte.

War es 12 Uhr, und das Essen noch nicht fertig: so konnte mir, und meinem verstorbenen Bruder Adam, ob ihm gleich jedes Vogelnest lieber war als ein ganzer Musensitz, nichts Erwünschteres begegnen; denn wir flogen mit unserem Hunger in die Schule, um keine Minute zu versäumen, sondern ihn erst nachher zu stillen. Man machte viel aus dieser lernbegierigen Aufopferung, aber ich weiß noch gut, daß an ihr die gewöhnliche Neigung der Kinder, von der täglichen Ordnung abzuweichen, den größten Antheil hatte: wir wollten

gern um einige Stunden später essen; gerade so wie wir deshalb uns auf das Spätessen des Fast- und Bußtags freueten. Geht alles im Hause recht durcheinander — z. B. durch Ausweißen der Zimmer, oder gar durch Ausziehen in ein fremdes Haus, oder durch Ankunft vieler Gäste — so wissen sich die kleinen Menschennarren nichts Schöneres.

Leider schloß ich mir selber durch eine unzeitige Klage bei meinem Vater, daß ein langer Bauersohn (Zäh ist sein Name für die Nachwelt) mich mit einem Einlegmesser ein wenig auf die Fingerknöchel geschlagen, auf immer die Schulstube zu. Er, in seinem ehrgeizigen Zorne, gab nun mir und meinen Brüdern allein den Unterricht; und mir gegenüber mußt' ich jeden Winter die Schulkinder in einem Hafen einlaufen sehen, der mir versperrt war. Indeß blieb mir doch die Nebenfreude, häufig dem Schulmeister die Bullen und Dekretalen seines Dorfpabstes zu überbringen und statt der römischen agnus dei oder geweihten Windeln und Rosen Christgeschenke, die Schlachtschüssel oder sonst einen kleinen Teller mit Essen.

Vier Stunden Vor- und drei Stunden Nachmittags gab unser Vater uns Unterricht, welcher darin bestand, daß er uns blos auswendig lernen ließ, Sprüche, Katechismus, lateinische Wörter und Langens Grammatik. Wir mußten die langen Geschlechtregeln jeder Deklinazion sammt den Ausnahmen, nebst der beigefügten lateinischen Beispiel-Zeile lernen, ohne sie zu verstehen. Ging er an schönen Sommertagen über Land: so bekamen wir so verdammte Ausnahmen, wie panis piscis, zum Hersagen für den nächsten Morgen auf, von welchen mein Bruder Adam, dem der ganze lange Tag kaum zu seinem Herumrennen und Kindereien aller Art zulangte, gewöhnlich kein Achtel im Kopfe übrig hatte. Denn nur selten

erlebte er das Glück, so köstliche Deklinazionen wie scamnum oder gar wie cornu in der Einzahl, wovon er allerdings jedesmal wenigstens die lateinische Hälfte herzusagen wußte, aufgegeben zu bekommen. Übrigens, glauben Sie mir, meine Herren und Frauen, war es gar nichts Leichtes, an einem blauen Juniustag, wo der Allherrscher Vater nicht zu Hause war, sich selber in einen Winkel festzusetzen und gefangen zu nehmen und zwei oder drei Seiten von Vokabeln in den Kopf einzuprägen und einzuhauen; an einem blauen langen Wonnetag, sag' ich, war es nichts Leichtes, sondern mehr an einem weiß-dunkeln kurzen Dezembertag, und man muß sich nicht wundern, wenn mein Bruder desfalls immer Schläge von solchen Tagen davontrug. Professor dieser eigenen Geschichte darf aber den allgemeinen Satz aufstellen, daß er überhaupt niemal in seinem ganzen Schülerleben ausgeprügelt worden, weder gliederweise, geschweige vollends im Ganzen; der Professor wußte immer das Seinige.

Nur werfe dieses bloße Auswendiglernenlassen kein falsches Licht auf meinen unverdroßnen und liebevollen Vater, der den ganzen Tag dem Aufschreiben und Auswendiglernen der Predigten für seine Bauern opferte blos aus überstrenger Amtgewissenhaftigkeit, da er die Kraft seiner improvisirenden Beredsamkeit mehrmal erfahren hatte, und er, der im wöchentlichen Besuche der Schulstube und im Verdoppeln öffentlicher Kinderlehren und überall die Pflichten mit Opfern überbot, und der mit einem weichen warmen Vaterherzen an mir am meisten hing und leicht über kleine Zeichen meiner Anlagen oder Fortschritte in frohes Weinen ausbrach. Dieser Vater beging in seiner ganzen Erziehweise keine anderen Fehler —

so seltsame auch noch vorkommen mögen — als die des Kopfes, nicht des Willens.

Eigentlichen Schullehrern ist sogar diese Methode anzuempfehlen, weil bei keiner so viel Zeit und Mühe zu ersparen ist als bei dieser wahrhaft bequemen, wo der Zögling am Buche den Vikarius oder Adjunktus des Lehrers oder dessen curator absentis erhält und wie ein kräftiger Hellseher sich selber magnetisirt. Ja dieses geistige Selberstillen der Kinder läßt eine solche Ausdehnung zu, daß ich mir getraue durch die bloße Briefpost ganzen Schulen in Nordamerika vorzustehen, oder in der alten Welt funfzig Tagreisen entfernten, indem ich meiner Schuljugend blos schriebe, was sie täglich auswendig zu lernen hätte, und einen unbedeutenden Menschen hielte, dem sie es hersagte, und ich genösse das Bewußtseyn ihrer schönen geistigen Fastensonntage reminiscere.

Im Speccius übersetzte ich auf Befehl viel vom Anfange ins Lateinische mit der Freude, womit ich jeden neuen Zweig des Lernens erstieg und abbeerte; die letzte Hälfte desselben bracht' ich von selber ins Latein, aber ohne einen Korrektor der Fehler zu finden. Die Colloquia (Gespräche) in Langens Grammatik weissagt' ich mir deutsch aus Sehnsucht ihres Inhalts; aber mein Vater ließ mich in Jodiz nichts übersetzen. In einer lateinisch' geschriebenen Grammatik der griechischen Sprache studirt' ich durstig und hungrig das Alphabet und schrieb am Ende ziemlich griechisch, was nämlich die Handschrift anlangt. Wie gern hätt' ich mehr gelernt, und wie leicht! Wenn nicht der Leib, doch der Geist einer Sprache fuhr leicht in mich hinein; wie die dritte Vorlesung unseres Winterhalbjahrs wol der Welt am besten zeigen wird.

Nur einmal an einem Winternachmittage — ich mochte

etwa 8 oder 9 Jahr alt seyn — als mein Vater ein kleines lateinisches Wörterbuch mit mir treiben, d. h. es mich auswendig lernen lassen wollte und ich ihm die erste Seite vorher abzulesen hatte: las ich lingua ungeachtet seiner Verbesserung nicht lingwa, sondern immer lin-gua; und wiederholte denselben Fehler allen Korrekturzeichen zum Trotz so oft, daß er wild wurde und in zorniger Ungeduld auf immer mir das Vokabelbuch und dessen Erlernen entzog. Noch jetzo kann ich der Quelle dieser hartnäckigen Dummheit nicht auf den Grund kommen, mein Herz aber — dieß sagt' es selber mir durch mein ganzes Leben hindurch — war mit keinem Muthwillen im Spiele, so wie überall nie, so am wenigsten hier gegen den Vater, der mir ja durch ein neues Lernbuch eine neue Knabenlust angeboten. Es wird aber absichtlich dieser historische Zug in unserem Hörsaale erzählt, damit die Unparteilichkeit des Geschichtforschers und Geschichtprofessors sich durch die Schatten erweise, auf die er sogar geradezu einen Helden anerkennend hinweiset, den er sonst gern überall, wo nur Wahrheit es verstattet, im glänzendsten Licht vorführt. — Uebrigens aber wie oft sagen unverstanden und mißverstanden die armen unschuldigen Menschen im Leben lin-gua, anstatt des so richtigen ling-wa, und noch dazu mit der Zunge (lingua), die zugleich auch Sprache (lingua) bedeutet! —

Geschichte übrigens — sowol alte als neue — Naturgeschichte, ferner das Wichtigste aus der Erdbeschreibung, desgleichen Arithmetik und Astronomie so wie Rechtschreibung, alle diese Wissenschaften lernt' ich zwar hinlänglich kennen, aber nicht in Joditz — wo ich recht gut ohne ein Wort von ihnen zwölf Jahre alt wurde — sondern mehre Jahre später schriftlich und brockenweise aus der Allgemeinen Bibliothek.

Desto lechzender war mein Durst nach Büchern in dieser geistigen Saharawüste. Ein jedes Buch war mir ein frisches grünes Quellenplätzchen, besonders der orbis pictus und die Gespräche im Reiche der Todten; nur war die Bibliothek meines Vaters, wie manche öffentliche, selten offen; ausgenommen wenn er nicht darin und daheim war. Wenigstens lag ich doch oft auf dem platten Dache eines hölzernen Gitterbettes (ähnlich einem vergrößerten Thierkäfig) und kroch wie der große Jurist Baldus auf Büchern, um eines für mich zu haben. Man erwäge nur, in einem volkleeren Dorfe, in einem einsamen Pfarrhause mußten für eine so hörbegierige Seele Bücher sprechende Menschen, die reichsten ausländischen Gäste, Mäzene, durchreisende Fürsten und erste Amerikaner oder Neu-Weltlinge für einen Europäer seyn.

Ich verstand zwar die Quartbände der Gespräche im Reiche der Todten als ein historischer Abeschütz nicht im Geringsten; aber ich las sie so gut wie die Zeitungen als ein geographischer, und konnte aus beiden viel berichten. So wie ich meinem Vater aus jenen erzählte — einmal Abends ohne seine Mißbilligung die während seiner Abwesenheit gelesene Liebegeschichte der Roxelane mit dem türkischen Kaiser — so trieb ich es eben so mit Zeitungen-Extrakten bei einer alten Edelfrau. Er bekam nämlich von seiner Patronatherrin Plotho in Zedwitz die Baireuter Zeitung geschenkt; monatlich oder vierteljährig — so oft er eben nach Zedwitz ging — brachte er einen Monat- oder Vierteljahrgang auf einmal nach Hause, und ich und er lasen einen so großen Abhub mit Nutzen, eben weil wir sie mehr band- als blattweise bekamen. Eine politische Zeitung gewährt, nicht blatt- sondern heft- und bandweise gelesen, wahrhafte Berichte, weil sie erst im Spielraume

eines ganzen Heftes Blätter genug zum Widerruf ihrer anderen Blätter gewinnt, und sie kann gleich dem Winde ihre wahre Farbe nicht in einzelnen Stößen und Stücken zeigen, sondern nur in ihrem großen Umfang, wie eben gedachte Luft erst in Masse ihre himmelblaue Farbe. Gewöhnlich am Morgen trug ich meinen Neuigkeiten-Atlas in das Schloß zur alten Frau von Reitzenstein und weissagte am Kaffeetischchen eines und das andere von dem, was ich ihr gebracht, und ließ mich loben. Noch erinnere ich mich einer damals oft vorkommenden Mehrzahl „Konföderirte". Höchst wahrscheinlich war in Polen der Plural; aber ich entsinne mich nicht des geringsten an ihm genommenen Antheils, wahrscheinlich weil ich nichts vom ganzen Handel verstand. So parteilos und ruhig wurden nun in unserem Dorfe die polnischen Affairen beurtheilt, sowol von mir als von der alten Frau von Reitzenstein, meiner Zuhörerin.

Die lerndurstigen Wurzeln unseres Helden drängten und krümmten sich überall umher, um zu erfassen und zu saugen. Er verfertigte Uhren, bei denen ihm die Zifferblätter am besten geriethen und welche ihren Perpendikel und Ein Rad und Gewichte hatten und gut standen. Sogar eine Sonnenuhr erfand er, indem er auf einen Holzteller ein Zifferblatt mit Dinte schrieb und den Teller mit dem Zeigerblech nach der Thurmuhr stellte und befestigte; und so wußt' er häufig, welche Zeit es war. Zifferblätter macht' er, wie viele Staaten, am liebsten an Uhren und voraus und, wie Lichtenberg, den Buchtitel früher als das Werk. Der gegenwärtige Schriftsteller zeigte schon im Kleinen eine Schachtel, in welcher er eine Etui-Bibliothek von lauter eigenen Sedezwerkchen aufstellte, die er aus den bandbreiten Papier-Abschnitzeln von den Oktavpre-

digten seines Vaters zusammennähte und zurechtschnitt. Der Inhalt war theologisch und protestantisch und bestand jedesmal aus einer aus Luthers Bibel abgeschriebenen kleinen Erklärnote unter einem Verse; den Vers selber ließ er im Büchelchen aus. So lag in unserem Friedrich Richter schon ein kleiner Friedrich von Schlegel, der gleichfalls in seinem Auszuge „Lessings Geist" dessen Meinungen über gewisse Schriftsteller auszog, die Stellen selbst aber nicht besonders angab.

Gleicher Weise warf sich unser Held auch auf die Malerei: mehre reitende Potentaten saßen oder vielmehr lagen ihm, wenn er mit einer Gabel alle ihre Züge so durchfuhr, daß ein fettiges Rußblatt unter ihnen sie mit der Kehrseite treffend auf einem weißen Blatte nachdruckte. Ob er nicht zu einem zweiten Raphael Mengs, den man nicht wie den ersten, zu dem Malen hin, von ihm wegzuprügeln hatte, unter einem andern Sonnenstande aufgeschossen wäre, weil sich daraus etwas vermuthen lasse, daß er nach Empfang eines Farbenkästchens den ganzen orbis pictus (die gemalte Welt) nach dem Leben durchgefärbt, das im Kästchen war, sollt' ich vor der Hand nicht glauben, so farbig auch in seiner Erinnerung die ersten weißrothen Lederbälle, und die viereckigen rothen Ziegel, und die von ihm geründeten Schiefer, und die herrlichen Farbenmuscheln im Kästchen und die grünlichen Goldkäfer noch nachschimmern. Es wäre nur um etwas Weniges richtiger, als wenn man aus seiner Kunst, im Winter Heringe zu machen, auf einen künftigen großen Kameralkorrespondenten schließen wollte. Sein Kunstgriff nämlich, sich auf dem Lande den Hering zu ersetzen in solcher Ferne von der Küste, bestand darin, daß er, wenn er Semmel holen mußte, in den Bach watete, und leise einen Stein aufhob, worunter eine Grundel oder

ein noch kleineres Fischchen zu fangen war. Diese that er in einen ausgehöhlten Krautstrunk (er stellte eine Heringtonne vor) und salzte sie gehörig ein, und so hätt' er, sobald das Tönnchen voll war, Heringe zu essen gehabt, wenn nicht alles gestunken hätte. Nicht besser, sondern noch schlechter würden zu Vorläufern eines kleinen Kameralkorrespondenten Surrogat-Erfindungen wie solche sich eignen, daß er braun getrocknete Birnhälften für kleinere Schinken, in Scherben gebratene abgeschnittene Taubenfüße für ein fertiges Essen gab, oder daß er Schnecken auf die Weide trieb. In der That äußerst lächerlich würde mir jeder künftige Geschichtforscher des gegenwärtigen Geschichtforschers seyn, der aus aufgelesenen Bruchstücken, wie sie in jeder anderen Kindheit umhergestreut sind, etwas Besonderes zusammenlesen wollte; der närrische Mann würde mir blos wie jener Pariser Balbier vorkommen, der mit Beistand eines Jesuiten mehre Elephantenknochen zusammenstellte und sie für das wahre Gerippe des deutschen Riesen Teutobachs verkaufte. Nicht der Bart macht einen Philosophen, obwol einen Matrosen oder einen Missethäter, wenn beide damit aus Schiff und Kerker steigen, weil sie darin nicht unter das Balbiermesser kommen.

Da die uferlose Thätigkeit unseres Helden sich mehr auf geistige als auf körperliche Spiele warf — die er aber alle mit unsäglicher Wollust trieb — so erfand er auch statt neuer Sprachen neue Buchstaben. Er nahm geradezu die Kalenderzeichen, oder geometrische aus einem alten Buche, oder chemische, oder neueste aus seinem Kopfe, und setzte daraus ein ganz neues Alphabet zusammen. Hatt' er es fertig: so war sein Erstes, daß er selber von seinem alphabetischen Solitair Gebrauch machte und eine oder ein Paar Seiten voll abge-

schriebener Materien darein kleidete. So war er zwar sein eigner Geheimschreiber und Versteckens-Spieler mit sich selber: konnte aber doch — ohne nur in die Büttnerschen Vergleich-tafeln aller Schriftarten zu gucken — auf der Stelle seine neue so leicht weglesen, wie eine gewöhnliche, weil er diese eben buchstabenweise schon als Steckbrief unter die heimlichen gestellt, und er blos nachzusehen brauchte. Dießmal könnte man es vielleicht dem mehr besagten Geschichtforscher weniger verdenken, wenn er aus diesem Verziffern und Entziffern, das schon in so früher Zeit weniger im Inhalte als in der Einkleidung seinen Werth suchte, eine Anlage zu einem Gesandtschaftrathe oder wirklichen Gesandten sehen wollte; denn in der That hab' ich später mir den Charakter eines Legazionrathes erworben und könnte noch heute manches verziffern.

Der Tonkunst war meine Seele (vielleicht der väterlichen ähnlich) überall aufgethan, und sie hatte für sie hundert Argus-Ohren. Wenn der Schulmeister die Kirchengänger mit Finalkadenzen heimorgelte: so lachte und hüpfte mein ganzes kleines gehobnes Wesen wie in einen Frühling hinein; oder wenn gar am Morgen nach den Nachttänzen der Kirchweihe, welchen mein Vater am nächsten Sonntage lauter donnernde Bannstralen nachschickte, zu seinem Leidwesen die fremden Musikanten sammt den gebänderten Bauerpurschen vor der Mauer unseres Pfarrhofes mit Schallmeien und Geigen vorüberzogen: so stieg ich auf die Pfarrhofmauer, und eine helle Jubelwelt durchklang meine noch enge Brust, und Frühlinge der Lust spielten darin mit Frühlingen, und an des Vaters Predigten dacht' ich mit keiner Sylbe. Stunden widmete ich auf einem alten verstimmten Klavier, dessen Stimmhammer und Stimmenmeister nur das Wetter war, dem Abtrommeln

meiner Phantasieen, welche gewiß freier waren als irgend kühne in ganz Europa, schon darum, weil ich keine Note kannte und keinen Griff und gar nichts; denn mein so klavierfertiger Vater wies mir keine Taste und Note.

Aber wenn ich doch zuweilen — wie gute neue Tonsetzer für Seil- und Hexentänze und Finger auf Klaviersaiten — eine kurze Melodie und Harmonie von drei bis sechs Saiten aufgriff: so war ich ein seliger Mann und wiederholte den Fingerfund so unaufhörlich, wie jeder gute neuere deutsche Dichter einen Gehirnfund, womit er den ersten Beifall erworben; weil er freundlicher handelnd als Heliogabalus, der den Koch einer schlechten Brühe so lange zum Fortessen derselben verurtheilte, bis er eine bessere ausgeforscht, umgekehrt die Lesewelt vielmehr mit einer trefflichen Brühe viele Leipziger Messen hindurch bewirthet, bis sie so abgestanden schmeckt wie die schlechte des kaiserlichen Kochs.

In der künftigen Kulturgeschichte unseres Helden wird es zweifelhaft werden, ob er nicht vielleicht mehr der Philosophie als der Dichtkunst zugeboren war. In frühester Zeit war das Wort Weltweisheit — jedoch auch ein zweites Wort Morgenland — mir wie eine offne Himmelpforte, durch welche ich hinein sah in lange lange Freudengärten. Nie vergeß' ich die noch keinem Menschen erzählte Erscheinung in mir, wo ich bei der Geburt meines Selbbewußtseyns stand, von der ich Ort und Zeit anzugeben weiß. An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Hausthüre und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht, ich bin ein Ich, wie ein Blitzstral vom Himmel vor mich fuhr, und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum erstenmale sich selber gesehen und auf ewig. Täuschungen des Erinnerns

sind hier schwerlich gedenkbar, da kein fremdes Erzählen sich in eine blos im verhangnen Allerheiligsten des Menschen vorgefallne Begebenheit, deren Neuheit allein so alltäglichen Nebenumständen das Bleiben gegeben, mit Zusätzen mengen konnte.

Um das Joditzer Leben unseres Hans Paul — denn so wollen wir ihn einige Zeit lang nennen, jedoch immer mit andern Namen abwechseln — am treuesten darzustellen, thun wir, glaub' ich, am besten, wenn wir dasselbe durch ein ganzes Idyllenjahr durchführen, und das Normaljahr in vier Jahrzeiten als eben so viele Idyllenquatember abtheilen; vier Idyllen erschöpfen sein Glück.

Niemand übrigens wundere sich über ein Idyllenreich und Schäferweltchen in einem kleinen Dörfchen und Pfarrhaus. Im schmalsten Beete ist ein Tulpenbaum zu ziehen, der seine Blütenzweige über den ganzen Garten ausdehnt; und die Lebensluft der Freude kann man aus einem Fenster so gut einathmen, als im weiten Wald und Himmel. Ist denn nicht selbst der Menschengeist (mit allen seinen unendlichen Himmelräumen) eingepfählt in einen fünf Fuß hohen Körper mit Häuten und malpigischem Schleim und Haarröhren und hat nur fünf enge Weltfenster von fünf Sinnentreffern aufzumachen für das ungeheure rundaugige und rundsonnige All; — und doch sieht und wiedergebärt er ein All.

Kaum würd' ich wissen, mit welchem unter den vier Idyllenquatembern anzufangen wäre; denn jeder ist ein kleiner Vorhimmel des nächsten; indeß geräth doch, wenn wir mit dem Winter und Januar anheben, das Steigern der Freuden am besten. In der Kälte war der Vater, wie eine Senne, gewöhnlich von der Treppenhöhe der Studirstube herabgezogen und hielt zur Freude der Kinder sich in der Ebene der

allgemeinen Wohnstube auf. Am Morgen saß er an einer Fensterecke und lernte seine Sonntag-Predigt auswendig, und die drei Söhne Fritz, das bin ich selbst, und Adam und Gottlieb (denn Heinrich kam erst gegen das Ende des Joditzer Idyllenlebens dazu) trugen abwechselnd die volle Kaffeetasse zu ihm, um noch froher die leere zurückzuholen, weil der Träger aus ihr die ungeschmolzenen Reste des gegen Husten genoßnen Kandiszuckers frei nehmen durfte. Draußen deckte zwar der Himmel alles mit Stille zu, den Bach durch Eis, das Dorf mit Schnee; aber in der Wohnstube war Leben, unter dem Ofen ein Taubenstall, an den Fenstern Zeisig- und Stieglitzhäuser, auf dem Boden die unbändige Bullenbeißerin, unsere Bonne, die Nachtwächterin des Pfarrhofs, und ein Spitzhund, und der artige Scharmantel, ein Geschenk der Frau von Plotho, — und darneben die Gesindestube mit zwei Mägden; und weiter gegen das andere Ende des Pfarrhauses der Stall mit allem möglichen Rind-, Schwein- und Federvieh und dessen Geschrei; unsere auch vom Pfarrhofe umschloßnen Drescher könnt' ich mit ihren Flegeln auch rechnen. So von lauter Gesellschaft umgeben, brachte nun leicht der ganze männliche Theil der Wohnstube den Vormittag mit Auswendiglernen zu, nahe neben dem weiblichen Kochen.

Ferien fehlen keinem Geschäfte in der Welt; und so hatt' auch ich die Luftferien — ähnlich den Brunnenferien — daß ich in den Schnee des Hofs gehen durfte und an die dreschende Scheune. Ja war im Dorf ein schweres Redegeschäft auszurichten, z. B. bei dem Schul- oder bei dem Schneidermeister, so wurde ich dahin mitten aus meinen Lerngeschäften verschickt, und so kam ich denn immer ins Freie und Kalte und konnte mich mit dem neuen Schnee messen. Mittags

konnten wir Kinder noch vor unserem Essen die hungrige Freude haben, daß wir die Drescher in der Gesindestube einbeißen und aufessen sahen.

Der Nachmittag wurde schon bedeutender und freudenreicher. Der Winter verkürzte und versüßte die Lernstunden. In der langen Dämmerung ging der Vater auf und ab, und die Kinder trabten unter seinem Schlafrock nach Vermögen an seinen Händen. Unter dem Gebetläuten stellten sich alle in Einen Kreis und beteten das Lied einstimmig ab: „Die finstre Nacht bricht stark herein.“ Nur in Dörfern — nicht in der Stadt, wo es eigentlich mehr Nacht- als Tagarbeiten gibt — hat das Abendläuten Sinn und Werth und ist der Schwanengesang des Tags; die Abendglocke ist gleichsam der Dämpfer der überlauten Herzen und ruft, als der Kuhreigen der Ebene, die Menschen von ihren Läufen und Mühen in das Land der Stille und des Traums. — Nach dem süßen Warten auf den Mondaufgang des Talglichtes unter der Thüre des Gesindestübchens, wurde die weite Wohnstube zu gleicher Zeit erleuchtet und verschanzt, nämlich die Fensterladen wurden zugeschlossen und eingeriegelt, und das Kind fühlte nun hinter diesen Fensterbasteien und Brustwehren sich traulich eingehegt und hinlänglich gedeckt gegen den Knecht Ruprecht, der draußen nicht hereinkam, sondern nur vergeblich brummte.

Um dieselbe Zeit geschah es dann, daß wir Kinder uns auskleiden und in bloßen langen Schlepphemden auf und ab herumhüpfen durften. Idyllenfreuden verschiedener Art wechselten. Entweder trug der Vater in eine mit leeren Folioblättern durchschoßne Quartbibel bei jedem Verse die Nachweisung auf das Buch ein, worin er über ihn etwas gelesen; oder er hatte gewöhnlicher sein rastrirtes Folioschreibbuch vor

sich, worauf er eine vollständige Kirchenmusik mit der ganzen Partitur mitten unter dem Kinderlärmen setzte: in beiden Fällen, im letzten aber am liebsten, sah ich dem Schreiben zu und freute mich besonders, wenn durch Pausen mancher Instrumente schnell ganze Viertelseiten sich füllten. Er dichtete seine innere Musik ganz ohne alle äußere Hülftöne — was auch Reichard den Tonsetzern anrieth — und unverstimmt vom Kinderlärm. Die Kinder saßen spielend alle am langen Schreib- und Eßtische, ja sogar auch unter ihm. Unter die Freuden, welche auf immer der schönen Kinderzeit nachsinken, gehört auch die, daß zuweilen ein so grimmiges Frostwetter eintrat, daß der lange Tisch der Wärme wegen an die Ofenbank geschoben wurde; und wir lauerten den ganzen Winter auf dieses frohe Ereigniß. Um den Kutschkasten von unförmlichem Ofen liefen nämlich zwei Holzbänke; und unser Gewinn bestand darin, daß wir auf ihnen sitzen und laufen konnten, daß wir Ofensommer nah an der Haut sogar unter der Mahlzeit hatten.

Wie stieg wöchentlich vollends der Winterabend an Werth, wenn die alte Botenfrau, mit Schnee überzogen, mit ihrem Frucht- und Fleisch- und Waarenkorbe aus der Stadt in die Gesindestube einlief, und wir alle im Stübchen die ferne Stadt im Kleinen und Auszuge vor uns hatten und vor der Nase, wegen einiger Butterwecken!

In den frühern kindischern Zeiten wurde vom Vater nach dem frühen Abendessen noch ein Lustnachtisch des Winterabends zugelassen, den die Viehmagd am Spinnrocken in der Gesindestube bei aller Beleuchtung auftrug, welche die Kienspähne geben konnten, die man wie in Westphalen von Zeit zu Zeit in den Kienstock angezündet steckte. Auf diesem Nachtisch standen

nun — außer mehren Konfekttellern und Eistassen mit Volksmährchen, wie der Aschenbrödel — die von der Magd selber getriebene Ananas von Geschichte eines Schäfers und seiner Thiergefechte mit Wölfen, wobei zu einer Zeit die Gefahr immer größer wurde und zur andern seine Verproviantirung. Noch fühl' ich das Glücksteigen des Schäfers als ein eignes nach und merke dabei nur aus eigner Erfahrung an, daß Kinder in Erzählungen weit mehr von den Steigerungen des Glücks als von denen des Unglücks ergriffen werden, und daß sie die Himmelfahrten ins Unendliche hinauf, aber die Höllenfahrten nur so tief hinab getrieben wünschen, als zur Verherrlichung und Erhöhung des Himmelthrones nöthig ist. Diese Kinderwünsche werden Männerwünsche; und man würde deren Erfüllung auch vom Dichter stärker fordern, wäre nur ein neuer Himmel so leicht zu schaffen als eine neue Hölle. Aber jeder Tyrann kann unerhörte Schmerzen geben; doch unerhörte Freuden zu erfinden, muß er selbst Preise aussetzen. Die Grundlage davon ist die Haut: auf ihr können hundert Höllen von Zoll zu Zoll ihr Lager aufschlagen; aber die fünf Sinnenhimmel schweben luftig und einfarbig über uns. —

Nur das Ende der Winterabende streckte für den Helden eine verdrießliche Wespenstachelscheide oder Vampyrenzunge aus. Die Kinder mußten sich nämlich um 9 Uhr in die Gaststube des zweiten Stocks zu Bett begeben, meine Brüder in ein gemeinschaftliches in der Kammer, und ich in eines in der Stube, das ich mit meinem Vater theilte. Bis er nun unten sein zweistündiges Nachtlesen vollendet hatte, lag ich oben mit dem Kopfe unter dem Deckbette im Schweiße der Gespensterfurcht und sah im Finstern das Wetterleuchten des bewölkten Geisterhimmels, und mir war, als würde der Mensch selber

eingesponnen von Geisterraupen. So litt ich nächtlich hülflos zwei Stunden lang, bis endlich mein Vater heraufkam und gleich einer Morgensonne Gespenster wie Träume verjagte. Am andern Morgen war die geisterhafte Angst rein vergessen wie träumerische; obgleich beide Abends wieder erschienen. Jedoch hab' ich niemand anderem etwas davon gesagt als der — Welt heute.

Diese Geisterscheu wurde allerdings durch meinen Vater selbst — erzeugt nicht sowol als — ernährt. Er verschonte uns nicht mit Einer von allen Geistererscheinungen und Geisterspielen, wovon er gehört, ja selber einige erfahren zu haben glaubte; aber er verband, wie die alten Theologen, zugleich mit dem festen Glauben daran den festen Muth davor, und Christus oder das Kreuz war ihm Schild gegen das Geisterall. Manches Kind voll Körperfurcht zeigt gleichwol Geistermuth, aber blos aus Mangel an Phantasie*); ein anderes hingegen — wie ich — bebt vor der unsichtbaren Welt, weil die Phantasie sie sichtbar macht und gestaltet, und ermannt sich leicht vor der sichtbaren, weil diese die Tiefen und Größen der unsichtbaren nie erreicht. So machte mich eine auch schnelle körperliche Gefahrerscheinung — z. B. ein herrennendes Pferd, ein Donnerschlag, Krieg, ein Feuerlärm — nur ruhig und gefaßt, weil ich nur mit der Phantasie, nicht mit den Sinnen fürchte; und sogar eine Geistergestalt würde, hätt' ich nur das erste Schaudern überlebt, mir sogleich zu einem gemeinen Körper des Lebens gerinnen, sobald sie nicht wieder durch Mienen und Laute mich ins endlose Reich der

*) Manchen Proseseelen sollte man ein Bischen Geisterfurcht aus Religion und Poesie einimpfen oder lassen.

Phantasie überstürzte. Wie aber ist nun vom Erzieher der tragischen Uebermacht der geisterrufenden Phantasie zu wehren? Nicht durch Widerlegen und durch Biestersche und Wagnersche Auflösungen des Ungeheuern ins Alltägliche — denn die Möglichkeit der unaufgelöseten Ausnahmen bleibt ja festgehalten vom tiefsten Gefühl — sondern eines Theils durch prosaisches Vorführen und Einquartieren, Angewöhnen an Orte und Zeiten, welche sonst die Phantasie zu ihrem Zauberrauche anzündeten, und andern Theils dadurch, daß man die Phantasie selber gegen die Phantasie bewaffnet, und den Geistern den Geist gegenüber stellt, dem Teufel — Gott.

Sogar am Tage befiel mich bei einer besondern Gelegenheit zuweilen die Gespensterscheu. Ehe bei einem Begräbniß der Leichenzug mit Pfarrer, Schulmeister und Kindern und Kreuz und mir von der Pfarrwohnung an bei der Kirche vorüber zu dem Kirchhof neben dem Dorfe sich mit seinem Singgeschrei hinausbewegte, mußte ich die Bibel meines Vaters durch die Kirche in die Sakristei tragen. Erträglich und herzhaft genug ging es im Galopp durch die düstere stumm lauschende Kirche in die enge Sakristei hinein; aber wer von uns schildert sich die bebenden grausenden Fluchtsprünge vor der nachstürzenden Geisterwelt auf dem Nacken und das grausige Herausschießen aus dem Kirchenthore? Und wenn einer sie schildert: wer lacht nicht? — Indeß übernahm ich jedesmal das Trägeramt ohne Widerrede und behielt mein Entsetzen still bei mir.

Wir kommen jetzo in eine größere Idyllenzeit, in den Jodițer Frühling und Sommer. Beide Jahrzeiten fallen aus Gründen in Eine Idylle zusammen, zumal auf dem Lande. Eigentlich wohnt der Frühling nur im Herzen, außen auf dem

Erdboden gibt es blos Sommer, der überall nur auf Früchte und Gegenwart eingerichtet ist. Nur der Schnee ist der Vorhang, der blos von der Bühne oder Erde aufgezogen zu werden braucht, so fangen für das Dorf — denn die Stadt hat ihre Lustbarkeiten nur im Winter — die Sommerlustbarkeiten an, denn schon Ackern und Säen sind dem Landmann Lenzernten und führen für einen Pfarrer, der seinen Feldbau hat, und für seine immer eingesperrten Söhne neue Szenen auf. Da wurden wir armen vom ganzen Winter und Kerkermeister in den Pfarrhof eingeschlossenen Kinder durch den vom Himmel gesandten Engel der Jahrzeit befreiet und hinausgelassen in die freien Felder und Wiesen und Gärten. Da wird geackert — gesäet — gepflanzt — gemäht — Heu gemacht — Korn geschnitten — geerntet, und überall steht der Vater dabei und hilft mit und die Kinder helfen ihm nach, besonders ich, als ältestes. Ihr lieben Zuhörer solltet nur wissen, was das heißt, auf einmal nicht etwa aus Stadtmauern, welche viel Feld umschließen, sondern aus Hofmauern, und zwar sogar über das ganze Dorf, hinwegzukommen in mauerfreie Bezirke hinaus und in das Dorf von oben zu sehen, in das man nicht von unten gesehen.

Mein Vater stand aber neben den Feldarbeiten nicht als ein Treiber und Frohnvogt (obwol sie durch Frohnbauern geschahen), sondern als freundlicher Seelenhirt, der an der Natur nnd an den Beichtkindern zugleich Antheil nehmen wollte. Wenn ich andere Geistliche und Rittergutbesitzer und Geizige so reichlich vom Kopf bis zum Fuße ausgerüstet sehe mit Saugerüsseln, Saugestacheln und allen Einsauggefäßen, so daß sie immer an sich ziehen: so find' ich bei meinem Vater leider das äußere Saug- oder Einsaugsystem fast in gar zu siechem

schwachen Zustande, und er dachte zehnmal des Tages wol an das Geben — er hatte nur aber wenig dazu — aber kaum einmal an das Nehmen, womit er doch sich selber hätte etwas geben können; und wenn ich später an so manchem Mensch-Insekt gute Freßzangen zu bewundern hatte, so hielt er weiter nichts als Geburtzangen in der Hand, welche blos fremde Leben bringen und fristen. Himmel! wie anders — und warum sieht man es nicht mehr ein — sind rechte Kauf- und Pfarr- und Edelleute, welche, da sie auch wissen, was sich gehört, ihre Hand als einen guten Vogelkloben gebrauchen, der sich nur auf- und zumacht zum Fangen, und die nur die Hand eröffnen, um sie zuzuschließen!

Jetzo fing das Leben in dem, nämlich unter dem Himmel an. Die Morgen glänzen mir noch mit unvertrocknetem Thau, an welchen ich dem Vater den Kaffee in den außer dem Dorfe liegenden Pfarrgarten trug, wo er im kleinen nach allen Seiten geöffneten Lusthäuschen seine Predigt lernte, so wie wir Kinder den Lange später im Grase. Der Abend brachte uns zum zweitenmale mit der Salat brechenden Mutter in den Garten vor die Johannis- und die Himbeeren. Es gehört unter die unbekannten Landfreuden, daß man Abends essen kann, ohne Licht anzuzünden. Nachdem wir diese genossen hatten, setzte sich der Vater mit der Pfeife ins Freie, d. h. hinaus in den ummauerten Pfarrhof, und ich sammt den Brüdern sprang im Hemdtalare in der frischen Abendluft herum und wir thaten, als seien wir die noch kreuzenden Schwalben über uns, und wir flogen behend hin und her und trugen ordentlich zu Nest.

Der schönste Sommervogel indeß, ein zarter blauer Schmetterling, welcher den Helden in der schönen Jahrzeit

umflatterte, war seine erste Liebe. Es war ein blauaugiges Bauernmädchen seines Alters, von schlanker Gestalt, eirundem Gesicht, mit einigen Blatternarben, aber mit den tausend Zügen, welche eben wie Zauberkreise das Herz gefangen nehmen. Auguste oder Augustina wohnte bei ihrem Bruder Römer, ein feiner Jüngling, als guter Sänger im Chore und als Rechner bekannt. Zu einer Liebeerklärung kam es zwar bei Paul nicht, sie müßte denn diese Vorlesung gedruckt in die Hand bekommen — aber von weitem spielte er doch seinen Roman lebhaft so, daß er in der Kirche von seinem Pfarrstuhle aus sie in ihrem Weiberstuhle ziemlich nahe genug ansah und nicht satt bekam. Und doch war dieß nur Anfang; denn wenn sie Abends ihre Weidekühe nach Hause trieb, die er am unvergeßlichen Glockengeläute erkannte, so kletterte er auf die Hofmauer, um sie zu sehen und heran zu winken, und lief dann wieder herab an den Thorweg, an das Sprachgitter — sie die Nonne außen, ich der Mönch innen — um durch eine Spalte hinaus die Hand zu bringen — mehr durfte nicht von den Kindern aus dem Hofe — und ihr etwas Eßbares, Zuckermandeln oder sonst etwas Köstliches, das er aus der Stadt gebracht, in die Hand zu geben. Leider trieb er's in manchem Sommer nicht dreimal zu solchem Glück, sondern er mußte meistens alles Gute, besonders den Gram dazu, in sich fressen. Waren jedoch seine Mandeln einmal nicht auf einen steinigen Acker gefallen, sondern in das Eden seines Auges: so erwuchs freilich aus ihnen ein ganzer blühender im Kopfe hängender Garten voll Duft, und er ging darin wochenlang spazieren. Denn die reine Liebe will nur geben und durch Glücklichmachen glücklich werden; und gäb' es eine Ewigkeit ortsteigender Beglückung, was wäre seliger als die Liebe? —

Die Kuhglockenspiele blieben ihm lange Zeit die Kuhreigen der hohen fernen Kindheitalpen, und noch würde sein altes Herzblut wogen und wallen, wenn diese Klänge ihm wieder zugeweht würden; es sind Töne, würd' er sagen, von Windharfen hergespielt aus weiter, weiter schöner Ferne, und ich möchte dabei fast weinen vor Lust. Denn man geselle der Liebe auch nur den kleinsten Ton zu, und wäre die Kuh die Glöcknerin, so verdoppelt dieser seine orphische Zauber- und Baukraft und seine unsichtbaren Wogen wiegen und führen das Herz ins Ewige hin, und er weiß nicht, ist er zu Hause oder in der Ferne, und der Mensch weint froh, zugleich über Haben und Entbehren.

Und in dieser Brennweite der Liebe blieb Augustine gegen Paul; und er erlebte in Jahren nie eine Zeit, ihr nur die Hand zu drücken. An einen Kuß wollen wir gar nicht denken. Schon wenn er zuweilen einem nicht schönen Dienstmädchen seiner Eltern, das er nicht einmal liebte, verschämt und heftig an den Mund flog, brauseten in dem Kusse Seele und Körper unbewußt und schuldlos mit einander auf; aber vollends der Mund einer Geliebten, welche gerade in der Sonnenferne auf die geistigste innigste Liebe am wärmsten herabschien, hätte ihn in heißen Himmeln eingetaucht und ihn darein in einen glühenden Aether zerlassen und verflüchtigt. Und doch wollte ich, er wäre schon in Jodiz ein oder ein Paarmale verflüchtigt geworden. — Als er oder vielmehr sein Auge in seinem dreizehnten Jahre zwei Meilen weit von der Geliebten vertrieben war, da sein Vater eine reichere Pfarrei bekommen: so packte er einem jungen Schneider aus Jodiz, den der Vater aus Liebe gegen sein liebes geräumtes Dörfchen mitgenommen und mehre Wochen im neuen großen Pfarr-

haus behalten, mehre artige Potentaten auf, die er mit Fett und Ruß nach ihrem gemalten Leben gezeichnet und mit dem Farbenkästchen täuschend illuminirt hatte, und ließ den Schneider Augustinen sie mit dem Auftrage überbringen, die Reiter und Fürsten seien von ihm, und er schenk' ihr sie zum ewigen Angedenken.

Einen andern Liebehandel aus derselben Zeit, der nicht länger dauerte als das Mittagessen, spann er seines Orts — die junge Frau wußte kein Wort davon — ganz im Stillen und tief im Busen an, als er einst in Köditz an einer vornehmen Tafel voll Erwachsener eben der gedachten jungen Frau gegenüber saß und solche anblickte in Einem fort. Da entquoll in ihm für sie eine Liebe unaussprechlich an Süßigkeit, unerschöpflich dem Anschauen, ein Herzens-Auseinanderwallen, ein himmlisches Vernichten und Auflösen des ganzen Menschen blos in sein Auge. Weder sie sagte dem verzauberten Pfarrknaben ein Wort, noch weniger er ihr; hätte sie sich aber gebückt und den armen Jungen etwa geküßt: er wäre vor lauter Himmel gen Himmel gefahren.

Dennoch blieb ihm mehr das Gefühl als ihr Gesicht, von welchem er nichts behalten als die Narben. Da nun diese Schönheit schon die zweite blatternarbige ist — in spätern Vorlesungen treten noch mehre nach — so hält es der Professor für Pflicht, allen vaccinirten Zuhörerinnen zu erklären, daß er sie allerdings so gut und so hoch zu schätzen weiß wie einer, daß nur aber damals eine andere Gesichtermode gewesen. Paul hat überhaupt dieß an sich, — und er macht sich heute in dieser schönen Versammlung anheischig, daß er jedes weibliche Gesicht, dessen sogenannte Häßlichkeit nur keine moralische seyn darf, ohne alle kosmetische Kunstgriffe, ohne

Schmink- und Salbbüchsen, ohne März- und Seifenwasser, und ohne Nachtlarven im höchsten Grade reizend und bezaubernd zu machen weiß, wenn man ihm dazu nur einige Abende — Gesänge — Herzworte einräumt, daß wol Niemand schöner erscheint, als eben die gedachte Person — aber natürlich nur in seinen eignen Augen; denn wer spricht von andern?

Sehr bestätigt dieß die eben erwähnte Frau: denn als er sie zwanzig Jahre darauf in Hof wiedersah, ihm gegenüber wohnhaft, fand er blos noch die Narben, sonst nichts; sie selber unscheinbar und gebückt, und ich nenne sie nicht.

Die reine Liebe hat so unendliche Kräfte zu erschaffen und zu erheben — so wie die gemeine zu zertrümmern und hinabzudrücken, daß sie uns im Darstellen noch stärker ergreifen würde, wäre sie nicht so oft geschildert worden; aber eben darum konnte nur sie die vielen tausend Bände vertragen, welche sie malen. Man nehme einem Menschen, der in der Zeit der Liebe die Landschaften — die Sterne — die Blüten und Berge — die Töne — die Lieder — die Gemälde und Gedichte — ja die Menschen und das Sterben mit dichterischem Genießen anschaut; man nehme diesem die Liebe: so hat er die zehnte Muse oder vielmehr die Musenmutter verloren; und jeder fühlt in spätern Jahren, wo dieser heilige Rausch sich selber verbietet, daß zu allen Musen ihm noch die zehnte fehle.

Wir kommen zu den Sonntagen unsers Pauls, an denen die Idylle ansehnlich zunimmt. Sonntage scheinen ordentlich für Pfarrer und Pfarrkinder erschaffen; besonders ergötzte unsern Paul eine recht große Menge Trinitatis, oder die größte von 27, obgleich durch alle 27 nicht Ein Sommersonntag mehr in die Welt und Kirche kam als in andern Jahren. In

Städten sind etwa fürstliche oder amtliche Geburttage, Meßzeiten die wahren Trinitatis. Paul fing an glänzenden Sonntagmorgen sein Genießen dadurch an, daß er noch vor der Kirche durch das Dorf mit einem Bund Schlüssel ging — er läutete unterwegs damit, um sich dem Dorfe zu zeigen — und den Pfarrgarten mit einem davon aufsperrte, um daraus einige Rosen für das Kanzelpult zu holen. — In der Kirche selber ging es schon darum heiter zu, weil die langen Fenster den kalten Boden und die Weiberstühle mit breiten Lichtstreifen durchschnitten und weil das Sonnenlicht um die Zauberhirtin Augustina herunterfloß. Auch ist die Freude nicht zu verachten, daß er (sammt seinen Amtbrüdern) nach der Kirche und vor dem Essen zu den Frohnbauern der Woche das gesetzmäßige Halbpfundbrod sammt Geld austragen durfte, erstlich weil der Vater das Brod lieber zu groß und also den Bauern eine Freude schickte, zweitens weil Kinder gern eine ins Haus tragen, am meisten Paul. Zuweilen hatt' er auch dem Frohnbauer Römer den Ausschnitt Brodleib zuzutragen; und er sah sich um nach seiner Kirchen- und Herzen-Heiligen — aber immer umsonst.

Denn in seiner Prospektmalerei von Liebe machten doch zehn Schritte mehr oder weniger etwas; und gesetzt, er hätte etwan durch eine besondere Glücksgöttin nur einen halben Schritt weit vor ihr gestanden! — Aber ich gebe — denn er hätte dann vollends auch hörbar gesprochen — nicht einmal einen Wink von solcher ausgebliebenen Seligkeit.

Ich behaupte, kein Insasse auf Schöppen-, Fürsten-, Lehr-, heiligem oder sonstigem Stuhle macht sich einen Begriff davon, wie Pfarrkindern eine Sonntag-Vesper schmeckt (sondern nur einer auf dem Predigtstuhle selber), wenn die beiden

Kirchenandachten vorüber sind, weil sie gleichsam mit dem Vater die späte Sabbathruhe nach den Kirchenlasten und sein Umwechseln des Priestermantels in den leichten Schlafrock feiern — zumal im Dorfe, wo am Sonntagabend der ganze Ort sich selber mit den Augen genießt und gastirt.

Man würde mir vielleicht Unvollständigkeit vorwerfen, wenn ich eine andere Trinitatisfreude, blos weil sie eine seltenere war, aufzuführen vergessen; dafür war sie eine desto größere, daß nämlich die Pfarrleute Hagen von Köditz, um den Vater zu hören und zu besuchen, unter der Predigt erschienen, und Pauls Spielkamerad, das kleine Pfarrherrlein, sich vor der Kirchthüre sehen ließ. Wenn nun Paul sammt Bruder ihn aus seinem nicht weit entfernten vergitterten Chorstuhle erblickte: so hob auf beiden Seiten das Zappeln und Trippeln, das Herztanzen und Grußwinken an, und an Predigthören war — und hätten propaganda, zehen erste Hofprediger und pastores primarii sich hinter einander auf der Kanzel gereihet und ausgesprochen — nicht mehr zu denken. Blos der gegenwärtige Vorsabbath, das Vorgebirge der schönsten Hoffnungen, das Gabelfrühstück des Tags, mußte hauptsächlich in der Ferne und Kirche genossen werden. Wer aber nun nach dem ersten doch so freudigen Sturm kindlicher und elterlicher Vorbereitungen noch die seligen Zephyre und Windstillen des Abends beschrieben verlangt: der vergißt, daß ich nicht alles vermag. Höchstens möchte noch bei zu malen seyn, daß spät Abends das Joditzer Pfarrhaus das Köditzer weit über das Dorf hinausbegleitete, und daß folglich dieses von Eltern und vom Pfarrherrlein erhöhete weite Hinausspringen über das Dorf ins Weite vollends so spät Seligkeiten ertheilen und nachlassen mußte, wovon im künftigen Leben ein Mehres.

Wir steigen nun zu solchen Joditzer Idyllen auf, meine theuern Zuhörer und Hörerinnen, welche von Paul mehr außerhalb Joditz genossen werden und die man wol am bequemsten eintheilt in die, wo er selber nicht zu Hause ist, und die, wo sein Vater nicht zu Hause ist. Ich fange mit den letzten an, weil ich es unter die unerkannten Kindheitfreuden rechne, wenn die Väter verreisen. Denn gerade in diesen Zeiten ertheilen die Mütter die herrlichen akademischen Zensur- und Handelfreiheiten der Kinder. Paul und seine Brüder konnten hinter den Augen der in Geschäfte verstrickten Mutter über die Hofklingelthüre hinaus nach einigem Gränzwildpret des Dorfs jagen, z. B. nach Schmetterlingen, Grundeln und Birkensaft und Weidenrinden zu Pfeifen, oder einen neuen Spielkameraden, den Schulmeisters Fritz, hereinlassen, oder Mittags läuten helfen, blos um von dem Seil bei dem Ausschwingen der Glocke in die Höhe gezogen zu werden. Eine an sich bedeutende Lustbarkeit innerhalb des Hofes war auch groß genug — nur konnte Paul dabei sich leicht das Genick brechen, und mir so meine ganze Professur im Voraus abnehmen — und bestand darin, daß er in der Scheune auf einer Leiter einen frei liegenden Balken bestieg und von ihm auf das anderthalb Stockwerk tief gelegte Heu herunter sprang, um unterwegs das Fliegen zu genießen. Zuweilen setzte er das Klavier im oberen Stock ans offne Fenster und spielte auf ihm über alle Maßen in das Dorf hinab und suchte gehört zu werden von Vorübergehenden. Das Hinabklingen verstärkt' er noch gewaltig durch eine Feder, die er stark über die Saiten, welche die Linke vermittelst der Tasten spannte, mit der Rechten führte. Wol that er auch einige Federstriche auf die vom Saitenstege

gespannten Saiten hinüber, aber viel Wohlklang wollte nicht dabei herauskommen.

Natürlich fallen Joditzer Sommeridyllen noch reicher aus, wenn man gar das ganze Dorf verläßt und in ein anderes geht, oder in die Stadt. Gibt es an einem schönen Sommertag einen segenvollern Befehl nach dem Hersagen der Langischen Grammatik, als der war: „zieh dich an, du gehst nach dem Essen mit nach Köditz?“ Nie schmeckte das Essen schlechter. Paul mußte dem starken Schritte des Vaters gleich laufen. Nach einer Stunde hatt' er nun sein Pfarrherrlein, freie Spiele, dessen herrliche Mutter — deren Sprachton ihm noch wie ein Lautenzug und eine Harmonikaglocke durch die Ferne des Herzens nachklingt — und zuweilen einen oder den andern winzigen Lorbeerkranz, groß genug für sein Köpfchen. Der Vater nämlich, väterlich erfreuet über dessen Auffassen und Behalten seiner Predigten, von welchen er ihm Sonntag Abends Hauptsatz und Theile und Anderes flink wiederholte, befahl ihm, das Nämliche wieder zu wiederholen vor den Pfarrleuten; — und der Kleine, darf ich sagen, bestand beständig. An einem Knaben, der in seinem Leben nichts Großes gesehen — keinen Grafen — keinen General — keinen Superintendenten — und einen Edelmann nur selten, höchstens zweimal im Jahre (den H. von Reitzenstein, weil er lange in Verhaft, und darauf in der Flucht war); an einem solchen Knaben zeigte es Muth, öffentlich in der Stube vor den Pfarrleuten zu sprechen. Aber von jeher fuhr, so scheu er im Schweigen dastand, Muth und Feuer in ihn, sobald er zum Sprechen gelangte. Ja, wagte er sich nicht einmal an einem Nachmittage der väterlichen Abwesenheit an noch etwas Kühneres? Nahm er nicht an einem Nachmittage, wo sein Vater nicht zu

Hause war, ein Gesangbuch und ging damit zu einer steinalten Frau, die Jahre lang gichtbrüchig darnieder lag, und stellte sich vor ihr Bette, als sei er ein erwachsener Pfarrer und mache seinen Krankenbesuch, und hob an ihr aus den Liedern Sachdienliches vorzulesen? Aber er wurde bald unterbrochen von dem Weinen und Schluchzen, mit welchem nicht etwa die alte Frau das Gesangbuch anhörte — diese ließ sich kalt auf nichts ein — sondern er selber.

Einmal nahm der Vater den Helden sogar an den Hof mit nach Versailles, wie man wol Zedtwitz ohne Uebertreibung nennen mag, da es die Residenz der Patronatherrschaft der Joditzer Pfarrer war. Jedesmal wenn er bei Hofe gewesen — im Sommer fast zweimal monatlich — setzte er Abends Frau und Kind in das größte ländliche Erstaunen über hohe Personen und deren Hofzeremoniel, und über die Hofspeise und Eisgruben und Schweizerkühe, und wie er selber aus dem „Domestiken"-Zimmer sehr bald zu dem Herrn von Plotho, oder auch zum Fräulein, dem er auf dem Klavier einige Vor- und Nachübungen gab, und endlich zur Freiin von Plotho, einer gebornen Bodenhausen, und stets wegen seiner Munterkeit zur Tafel gezogen wurde, wenn auch daran (dieß änderte nichts) die bedeutendsten Rittergutbesitzer Voigtlands saßen und aßen. Aber gleich einem alten lutherischen Hofprediger erkannte er die unabsehliche Größe des Standes wie das Erscheinen der Gespenster an, ohne vor beiden zu beben. Und doch sag' ich: wie glücklicher seid ihr jetzigen Kinder, die ihr so aufgerichtet erzogen werdet, zu keinem Niederfallen vor dem Range belehrt und von innen gegen den äußeren Glanz gestärkt! — Das eine Stunde entfernte Niederfallen der Joditzischen Pfarrsöhne vor dem Zedtwitzer Throne wurde noch

besonders jährlich durch eine prächtige Kutsche verstärkt, welche jeden grünen Donnerstag den Vater, als Beichtvater, zur Abendmahlfeier der Herrschaft abzuholen kam. Die Söhne können von der Kutsche sprechen, da sie jedesmal Abends vor der Abfahrt selber darin ein wenig im Dorfe mit ihren Entzückungen herumgefahren wurden.

Jetzo haben Sie vielleicht eine Vorstellung von dem Unternehmen unseres Helden, als er den Hofbeichtvater begleitend — der von ihm höheren Orts mit zu großem Loben und Lieben gesprochen — nach Zedtwitz ging, um sich dem regierenden Hause vorstellen zu lassen. Die Freiin von Plotho empfing ihn, nachdem er lange vor den Ahnenbildern unten im Schlosse herumgegangen, oben auf der Treppe, gleichsam als Präsenzgemach, wo Paul, der sogleich hinaufschoß, nach der Hofordnung ihr Kleid erschnappte und diesem den Zeremonielkuß aufdrückte. — Und so war die ganze Audienz ohne besondere Hofdegen und Obristhofmarschälle glücklich abgethan, und der Junge konnte wieder herumlaufen.

Und dieß that er im prächtigen Garten. Schwerlich hat je ein anderer Gesandter, als unser damals noch kleine Hildburghäuser Legazionrath, unmittelbar nach der abgemessenen regelrechten Audienz solche romantische Stunden durchgeathmet und eingesogen, wie die Laubengänge, die Springbrunnen, die Mistbeete, die Baumaltane einem mehr in als außer sich phantasirenden Dorfkinde geben mußten, das zum erstenmale und einsam in diesen Herrlichkeiten mit gepreßter und weit gedehnter Brust umherwankte. Was den geschwungenen Paul wieder in die niedere Wirklichkeit trug, war ein hölzerner Vogel an einem Seile, den er mit dem Eisenschnabel in das Schwarze einer Scheibe schießen lassen konnte. Ein köst-

licher vom Schlosse herabgesandter Obstkuchen hielt die Mitte zwischen Flug und Stand, und dessen süßer Nachgeschmack erhält sich unverwüstlich im Reliquiarium des Helden. O ihr schönen einsamen Stunden und Gänge für das darbende Dorfkind, dessen Herz so gern sich füllen, ja nur sehnen wollte an der Außenwelt! —

Unter den Sommeridyllen von weniger Hofglanz kommen nun die häufigen Gänge vor, welche Paul mit einem passenden Quersack auf dem Rücken nach der Stadt Hof zu den Großeltern thun mußte, um Fleisch und Kaffee und alles zu holen, was im Dorfe entweder gar nicht zu haben war, oder doch nicht um den äußerst geringen Stadtpreis. Denn die Mutter gab ihm nur einige wenige Geldstücke mit — es sollte nämlich nicht alles hergeschenkt erscheinen — damit seine Großmutter, spendend gegen Tochter und Enkel, und nur kargend gegen die übrige Welt, den Quersack mit allem füllte, was etwan auf dem jedesmaligen Küchenzettel stand.

Der zweistündige Weg führte über gewöhnliche reizlose Gegenden, durch einen Wald, und darin über einen brausenden Fluß voll Felsstücke, bis endlich auf einer Felderhöhe die Stadt mit zwei verknüpften Kirchthürmen und mit der Saale in der Thalebene den begnügsamen kleinen Träger übermäßig überschüttete und ausfüllte. Vor einem Höhleneingange nahe an der Vorstadt, in welchen der Sage nach sich die Höfer im dreißigjährigen Kriege geflüchtet hatten, ging er mit dem kindlichen Schauer vor allen Kriegen und Marterzeiten vorüber; und die nahe Tuch-Walkmühle erweiterte mit ihren fortdauernden Donnerstößen und den unbändigen Maschinenbalken seine Dorfseele weit und groß genug, um die Stadt geräumiger darein aufzunehmen.

Hatte er nun dem sehr ernsten langen Großvater hinter seinem Webestuhl die Hand geküßt und der erfreuten kurzen Großmutter, und den offiziellen Mutter-Brief überreicht — der Vater war zum Bitten zu stolz — so wurde das wenige Geld öffentlich, und hinter der Thüre auf dem Gange die heimlichen Artikel von Bitten übergeben: so konnt' er Nachmittags mit seinem vollen Tornister und mit den Zuckermandeln für seine Augustine, höchst erfreuet über das elterliche Proviant-Schiff auf dem Rücken, wieder nach Hause traben.

Noch erinnert er sich eines Sommertages, wo ihn, da er auf der Rückkehr gegen zwei Uhr die sonnigen beglänzten Bergabhänge und die ziehenden Wogen auf den Aehrenfeldern und die Laufschatten der Wolken überschauete, ein noch unerlebtes gegenstandloses Sehnen überfiel, das aus mehr Pein und wenig Lust gemischt und ein Wünschen ohne Erinnern war. Ach es war der ganze Mensch, der sich nach den himmlischen Gütern des Lebens sehnte, die noch unbezeichnet und farbelos im tiefen weiten Dunkel des Herzens lagen und welche sich unter den einfallenden Sonnenstreifen flüchtig erleuchteten. Es gibt eine Zeit der Sehnsucht, wo ihr Gegenstand noch keinen Namen trägt, und sie nur sich selber zu nennen vermag. Auch noch später hat weniger der Mondschein, dessen Silberseen das Herz nur sanft in sich zerlassen und so aufgelöset ins Unendliche treiben und führen, als auf einer weiten Gegend der Nachmittagschein der Sonne diese Macht einer peinlich sich ausdehnenden Sehnsucht behauptet; und in den Werken Pauls ist sie einigemale geschildert und mitgetheilt.

Auch im Schneewinter mußte Paul oft als ein Hof- oder Hollandgänger in Geldnöthen ausreisen, wenn er sogar bei dem Großvater durch seinen Verstand Hülfgelder zu negoziiren

hatte; so wie er im kältesten Wetter dem Vater in die nahen Gastpfarreien beifolgen durfte. Diesen wöchentlichen Turnrennen verdankt er manche später nachhaltenden Kräfte und überhaupt das beste Gegengift seiner widersinnigen Körpererziehung, welche wie jede damalige mit Pelzmützen, Purgirmitteln und Luftsperren, mit Warmhalten und Festschrauben und Schonen einer feindlichen Zukunft nicht vorbauete, sondern vorarbeitete. Aber dieß ist eben das schöne Glück der Dorf- und Armenkinder, daß der Sommer mit seinem Lenz und Herbst links und rechts glücklich das Unkraut des Winters ausrottet; indem die im winterlichen Gewächshause erbleichten Pflanzen nun auf einmal in Luft und Wetter und an Sprüngen und an kühler und ungekochter Kost barhaupt und barfuß sich erholen und ermannen können. Nur den guten Prinzessinnen darf keine Jahrzeit beispringen. Das Volk indeß glaubt nicht, daß der Sommer den Winter gut mache, sondern umgekehrt, daß diese häusliche Jahrzeit der Arzt der außerhäuslichen werde.

Ich gebe nun die letzte und größte nie wegbleibende Sommeridylle, welche stets am Montag nach Jakobi einfiel. Denn hier zum Höferjahrmarkt ließen die Großeltern die zarte Mutter Pauls jedesmal in einer Kutsche holen, in der er auch mit einsaß. Um hier den kalten Historiker nicht zu verletzen, sag' ich blos ruhig und einfach, daß, wenn eine bloße Alltagstadt für einen Dörfling schon mehr als ein Kirmeßdorf ist, vollends eine Jahrmarktstadt eine potenziirte Doppelstadt werden und folglich alles an Glanze überbieten muß, was ein Dorfjunge sich nur vorgestellt. Und so war es bei Paul, der noch dazu nie ohne Phantasie war. Wie Kaisern sonst Ehrentrünke geschickt wurden, so wurde die Mutter stets mit

süßem Wein von den Eltern empfangen, und der Sohn ging mit etwas davon im Kopfe zum damaligen Haarkräusler Silberer. Dieser kühlte von außen den Kopf durch Brenneisen ab und durch scharfes An- und Umschrauben der Lockenwickel; aber desto frischer, neuer und weißer kam er dann mit Locken und Toupee aus dem Pudergestöber zum Mittagmahle zurück, das nicht bedeutend seyn konnte, weil der Großvater sehr bald auf das Rathhaus hinter den Verkaufstisch seiner Tücherballen eilen mußte. Bei dem Abendessen war wie bei den alten Römern desto mehr Zeit und Ueberfluß. Nun wurde der Nachmittag herrlich und aufsichtfrei und übertäubt und überglänzt unter dem bunten und lauten Getümmel der Menschen und Waaren. Paul hatte seinen Groschen Jahrmarktgeld von der Großmutter in der Tasche und konnte alles kaufen — er konnte einiges Eingekaufte heimtragen ins leere unheimliche Haus, weil alles fort war, düster einsam, man mußte ordentlich wieder unter die Menge. Die vornehmsten und schönsten Damen hatt' er umsonst oben an den Fenstern, und er verliebte sich unten vorbeimarschirend überall hinauf und fiel ihnen, da sie ihn nicht kannten, auf der Gasse um den Hals; zeichnete jedoch keine über ihn so durch Stockwerke und durch Kopfputz erhobne als Favoritsultanin aus, sondern kaufte Mandeln und Rosinen für die viehweidende Augustine in Jodiz. — Allerdings wurde gegen sechs, halb sieben Uhr Lärm und Lust größer unter den Abendstralen, die immer mehr sich und die Menschen verschönerten und vergoldeten; aber es mußte nach Hause gegangen werden, weil der Großvater nach dem Verkaufen um 7 Uhr aß, und alles beisammen war.

Ich schenke jedem das Abendessen, denn Paul schmeckte wenig davon — weil er vorher genug gegessen —; aber desto

freudiger folg' ich ihm nach dem zweiten Tischgebet auf die Straße, wo er so selig wird, als irgend eine junge Seele aus einer Pfarrei.

Gänge in tiefer Dämmerung und halber Nacht berauschen und begeistern die Jugend. In ihr zog nun an den Markttagen die Janitscharenmusik durch die Hauptstraßen; und Volk und Kindertroß zog betäubt und betäubend den Klängen nach, und der Dorfsohn hörte zum erstenmale Trommeln und Querpfeifchen und Janitscharenbecken. „In mir — dieß sind seine eigenen Worte — der ich unaufhörlich nach Tönen lechzete, entstand ordentlich ein Tonrausch, und ich hörte, wie der Betrunkene sieht, die Welt doppelt und im Fliegen. Am meisten griffen in mich die Querpfeifen ein durch melodischen Gang in der Höhe. Wie oft sucht' ich nicht diesen Gang vor dem Einschlafen, wo die Phantasie das Griffbrett oder die Tastatur verklungener Töne am leichtesten in die Hand bekommt, wieder zu hören, und wie bin ich dann so selig, wenn ich ihn wieder höre, so innig selig, als ob die alte Kindheit wie ein Tithon unsterblich geworden, blos mit dem Tone, und damit spräche zu mir! — Ach leichte, dünne, unsichtbare Klänge tragen und beherbergen ganze Welten für das Herz, und sie sind ja Seelen für die Seele." Vielleicht schnitten Töne der höheren Oktave am tiefsten ein. Engel behauptet zwar, daß die eigentlichen Wohllaute sich zwischen den tiefen und den hohen Tönen aufhalten; aber man könnte sagen, über beide hinaus liegt eben die poetische Musik. In der dunkeln Baßtiefe der niedrigsten Baßklänge woget langsam unten vergangne, abgelaufene Zeit; hingegen die scharfe Höhe der äußersten Diskanttöne schreiet und schneidet in die Zukunft hinein, oder rufet sie heran, indem diese tönen und das Scharfe und Enge aus-

sprechen. So klang mir bei der russischen Feldmusik das hohe scharfe Dareinpfeifen der kleinen Pfeifchen fast fürchterlich, als eine zum Schlachten rufende Bothmäus-Pfeife, ja als ein grausames Früh-Tedeum für künftiges Blutlassen. — —

Ich fürchte, man wird in Deutschland und sonst darüber reden, daß ich den Herbst zur höchsten Joditzer Idylle aufgespart, ihn, der eben zu nichts führen kann, als in Schneewege. Aber ein phantastischer Mensch wie Paul genießt im Herbste neben diesem selber noch voraus den Winter mit seiner Häuslichkeit und den Frühling mit seinen poetischen Fernmalereien, indeß der angekommene Frühling schon in den Sommer zerfließt, der Sommer aber gar ein Still- und Mittelstand der Phantasie, zu verwandt dem Herbst und zu fern verwandt dem Frühling ist. Noch jetzo sieht er im Nachsommer durch die halbdurchsichtigen Bäume fern im andern Jahre Blütenschneegebirge stehen und begeht sie wie eine Biene honigtrunken, die in der Nähe unter den Händen zerrinnen; und die weitaussehendsten Plane der Lenzreisen und Lenzernten werden entworfen und durchgenossen, und im Frühling selber ist die Hauptsache schon vorbei. Wie die Landschaftmaler den Herbst vorziehen: so thut es der geistige, der Dichter, wenigstens im Alter.

Aber dem Herbste wandte sich unser Held noch mit einer besondern Kehrseite zu; und diese war, daß er von jeher eine eigne Vorneigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Nestmachen in sich getragen. Er ist ein häusliches Schalthier, das sich recht behaglich in die engsten Windungen des Gehäuses zurückschiebt und verliebt, nur daß es jedesmal die Schneckenschale breit offen haben will, um dann die vier Fühlfäden nicht etwa so weit als vier Schmetterlingflügel in

die Lüfte zu erheben, sondern noch zehnmal weiter bis an den Himmel hinauf strecken will; wenigstens mit jedem Fühlfaden an einen der vier Trabanten Jupiters. Von diesem närrischen Bunde zwischen Fernsuchen und Nahesuchen — dem Fernglas ähnlich, das durch bloßes Umkehren entweder die Nähe verdoppelt oder die Ferne — wird in unseren Vorlesungen mehr vorkommen, als ich verlange oder der bloße Herbst zuliefert.

Dieser Haussinn zeigte sich in den Phantasien des Knaben; die jungen Schwalben pries er glücklich, weil sie in ihrem ummauerten Neste innen so heimlich sitzen konnten in der Nacht. — Wenn er in den großen Taubenschlag auf dem Dache hineinstieg, so war er in diesem Zimmer voll Zimmerchen oder Taubenhöhlen ordentlich wie zu Hause, und die Antlitzseite war ihm ein Louvre oder Eskurial im Kleinen. Ich fürchte nur, man läßt es mir selber entgelten, wenn ich die kindische Kleinigkeit in meinen Vorlesungen aufnehme, daß er ein vollständiges Stück Fliegenhaus aus Thon, eigentlich ein Lustschloß, gebauet, so lang und so breit wie eine Männerfaust und um etwas höher; es war aber das ganze Speisehaus roth angestrichen und mit Dinte in Ziegelquader abgetheilt, innen mit zwei Stockwerken, vielen Treppen mit Geländern und Kammern, einem geräumigen Dachboden versehen, außen aber mit Erkern und Vorsprüngen und sogar mit einem Rauchfang versorgt, welchen ein Glas zudeckte, damit nicht statt des Rauchs die Fliegen hinauszögen. Nirgends waren Fenster gespart, und das Schloß, durfte man behaupten, bestand weit mehr aus Fenster als aus Mauer. Wenn nun Paul so die unzähligen Fliegen in diesem weiten Lustschloß treppauf treppnieder in alle große Zimmer und dann gar in die niedlichen Erkerchen laufen sah: so macht' er sich eine Vorstellung von

ihrer häuslichen Glückseligkeit und wünschte selber darin an den Fenstern mit zu laufen, und er setzte sich an die Stelle der Hausbesitzer, welche aus den weitesten Zimmern sich in die niedlichsten engsten Kämmerchen und Erkerchen zurückziehen konnten. Wie unbedeutend und klein mußt' ihm dagegen das Pfarrhaus vorkommen!

Aber auch als Schriftsteller hat er später diesen Haus- und Winkelsinn fortbehalten, in Wutz und Fixlein und Fibel; und noch sieht der Mann voll Sehnsucht jedes nette niedrige Schieferhäuschen von zwei Stockwerkchen mit Blumen vor den Fenstern und einem Hausgärtchen, das man blos vom Fenster heraus besprengt; und im zugemachten Kutschkasten kann der gute häusliche Narr ordentlich ganz vergnügt sitzen und an den Seitentaschen herum sehen und sagen: „ein prächtiges stilles feuerfestes Stübchen! Und draußen fahren die größten Dörfer und Gärten vorbei!" — So viel ist darzuthun, daß er in einem Rittersaale, in einer Peterskirche noch weniger schreiben als wohnen könnte — es wäre ihm ein Marktplatz mit einem Dache gedeckt —; indeß er doch fähig wäre, auf dem Montblanc oder auf dem Aetna, wäre alles gehörig dazu hergerichtet für ihn, in Einem fort zu schreiben und zu wohnen; denn nur das enge Menschliche kann ihm nicht klein genug, aber die große Natur nicht zu ausgedehnt seyn; die Kleinheit der Menschenwerke verkleinert sich durch ihr Vergrößern.

Die Joditzer Herbstidylle ist durch Voriges fast ausgemalt. Der Herbst geleitet nämlich die Menschen nach Hause und läßt ihnen sein Füllhorn da für das Nest des Winters, das sie bauen, wie der Kreuzschnabel im Eismonate Nest und Junge hat. Von damals her muß kommen, daß Paul noch

das erste Dreschen, die lauten Krähenzüge in die Wälder, der Zugvögel Schreien oder Blasen zum Aufbruche mit einem nachgebliebenen Vergnügen als die Vorsänger der engen häuslichen Winter-Einnistung vernimmt, und es thut mir seinetwegen leid, daß er sogar die Gänse im Herbste, die dann in Heerden gehen, mit ordentlicher Lust schreien hört als Vorredner der Winterzeit. Aus diesem Stuben- und Wintersinn hab' ich mir von jeher erklärt, warum er mit so ungemeinem Behagen Reisebeschreibungen von Winterländern wie Spitzbergen und Grönland las; denn das Anschauen einer bloßen Noth auf dem Druckpapier erklärt das Vergnügen dabei wenig, weil sonst das nämliche auch bei der Lesung der Gluthnoth der heißen Länder wieder kommen müßte. Hingegen die bekannte Freude des Mannes über jede Viertelstunde, um welche im Herbste die Tage abnehmen, würd' ich mehr seiner Vorliebe für Superlative — seien sie auch ihre Gegenfüßler — für unendliches Großes und unendliches Kleines, kurz für die Maxima und Minima zuschreiben, besonders da er ja ganz eben so sehr sich über das Wachsen der Tage erfreut und nichts dabei wünscht als gar einen langen Schwedentag. Man sieht aber aus allem, mit welcher unbezahlbaren Genügsamkeit und Geschicklichkeit Gott den Mann auf seinem Lebensweg, auf welchem nicht viel rechts und links zu finden war, zugerüstet und ausgestattet, so daß er, es mochte noch so schwarz um ihn seyn, immer Weiß aus Schwarz machen konnte, und mit einem beidlebigen Instinkte für Land und See, weder ersaufen noch verdursten konnte.

Es sind dieß lauter autobiographische Züge, meine Herren, die ein künftiger Lebensbeschreiber desselben recht bequem zu einer Lebensbeschreibung verarbeitet, und für welche er mir

vielleicht dankt. Auch wüßt' ich nichts als jenen behaglichen Stuben- und Wintergeschmack, um mir begreiflich zu machen, warum Paul eine andere an sich so dürre Herbstlust mit solchem Wohlgeschmacke wiederkäuet. In den Herbstabenden (noch dazu an trüben) ging nämlich der Vater im Schlafrocke mit Paul und Adam auf ein über der Saale gelegenes Kartoffelfeld. Der eine Junge trug eine Grabhaue, der andere ein Handkörbchen. Draußen wurden nun neue Kartoffeln, so viel für das Abendessen nöthig waren, vom Vater ausgegraben; Paul warf sie aus dem Beete in den Korb, während Adam an dem Haselnußgebüsche die besten Nüsse erklettern durfte. Nach einiger Zeit mußte dieser von den Aesten herunter ins Beet, und Paul stieg seiner Seits hinauf. Und so zog man denn mit Kartoffeln und Nüssen zufrieden nach Hause; und die Freude, auf eine Viertelstunde weit und eine Stunde lang ins Freie gelaufen zu seyn und zu Hause bei Lichte das Erntefest zu feiern, male sich jeder selber so stark wie der Empfänger.

Besonders frisch und grün aber sind noch zwei andere Herbstblumen der Freude in seinen Gehirnkammern erhalten und aufbewahrt, und beide sind Bäume. Der eine ist blos ein dickzweigiger hoher Muskatellerbirnbaum im Pfarrhofe, an dessen herrlichen Fruchtgehängen die Kinder den ganzen Herbst hindurch künstliches Fallobst hervorzubringen versuchten, bis endlich an einem der wichtigsten Tage der Jahrzeit der Vater den verbotenen Baum selber auf der Leiter bestieg und das süße Paradies herunterholte für das ganze Haus und für den Bratofen. — Der andere immer grüne und noch herrlicher fortblühende Baum ist aber kleiner, nämlich die abgehauene Birke, welche jährlich an dem Andreasabend bei dem Stamme vom alten Holzhauer in die Stube geschleppt und dann in

einen weiten Topf mit Wasser und Kalk gepflanzt wurde, damit sie gerade zur Weihnachtzeit, wenn die goldnen Früchte an sie gehangen wurden, schon die rechten grünen Blätter dazu trüge. Es hatte diese Birke (keine Trauer-, sondern eine Jubelbirke) das Eigne an sich, daß sie den dunkeln Dezemberweg bis zum Christfest mit Freudeblumen bestreuete, nämlich mit ihren hervorgenöthigten Blättchen, wovon jedes neue wie ein Uhrzeiger auf einen zurückgelegten Tag hinwies, und daß jedes Kind unter diesem Maienbaum des Winters sein Laubhüttenfest der Hoffnungen feiern konnte.

Pauls Weihnachtfest selber zu beschreiben, erlassen mir wol gern alle die Zuhörer, welchen in Pauls Werken Gemälde davon, die ich am wenigsten übertreffen kann, zu Händen gekommen. Blos zwei Zusätze dürften nachholend in die Gemälde einzuschieben seyn. Wenn Paul nämlich am Weihnachtmorgen vor dem Lichterbaum und Lichtertische stand und nun die neue Welt voll Gold und Glanz und Gaben aufgedeckt vor ihm lag, und er Neues und Neues und Reiches fand und bekam: so war das erste, was in ihm aufstieg, nicht eine Thräne — nämlich der Freude — sondern ein Seufzer — nämlich über das Leben —; mit einem Worte, schon dem Knaben bezeichnete der Uebertritt oder Uebersprung oder Ueberflug aus dem wogenden spielenden unabsehlichen Meere der Phantasie auf die begränzte und begränzende feste Küste sich mit dem Seufzer nach einem größeren schöneren Lande. Aber ehe dieser Seufzer ausgeathmet war und ehe die glückliche Wirklichkeit ihre Kräfte zeigte, fühlte Paul aus Dankbarkeit, daß er sich im höchsten Grade freudig zeigen müsse vor seiner Mutter; — und diesen Schein nahm er sofort an, und auf kurze Zeit, weil sogleich darauf die angebrochnen Morgenstralen der

Wirklichkeit das Mondlicht der Phantasie auslöschten und entfernten.

Hier mag auch einer väterlichen Eigenheit gedacht werden, welche in dieselbe Minute fiel: der Vater nämlich, immer so froh theilnehmend, jede Freude so bereitwillig gönnend und gebend — kam an dem Christmorgen wie mit einem Trauerflor bedeckt aus seiner Stube in die lustige leuchtende Wohn- und Gesindestube herab; die Mutter selber versicherte ihre Unwissenheit über diese jährliche Traurigkeit, und niemand hatte Muth zur Frage. Auch überließ er der Mutter die ganze Mühe und Freude, die Tafeldeckerin der h. Christnacht zu seyn; und hier blieb er vielleicht beträchtlich hinter Paul zurück und holte den Sohn nicht ein, welcher immer seiner Frau bei der Weihnachtoper der Kinder viel half, wenn nicht gar sie blos ihm; denn in der That hatte er — zumal früher, da sie dümmer waren — schon Monate vor der Aufführung dieser Zauberoper den Lügen-Zettel-Träger, den Theaterdichter und Szenenmaler auf dem Kanapee gespielt, und hatte endlich Abends als vollständiger Operndirektor und Maschinenmeister — und für jedes seiner drei Kinder hatt' er genau die Tisch-Abschnitte durch Lichter abgesondert, die Sachen der Magd aber geschickt bei Seite gesetzt auf den Nebentisch — kurz alles auf den Tischen und Bäumchen so lichtervoll und verständig ausgebreitet und zusammen geordnet, daß das Ganze glänzte, und sein Auge dazu.

Dem ungeachtet ist der Vater aus dem Sohne und die väterliche Trauer fast zu erklären, und zwar daraus, daß der letzte seit vielen Jahren selber eine ähnliche bei aller äußern Freudigkeit und Thätigkeit zu verhüllen hat. Es ist eben bei beiden nur das von Kirchenstücken und Romanen wunde Weh-

gefühl der Vergleichung zwischen dem männlichen Herbste der Wirklichkeit und dem kindlichen Frühling vor ihnen, in welchem noch dicht aus dem Stamme der Wirklichkeit die Blüthen des Ideals ohne Umwege von Blättern und Aesten wachsen.

Bedurfte doch damals sogar der kindliche Honig und Wein der Freude des idealen Aetherzusatzes von dem Glauben an ein darreichendes Christkindlein. Denn sobald er zufällig sich mit Augen überzeugt hatte, daß nur Menschen, nicht Ueberirdische, die Freudenblüten und Früchte brechen und auf die Tafel legen: so war diesen der Edenduft und Edenglanz ausgegangen und abgewischt, und das alltägliche Gartenbeet da. Indeß unglaublich ist's, wie er gleich allen Kindern sich gegen die Himmelstürmer seines himmlischen Glaubens gewehrt und wie lange er seine übernatürliche Offenbarung festgehalten gegen alle Einsichten seiner Jahre, gegen alle Winke des Zufalls, bis er endlich sah und siegte weniger als besiegt wurde. So schwer läßt sich der Mensch in allen Religionen zu den Menschen herunterziehen, welche oben im Lufthimmel die gebenden Götter spielen.

— So weit gehen die Jodißer Idyllen, welche für Eltern und Kinder lange genug gedauert, nämlich so lange wie der trojanische Krieg. Die Ausgaben für vier Söhne wuchsen, und diesen wurde die versprochene bessere Schule immer nöthiger. Auch den Vater faßte zuweilen ein Unmuth an, daß er schöne Jahre und schöne Kräfte in einer so engen Dorfkirche abmatte und verzehre. Endlich starb der Pfarrer Barnikel in Schwarzenbach an der Saale, einem kleinen Städtchen oder großen Marktflecken. Der Tod ist der eigentliche Schauspieldirektor und Maschinenmeister der Erde. Er nimmt

einen Menschen wie eine Ziffer aus der Zahlenreihe vorn, mitten oder hinten heraus und siehe, die ganze Reihe rückt in eine andere Geltung zusammen; die Pfarrstelle, welche der Graf von Schönburg-Waldenburg und die Frau von Plotho wechselnd besetzten, bekam diesesmal die Gönnerin Richters in die Hand, welche sich lange und unverholen auf die Gelegenheit gefreut, den guten uneigennützigen heitern und verarmenden Pfarrer zu erretten und zu belohnen.

Aber deshalb ging er jetzo nicht öfter nach Zedtwitz, sondern seltener. Vollends eine Bittschrift um die Pfarrei, oder nur eine mündliche Bitte zu bringen, dieß hätte ihn nach seiner altglaubigen Ueberzeugung, daß nur der heilige Geist zum heiligen Amte rufen müsse, als eine Simonie befleckt. So mußte denn die geburtstolze Gönnerin sich den festen amtstolzen ärmlichen Schwarzrock ohne Bitte und ohne Gesuch gefallen lassen. Ich theile Ihnen hier ein Geheimniß des Zedtwitzer Hofes mit — das er selber längst vergessen — wenn ich aus dem Munde des alten Pfarrers erzähle, wie es dort am Tage seiner Berufung zugegangen. Da er gewöhnlich zuerst bei dem alten Herrn (von Plotho) vorgelassen wurde: so konnte dieser vor Liebe und Freude ihm die Nachricht seiner Beglückung nicht zurückhalten, sondern gab sie ihm geradezu oder gar die Vokazion selber, indeß eigentlich erst dessen Gemahlin als die wahre Patronatherriu ihm die Urkunde hätte geben können. Natürlicher Weise war nachher, als der neugeschaffne Pfarrer vor sie mit seinem Danke eintrat, einige Verstimmung der Freiin gegen ihren Gemahl dem Hofe nicht ganz zu verstecken. Uebrigens hatten beide gleichgesinnt mit der eigenhändigen Uebergabe der Vokazion dem geldlosen

Freunde allerlei Graziale und Douceurs der Ueberbringer — fatale Worte für die eine Partei — ersparen wollen.

Da ich Ihre wohlwollenden Gesinnungen für Vater und Sohn so gut kenne, so wollt' ich wol errathen, daß Sie jetzo innerlich im Jubel rufen: „Dieß ist ja köstlich, daß endlich „der Mondwechsel der Pfarreien ihm ein anderes schönes Wetter „bringt; und wir sehen den jovialen Tonkünstler ordentlich „früher als sonst von der Herrschaft (er unterhielte sie aus „Dank gern länger) mit seiner Bullenbeißerin nach Hause „laufen, blos um nur so früh wie möglich seine Selberent„zückung unter die Seinigen, besonders an die arme Gattin „auszutheilen, welche durch das bisherige Aehrenlesen, ja „Zehenden-Sammeln auf den älterlichen Feldern, wahrlich „genug geduldet hat.“ —

Ich bemerke dagegen nichts, als daß Sie sämmtlich ins Blaue fehlschießen, und mich wundert der Fehlgriff. Ernst und traurig brachte er die Freudenpost; aber nicht blos weil auf dem Blumen- und Aerntekranz des Glücks wie auf dem Brautkranz immer einige Thautropfen hangen, die wie Thränen aussehen, sondern auch weil in ihm schon der Abschied von der geliebt-liebenden Gemeinde zu weinen anfing, welche seit vielen Jahren seine zweite Familie, nur im größern Familienbetsaal der Kirche, geworden, und zuletzt noch, weil nun das stille, ruhige, unbegaffte, einfache Stillleben des Dorfes in der Zukunft nur als ein fernes Gemälde in seiner Erinnerung hangen sollte. Freilich ist das Landleben gleich dem Seeleben einfarbig, ohne Abwechsel kleiner und großer Gegenstände; aber es gibt eine Art einförmiger Freude, welche stärkt, so wie das einfarbige Meer auf Lungensüchtige freund-

lich wirkt, weil keine Staubwolken einzuathmen sind und keine Insekten quälen.

— Nun glaub' ich meine Verbindlichkeiten als selbhistorischer Professor in Rücksicht auf das Erziehdörfchen Jodiz so erfüllt zu haben, daß ich in der nächsten Vorlesung mit dem Helden und den Seinigen in Schwarzenbach an der Saale einziehen kann, wo freilich der Vorhang des Lebens um mehre Schuh hoch aufgeht und man vom Hauptspieler schon etwas mehr zu sehen bekommt als die bloßen Kinderschuhe, wie leider bisher. Denn in der That aus der heutigen Vorlesung schicken wir ihn in die nächste als einen mehr denn zwölfjährigen Menschen, mit zehnmal weniger Kenntnissen, als der fünfjährige Christian Heinrich Heineke von Lübeck *) hatte, da ihn nach dem Examen die Amme wieder an den Busen legte — so ohne alle Natur- und Länder- und Weltgeschichte, ausgenommen das Theilchen davon, welches er selber war — so ohne alles Französische und Musikalische — im Lateinischen nur mit ein Bischen Lange und Specius angethan — kurz als ein solches leeres durchsichtiges Skelet oder Gerippplein ohne gelehrte Nahrung und Umleib, daß ich mit Ihnen allen kaum Zeit und Ort erwarten kann, wo er doch einmal anfangen muß etwas

*) Christian von Schöneich, der Lehrer und Lebensbeschreiber dieses am 6. Febr. 1721 gebornen Wunderkindes, berichtet (1726) in dessen „Leben, Thaten, Reisen und Tod", daß es die lateinische und französische Sprache, Geschichte, Geographie und die Instituzionen des Römischen Rechts verstanden, Kenntnisse von der Theologie und Anatomie gehabt habe, witzig und scharfsinnig gewesen sei, aber beständig von der Milch seiner Amme gelebt habe.

zu wissen und sein Gerippe zu beleiben in Schwarzenbach an der Saale.

Wir verlassen nun mit ihm das unbekannte Dörfchen; aber ob es sich gleich noch keinen Lorbeerkranz wie so manches andere Dorf durch eine Schlacht aufgesetzt: so darf er, glaub' ich, es doch hoch in seinem Herzen halten und noch heute zu ihm, als wenn er heute schiede, sagen: „liebes Dörflein! du bleibst mir theuer und werth! Zwei kleine Schwestern ließ ich in deinem Boden. Mein zufriedener Vater hatt' auf ihm seine schönsten Sonntage gefunden; und unter dem Morgenrothe meines Lebens sah ich deine Fluren stehen und glänzen. Zwar sind deine mir wohl bekannten Bewohner, denen ich danken will, längst fortgegangen wie mein Vater; aber ihren unbekannten Kindern und Enkeln wünscht mein Herz, es gehe ihnen wohl und jede Schlacht ziehe weit vor ihnen vorbei."

Dritte Vorlesung und drei Beilagen.

Schwarzenbach an der Saale — Kuß — Rektor — Abendmahl.

Haben Sie wol geglaubt, meine Zuhörer, daß Paul aus dem ganzen Aufpacken und Ausziehen und Fortziehen nichts im Gedächtniß behalten, keinen Abschied weder der Eltern noch der Kinder, keinen Gegenstand auf einem Wege von zwei Meilen, blos den schon erwähnten Schneiders-Sohn ausgenommen, welchem er die Rußzeichnungen einiger Könige für seine Geliebte in die Tasche gesteckt? — Aber so ist Kind- und Knabenheit; sie behält Kleinstes, sie vergißt Größtes, man weiß bei beiden selten warum. Abschiede behält ohnehin die

immer unten und oben überall hinaus wollende Kindheit weniger als Ankunft; denn ein Kind verläßt zehnmal leichter die langgewohnten Verhältnisse als die kurzgewohnten, und erst im Manne erscheint gerade das Umgekehrte der Berechnung. Für Kinder gibt es keine Abschiede; denn sie erkennen keine Vergangenheit, sondern nur Gegenwart voll Zukunft.

Schwarzenbach an der Saale hatte freilich viel — einen Pfarrer und einen Kaplan — einen Rektor und einen Kantor — ein Pfarrhaus voll kleiner Stuben und zwei große. Diesem gegenüber zwei große Brücken mit der dazu gehörigen Saale — und gleich daneben das Schulhaus, so groß (wenn nicht größer) wie das ganze Joditzer Pfarrhaus, und unter den Häusern noch ein Rathhaus, nicht einmal gerechnet das lange leere Schloß!

Gerade mit dem Vater trat auch ein neuer Rektor an. Werner, aus dem Merseburgischen, ein schöner Mann mit breiter Stirne und Nase, voll Feuer und Gefühl, mit hinreißender Naturberedsamkeit, voll Fragen und Gleichnisse und Anreden wie Pater Abraham; übrigens aber ohne alle Tiefe, weder in Sprachen noch in andern Wissenschaften. Indeß half er der Armuth auf dieser Kehrseite durch einen Kopf voll Freiheit-Rede und Eifer ab; seine Zunge war der Hebel der kindlichen Gemüther. Sein Grundsatz war, aus der Grammatik nur die allernothwendigsten Sprachformen — worunter er blos die Deklinazionen und Konjugazionen verstand — lernen zu lassen, und dann ins Lesen eines Schriftstellers überzuspringen. Paul mußte sogleich den Sprung hoch über Langens colloquia hinweg in den Cornelius thun; und es ging. Die Schulstube oder vielmehr die Schularche faßte Abc-Schützen, Buchstabirer, Lateiner, große und kleine Mädchen —

welche, wie an einem Treppengerüste eines Glashauses oder in einem alten römischen Theater, vom Boden bis an die Wand hinauf saßen -- und Rektor und Kantor sammt allem dazu gehörigen Schreien, Summen, Lesen und Prügeln in sich. Die Lateiner machten gleichsam eine Schule in der Schule. Bald darauf wurde auch die griechische Grammatik mit dem Erlernen der Deklinazionen und der nöthigsten Zeitwörter angefangen und ohne weiteren Aufenthalt bei der Grammatik sofort ins neue Testament zum Uebersetzen übergesetzt. Werner, der oft im Feuer der Rede sich selber so lobte, daß er über seine eigene Größe erstaunte, hielt auch seine fehlerhafte Methode für eine originelle, ob sie gleich nur eine Basedowsche war; aber Pauls fliegendes Fortschreiten wurde ihm ein neuer Beweis. Etwan ein Jahr darauf wurden einige wenige Deklinazionen und Zeitwörter aus Danzens lateinisch geschriebener hebräischen Grammatik zu einer Schiffbrücke zum ersten Buche Mosis zusammengehangen, dessen Anfang — gerade die Exponirschwelle junger Hebräer — den ungebildeten Juden zu lesen verboten war.

Ich werde mit Ihnen sogleich wieder mit dem Leben des Helden chronologisch fortschreiten, sobald ich nur Einen Augenblick kursorisch über die Zeit hinaus weiter und vorausgegangen bin und Ihnen habe sehen lassen, wie viel er auf einmal zu thun gewußt und gehabt.

Sogleich darauf werd' ich wieder statarisch.

Das griechische Testament mußt' er und das hebräische mündlich übersetzen in ein lateinisches wie ein Vulgata-Macher. Der Rektor hatte unter Pauls Uebersetzung (er war der einzige Hebräer in der Schule) eine gedruckte neben sich liegen. War der Held mit dem Analysiren mancher Wörter nicht zu-

recht gekommen: so schlug wol zuweilen das zweite Unglück dazu, daß es dem Lehrer eben so ging. Der jetzige Romanschreiber verliebte sich ordentlich in das hebräische Sprach- und Analysir-Gerümpel und Kleinwesen — eigentlich auch ein heimlicher Zug seiner Liebhaberei für Häuslichkeit — und borgte aus allen schwarzenbachischen Winkeln hebräische Sprachlehren zusammen, um über die diakritischen Punkte, die Vokale, die Akzente und dergleichen Alles aufgehäuft zu besitzen, was bei jedem einzelnen Worte analysirend aufzutischen ist. Darauf nähte er sich ein Quartbuch und fing darin bei dem ersten Worte im ersten Verse im ersten Buche Mosis an und gab über das erste Wort, über seine sechs Buchstaben und seine Selblauter und das erste Dagesch und Schwa so reichliche Belehrungen aus allen entlehnten Grammatiken mehre Seiten hindurch, daß er bei dem ersten Worte „anfangs" (er wollte so von Kapitel zu Kapitel fortschreiten) auch ein Ende machte, wenn es nicht bei dem zweiten war. Was noch von des Quintus Fixlein Treibjagd in einer hebräischen Foliobibel nach größern, kleinern, umgekehrten Buchstaben (im ersten Zettelkasten) geschrieben steht, läßt sich wörtlich mit allen Umständen auf Pauls eignes Leben anwenden.

Eben so närrisch verfuhr Paul mit dem jetzo veralteten Hofmann, der mit seinen deutschen Uebersetz-Sätzen oder Beispielen für lateinische Regeln — ein Großkreuz-Speccius für Schüler — war, und wand sich durch Schraubengänge, da der Mann zu immer mehr syntaxis ornata überging, so sehr in lauter schwere Partizipial-Verengerungen ein, daß der gute Rektor mehr darauf sinnen mußte, ihn zu verstehen als zu verbessern.

Sogleich nach der Ankunft in Schwarzenbach — noch im-

mer steh' ich im Kursorischen — bekam ich vom Kantor Gressel Unterricht auf dem Klaviere; — und auch hier, nachdem er nur einige Tanzstücke und später die gewöhnlichsten Choralgriffe und Generalbaßziffern erlernte — Gott gebe doch dem armen Knaben einmal einen gründlichen Lehrer, wünsch' ich, so wenig auch überall dazu sich Aussicht zeigt — gerieth er bald in seine Selberfreilassung vom Unterrichte, nämlich in Phantasiren auf dem Klaviere und in Auffsammeln und Abspielen aller Klavierstücke, die nur im Orte aufzutreiben waren. Die musikalische Grammatik, den Generalbaß, erlernte er durch viel Phantasiren und Notenspielen etwa so wie wir die deutsche durch Sprechen.

Zu gleicher Zeit legte er sich lesend auf die schöne Literatur der Deutschen; da aber in Schwarzenbach keine andere zu haben war als die romantische, und von dieser nur die schlechten Romane aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts: so trug er sich von diesen Quadern einen kleinen babylonischen Thurm zusammen, ob er gleich jedesmal aus ihm nur Einen Quader herausziehen konnte zum Lesen. Aber unter allen Geschichten auf Bücherbrettern — denn Schillers Armenier wiederholte später nur die halbe Wirkung — goß keine ein solches Freudenöl und Nektaröl durch alle Adern seines Wesens — bis sogar zu körperlichem Verzücken — als der alte Robinson Crusoe —; er weiß noch Stunde und Platz (es war Abends am Fenster gegen die Brücke zu), wo die Entzückungen vorfielen; und nur später ein zweiter Roman, Veit Rosenstock von Otto — vom Vater gelesen und verboten — wiederholte die Hälfte jener Begeisterung. Nur als Plagiar und Bücherdieb genoß er ihn aus der väterlichen Studirstube so lange, bis der Vater wieder kam — einmal las er ihn unter einer

Wochenpredigt des Vaters in einer leeren Empor auf dem Bauche liegend. Jetzige Kinder beneid' ich wenig, welchen der erste Eindruck des kindlichen und kindischen Robinson entzogen und vergütet wird durch die neuern Umarbeiter des Mannes, welche die stille Insel in einen Hörsaal oder in ein abgedrucktes Schnepfenthal verwandeln, und den schiffbrüchigen Robinson überall mit einem Lehrbuche in der Hand und eignen dictatis im Maule herumschicken, damit er jeden Winkel zu einer Winkelschule anlege, obgleich der Mann mit sich selber so viel zu thun hat, daß er sich nur nothdürftig das Leben fristet.

Zu gleicher Zeit, nämlich kurz darauf bat der junge Kaplan Völkel sich vom Vater den Jungen auf tägliche zwei Stunden nach dem Essen aus, um allerlei aus Philosophie und Geographie mir beizubringen. Wodurch ich ihm, den kein besonderes Erziehtalent anfeuerte, bei meiner dörfischen Unbehülflichkeit so werth, bis zum Aufopfern seiner Ruhezeit geworden, weiß ich nicht.

In der Philosophie las er oder eigentlich ich ihm vor die Weltweisheit von Gottsched, welche mich bei aller Trokkenheit und Leerheit doch wie frisches Wasser erquickte durch die Neuheit. Darauf zeigte er mir auf einer Landkarte — ich glaube von Deutschland — viele Städte und Gränzen; was ich aber davon behalten, weiß ich nicht, und such' es bis heute vergeblich in meinem Gedächtniß. Ich getraue mir zu beweisen, daß ich unter allen jetzt lebenden Schriftstellern vielleicht der bin — was freilich stark klingt — welcher von Landkarten — das Wenigste versteht. Ein Atlas von Landkarten trüge statt des Himmels des mythologischen für mich

eine Hölle, wenn ich sie in meinen Kopf überzutragen hätte. Was in letztem von Erdbeschreibung an Städten und Ländern etwan hangen geblieben, ist das Wenige, was mir unterwegs angeflogen auf dem geographischen Lehrkursus, welchen theils die Postwagen statarisch, theils die Hauderer kursorisch mit mir nahmen, um mich in gutem Gymnasiumdeutsch auszudrücken.

Desto mehr dank' ich dem guten Kaplane für seine Anleitung zum deutschen Stil, welche in nichts bestand als in einer Anleitung zur sogenannten Theologie. Er gab mir nämlich den Beweis ohne Bibel zu führen auf, z. B. daß ein Gott sei oder eine Vorsehung u. s. w. Dazu erhielt ich ein Oktavblättchen, worauf nur mit unausgeschriebenen Sätzen, ja mit einzelnen Worten, durch Gedankenstriche auseinander gehalten, die Beweise und Andeutungen aus Nösselt und Jerusalem oder andern standen. Diese verzifferten Andeutungen wurden mir erklärt; und aus diesem Blatt entfalteten sich, wie nach Göthens botanischem Glauben, meine Blätter. Mit Wärme fing ich jeden Aufsatz an, mit Lohe hört' ich auf; denn immer kamen in das Ende das Ende der Welt, des Lebens, die Freuden des Himmels, und all das Uebermaß, das der jungen Rebe in ihrem warmen Frühling entquillt, und das erst im Herbste zu etwas Geistigem zeitigt. Wenn nun diese Schreibstunden nicht Arbeit-, sondern Freuden- und Freistunden waren: wem gehört das Lob und Verdienst als dem Wahlherrn des rechten blüte- und fruchttragenden Thema? — Denn man bedenke und halte diese anfüllenden und anregenden Aufgaben doch nur gegen die gewöhnlichen der Schullehrer, welche so geräumig und unbestimmt, dem Herzen der Jugend so fremdartig, oder so weit über den jugendlichen Lebens-

kreis hinausragend, wie ich zum Scherze in einer Note *) tausend erfinden wollte, daß ich lieber im Ernste wünschte, ein freier jugendkennender Mann setzte sich hin und schriebe ungeachtet der besten Gedanken und Ausarbeitungen, die er sonst liefern könnte, vor der Hand weiter nichts als, nach Maßgabe der unzähligen Dispositionen über die Sonntagtexte, ein Bändchen voll bloßer Preisaufgaben für Lehrer, welche diese einzig und allein dadurch zu lösen hätten, daß sie unter ihnen erwählten, um sie den Schülern aufzugeben. —

Noch besser als alle Aufgaben sind vielleicht gar keine; der Jüngling dürfe selber sich jedesmal die Materie wie eine Geliebte auslesen, für welche er warm und voll ist und mit der allein er das Lebendige zu erzeugen vermag. Lasset doch den jungen Geist nur auf einige Stunden und Bogen lang frei — wie ja sogar der ältere es braucht — damit er von eueren Händen ungestört austöne; sonst ist er eine Glocke, die auf dem Boden aufsteht und nicht eher ertönen kann, als bis sie unberührt im Freien hangt.

Aber so sind die Menschen durch alle Aemter hinauf; sie

*) Aus so allgemeinen, kalten, leeren, alles und nichts fordernden Schreibaufgaben, wie z. B. Lob des Fleißes, Wichtigkeit der Jugend, könnte kaum der reichste und reifste Kopf etwas Lebendiges ausbrüten. Wieder andre übervolle zu große, wie z. B. Vergleichung von alten Feldherrn, Abwägungen der alten Regierformen, sind Straußeier, auf welchen der Schüler mit seinen zu kurzen Flügeln vergeblich sitzt und brütet und niemanden warm macht als sich selber. Schöner stehen zwischen beiden Arten die vollen an sinnlichen oder an historischen Stoffen, z. B. Darstellung einer Feuersbrunst, des jüngsten Tages, der Sündfluth, Beweis ihrer Nicht-Allgemeinheit.

finden den höheren Ruhm darin, aus freien Geistern knechtische Maschinen zu machen und dadurch ihre Schöpf-, Herrsch- und Schaffkraft zu zeigen; sie glauben diese zu erweisen, wenn sie an ihre nächste oder Obermaschine aus Geist wieder eine Zwischen- und Mittelmaschine und an die Zwischenmaschinen endlich die letzte anzuschienen und einzuhäkeln vermögen, so daß zuletzt eine Mutter-Marionette erscheint, welche eine Marionettentochter führt, die wieder ihrer Seits im Stande ist, ein Hündchen in die Höhe zu heben — — Alles nur Eine Zusammenhäkelung desselben Maschinenmeisters. — Gott, der Reinfreie, will nur Freie erziehen; der Teufel, der Reinunfreie, will nur Seines Gleichen.

Meine wöchentlichen Ausarbeitungen gäbe ich jetzo für keine der jetzigen hin, sie mögen auch noch so sehr die Welt bilden; denn jene bildeten noch weit mehr mich selber, besonders da ihre Gegenstände meinem Triebe zum Philosophiren die Schranken aufthaten und ihn sich ausrennen ließen; ein Trieb, der schon vorher aus meinem engen Kopfe auslaufen wollte in ein schmales Oktavbüchlein, worin sich das Sehen und Hören logisch zu ergründen suchte und dachte und woraus ich meinem Vater etwas erzählte, der mich so wenig tadelte und mißverstand als ich. Kann man es denn den Jugendlehrern zu oft sagen — sehr oft hab' ich's wol indessen schon gesagt — daß alles Hören und Lesen den Geist nicht halb so kräftigt und reizt als Schreiben und Sprechen, weil jenes dem weiblichen Empfangen ähnlich nur die Kräfte der Aufnahme bewegt, dieses aber dem männlichen Erzeugen ähnlich, die Kraft des Schaffens in Anspruch nimmt und in Bewegung setzt. — Schreiben nicht lebenslange Uebersetzer der geistreichsten und sprachkürzesten Schriftsteller, z. B. Ebert als der von

Young, ihre Vorreden, Noten und Gedichte mit der angebornen Wässrigkeit fort, indeß noch einige Verbesserung zu erwarten gewesen wäre, da unter allem Lesen das Uebersetzen das wiederholteste ist, wie das scharf- und feinsichtigste, daher auch jeder Uebersetzer eines genialen Werks dieses besser durchgenießt und auskernt als jeder Leser.

Lesen heißt in die Schulkasse oder den Armensäckel einsammeln, Schreiben heißt eine Münzstätte anlegen; aber der Prägstock macht reicher als der Klingelbeutel. Schreiben verhält sich als eine sokratische Hebammenkunst, die man an sich selber übt, zum Lesen, wie Sprechen zum Hören. In England und bei Hof- und Weltleuten bildet das Sprechen aus und hilft dem seltenen Lesen nach.

Diese Stunden des Kaplans setzt' ich endlich auf ein Schachspiel und sie wurden verspielt, weil — nicht gespielt wurde. Zuweilen nämlich beschloß der Kaplan den geographischen Unterricht mit einem im Schach; mein liebstes Spiel noch bis jetzt, ob ich gleich darin wie in jedem andern der Anfänger geblieben, als der ich gleich anfangs aufgetreten. Da ich nun einmal die Stunde ungeachtet der Kopfschmerzen besuchte, weil mir ein Schach versprochen war; und da dasselbe aus Vergessen nicht kam: so kam ich auch niemals mehr wieder. Ich begreife viel schwerer den einen Umstand, daß mir der Vater ein solches von keinem Worte motivirte Wegbleiben stillschweigend zuließ, als den andern natürlichen, daß ich ein Narr war und den Kaplan zur nämlichen Zeit fortfloh, wo ich ihn fortliebte. Zwar war ich mit Freuden zwischen ihm und dem Vater die kleine Fußbotenpost; und mit Liebeblicken und Freudenpulsen sah ich ihn fast nach jeder Kindtaufe (die Taufglocke läutete meinem Ohre deshalb eine Frohmesse ein) bei meinem

Vater einspringen und — ich las oder arbeitete unweit ihres Sprechtisches — den halben oder ganzen Abend da verplaudern; aber ich hatte mir, wie gesagt, das Schachbrett in den Kopf gesetzt und blieb weg. Himmel! wer mag in meiner und in so mancher poetischen und weiblichen Natur in die besten Honigzellen einen solchen Sommerhonig (wenn nicht Honigessig) des Liebens und Grollens eintragen, einen solchen widerstreitenden Mischmasch, der oft die schönsten Tage, ja vielleicht die schönsten Herzen vergiftet und wund frißt? — Wahrlich, wäre oft dem heißesten Herzen nur noch ein halb Gran Gehirnäther oder Verstand beizumischen: ich wüßte nichts über das heißeste Lieben; so aber gerinnt die Süße zu ihrem sauern Boden- und Gegensatz.

Kuß.

Wie früher dem Kirchenstuhl gegenüber, so konnt' ich nicht anders als zu der erhöhten Schulbank hinauf — denn sie saß ganz oben, die Katharina Bärin — mich verlieben, in ihr niedliches rundes rothes blatternarbiges Gesichtchen mit blitzenden Augen und in ihre artige Hastigkeit, womit sie sprach und davon lief. Am Schulkarneval, das den ganzen Fastnachtvormittag einnahm, in Tänzen und Spielen bestand, hatt' ich die Freude, mit ihr den unregelmäßigen Hopstanz zu machen, und so dem regelrechten gleichsam vorzuarbeiten, und vorzutanzen. Ja bei dem Spiele „wie gefällt dir dein Nachbar" — wo man auf das Bejahen des Gefallens zu küssen befehligt wird und auf das Verneinen einem Hergerufnen unter einigen Ritterschlägen des Klumpsackes laufend Platz zu machen hat — trug ich letzte häufig neben ihr davon; eine Goldschlägerei, durch die meine Liebe wie reines Gold größer

wurde, und ein unterhaltendes Abwechseln, wie sie mir immer den Hof verbot und ich sie immer an den Hof rief, waltete vor.

Alle diese böslichen Verlassungen (desertiones malitiosae) konnten mir die Seligkeit nicht abschneiden, ihr täglich zu begegnen, wenn sie mit ihrem schneeweißen Schürzchen und Häubchen über die lange Brücke dem Pfarrhause entgegen lief, aus dessen Fenster ich schauete. Sie freilich zu erwischen, um ihr etwas Süßes nicht sowol zu sagen, als zu geben, z. B. einen Mundvoll Obst — dieß war ich, so schnell ich auch durch den Pfarrhof eine kleine Treppe hinab lief, um die Vorbeilaufende unten im Fluge zu empfangen, meines Wissens nie im Stande. Aber ich genoß genug, daß ich sie vom Fenster aus auf der Brücke lieben konnte, was, denk' ich, für mich nahe genug war, da ich gewöhnlich immer hinter langen Seh- und Hörröhren mit meinem Herzen und Munde stand. Ferne schadet der rechten Liebe weniger als Nähe. Wäre mir auf der Venus eine Venus zu Gesicht gekommen: ich hätte das himmlische Wesen, zumal da es in solcher Ferne mit seinen Reizen sehr bezaubernd wäre, warm geliebt und ohne Umstände zu meinem Morgen- und Abendstern erwählt zum Verehren.

Inzwischen hab' ich das Vergnügen, alle, welche in Schwarzenbach blos ein wiederholtes Jodiz der Liebe erwarten, aus ihrem Irrthum zu ziehen und ihnen zu melden, daß ich es zu etwas brachte. An einem Winterabende, wo ich meine Prinzessinsteuer von süßen Gaben schon vorräthig hatte, der gewöhnlich nur die Einnehmerin fehlte, beredete mich der Pfarrsohn, der unter allen meinen Schulkameraden der schlechteste war, mich zum verbotnen Wagstücke, während ein Besuch des Kaplans meinen Vater beschäftigte, im Finstern das Pfarr-

Haus zu verlassen, die Brücke zu passiren und geradezu (was ich nie noch gewagt) in das Haus, wo die Geliebte mit ihrer armen Mutter oben in einem Eckzimmerchen wohnte, zu marschiren und unten in einer Art von Schenkstube einzudringen. Ob Katharina aber zufällig da war, und wieder hinauf ging, oder ob sie der Schelm mit seiner Bedientenanlage unter einem Vorwande herunterlockte auf die Mitte der Treppe; oder kurz, wie es dahin kam, daß ich sie auf der Mitte fand: dieß ist mir alles nur zu einer träumerischen Erinnerung zerronnen; denn eine plötzlich aufblitzende Gegenwart verdunkelt dem Erinnern alles, was hinter ihr ging. So stürmisch wie ein Räuber war ich zuerst der Geber meiner Eßgeschenke, und dann drückt' ich — der ich in Jodiz nie in den Himmel des ersten Kusses kommen konnte und der nie die geliebte Hand berühren durfte — zum erstenmale ein lange geliebtes Wesen an Brust und Mund. Weiter wüßt' ich auch nichts zu sagen, es war eine Einzigperle von Minute, die nie da war, nie wiederkam; eine ganze sehnsüchtige Vergangenheit und ein Zukunft-Traum war in einen Augenblick zusammen eingepreßt; — und im Finstern hinter den geschloßnen Augen entfaltete sich das Feuerwerk des Lebens für Einen Blick und war dahin. Aber ich hab' es doch nicht vergessen, das Unvergeßliche.

Ich kehre wie eine Hellseherin aus dem Himmel auf die Erde zurück und bemerke nur, daß diesem zweiten Weihnachtfest der Ruprecht, da er ihm nicht vorlief, nachlief, und ich nach Hause kehrend schon unterwegs den Boten fand und zu Hause stark gescholten wurde über mein Auslaufen. Gewöhnlich fällt immer noch zu heißen Silberblicken der Glücksonne ein solcher Schloßen- und Schlackenguß. Was that es mir? Die Wortströme konnten mein Paradies nicht ersäufen; denn

blüht es nicht noch heute fort, bis an diese Feder heran und aus ihr heraus?

Es war, wie gesagt, der erste Kuß, und zugleich, wie ich glaube, der letzte dazu, wenn ich nicht absichtlich, da sie noch lebt, nach Schwarzenbach verreisen und da einen zweiten geben will. Wie gewöhnlich nahm ich während meines ganzen schwarzenbacher Lebens mit meiner telegraphischen Liebe vorlieb, welche noch dazu ohne einen antwortenden Telegraphen sich erhalten und beantworten mußte.

Aber wahrlich, niemand tadelt die Gute weniger als ich, wenn sie damals schwieg, oder jetzo noch — nach ihres Mannes Tode —; denn ich mußte mich später in fremdes Lieben und Herz immer langsam hinein reden; es half mir nichts, daß ich sogleich mit fertigem Gesicht und allem außen schon da stand; allen diesen körperlichen Reizen mußte später erst die Folie der geistigen von mir untergelegt werden, damit sie genugsam glänzten und blendeten und zündeten. Aber dieß war eben das Fehlerhafte in meiner unschuldigen Liebezeit, daß ich, ohne Umgang mit der Geliebten, ohne Gespräche und Einleitung, ihr bei meiner dürren Außenseite auf einmal die ganze Liebe hervor gefahren zeigte und kurz daß ich ordentlich als der Judenbaum vor ihr stand, der ohne den Umschweif von Aesten und Blättern in der Blüte dasteht.

Scherz mit dem Rektor.

Da die Schraubgenossenschaft *) wußte, daß er in der Schule die Zeitung las und in seine Schulstubenpredigten jede lebendige Gegenwart hineinzog: so schickte sie ihm von

*) Sie bestand aus den Bekannten des Rektors, die sich gegen ihn und unter einander Scherze, wie der erzählte, erlaubten.

der Erlanger Realzeitung, die er mithielt, ein altes Blatt aus den 70ger Jahren, das die schreckliche Hungersnoth in Italien, besonders in Neapel, grausend abschilderte. Die Jahrzahl der Zeitung hatten sie mit einem darauf geflößten Dintenklecks gut genug versiegelt. Sie hörten es nun alle in ihre Stuben ordentlich hinein, wie er vom Fidibus-Blatt entzündet (er kann kaum den Abzug des Kantors erwarten) mit dem Erklären losbrechen, und wie er mit Feuerfarben — der Erlanger (Zeitungschreiber) gab nur die Wasserfarben dazu — das hungrige Betteln, Schreien, Niederfallen, Verschlucken auf allen Gassen so nahe vor die schwarzenbacher Schuljugend bringen müsse, daß es unentschieden seyn werde, ob sie mit heißeren Thränen heimkommen würde oder mit heißerem Hunger. Und in der That in solchen Fällen der Schilderungen glaubt der Mensch kaum mehr, daß es noch etwas zu essen gibt auf der Erde. Unter welche Ehrenpforten (oder auf welche Ehrenbetten) noch Abends der gute Herold des Hungers von der Spaßschützengesellschaft für sein Rühren und Mahnen gebracht worden, als die Schützengesellschaft die Kinder besehen und ausgefragt, kann sich jeder denken, ich aber nicht berichten, weil ich erst dunkel und spät den Widerruf der Zeitung erfahren habe. Alter gutmeinender Rektor! schäme oder ärgere dich indeß nicht besonders über Spaß- oder Stoßvögel, die auf deine Kanzel-Tauben niederfahren wollen! Die heilige Taube hatte doch mit warmen Flügeln über unsern Herzen geschwebt und sie angebrütet. Für das angewärmte Herz ist's einerlei, ob dasselbe für eine alte oder für eine nächste Hungersnoth mit den Schlägen des Wohlwollens gezittert.

Abendmahl.

Das Abendmahl steht auf dem Lande oder noch richtiger unter rechten Christen nicht blos als eine christliche moralische toga virilis da; nicht wie in Städten für Mädchen, als die Einkleidung weniger in Nonnen, als in Jungfrauen; sondern es ist die höchste und erste geistliche Handlung, das Bürgerwerden in der Gottes-Stadt; erst jetzo wird die frühere Wassertaufe eine wahre Feuertaufe, und das erste Sakrament steht im zweiten verklärt und lebendiger wieder auf. Vollends Kinder eines Geistlichen, welche so oft die Augen- und Ohrenzeugen fremder Vorbereitungen zu diesem Sonnentage des Herzens gewesen, nähern sich ihm mit größerer Ehrfurcht. Diese stieg noch höher in mir durch den einjährigen Aufschub der Handlung, da meinem Vater das gesetzmäßige Alter von zwölf Jahren durch den 21sten März nicht reichlich genug abgelaufen zu seyn schien.

Nun gebt diesen warmen Tagen der Religion noch einen Feuersprecher — nicht Besprecher — wie der Rektor ist, der uns die schreckliche blos dieser Religionhandlung eigenthümliche Bedingung glühend vor die Seele hält, daß der Unbußfertige, das Abendmahl genießend, gleich einem Meineidigen statt des Himmels seine Hölle verschlinge, und wenn ein Erlöser und Heiliger in einen unreinen Sünder einziehe, die seligmachende Kraft seiner persönlichen Gegenwart in eine vergiftende sich verwandeln müsse. Heiße Thränen, die er selber mit vergießen half, waren das Wenigste, was seine Herzrede aus mir und andern hervortrieb; glühende Reue des vorigen Lebens und feurige Schwüre auf ein künftiges tadelloses füllten die Brust aus und arbeiteten nach seinem Schwei-

gen darin fort. Wie oft ging ich vor dem Beichtsonnabende unter den Dachboden hinauf und knieete hin, um zu bereuen und zu büßen! Und wie wohl that es dann, an dem Beichttage selber noch allen geliebten Menschen, Eltern und Lehrern mit stammelnder Zunge und überfließendem Herzen alle Fehler abzubitten und diese und sich dadurch gleichsam zu entsühnen.

Aber dann kam auch am Beichtabende ein sanfter lichter heller Himmel der Ruhe in die Seele, eine unaussprechliche nie wiederkommende Seligkeit, sich ganz rein, nämlich gereinigt und entsündigt zu fühlen, mit Gott und mit den Menschen einen heitern weiten Frieden abgeschlossen zu haben; und doch sah ich aus diesen Abendstunden des milden warmen Seelenfriedens noch auf die Morgenstunden der himmlischen Begeisterung und Entzückung am Altare hinaus.

Selige Zeit, wo der Mensch die schmutzige Vergangenheit von sich abgeschält hat und rein und weiß, frei und frisch in der Gegenwart steht und so muthig in die Zukunft tritt! Wem aber kann sie wiederkehren als Kindern? — Denn in jener glücklichen Jugendzeit ist der volle Seelenfriede leichter zu gewinnen, weil der Kreis von Opfern, die er fordert, kleiner ist und die Opfer geringfügiger; indeß die verworrenen und ausgedehnten wichtigen Verhältnisse des ältern Menschen durch Lücken und Zögern vollständiger Hingebung den himmschen Regenbogen des Friedens nur unvollendet und nicht wie die Frühzeit zu Einem Zirkel zusammen gewölbt zulassen. Im zwölften Jahre kann die Begeisterung einen ganz Reinen erschaffen, aber nicht im Alter. Auch der Jüngling wie die Jungfrau finden bei allen ihren Feuertrieben weniger in ihrem Kreise zu überwinden und haben einen leichtern und nä-

hern Weg zur höchsten sittlichen Reinheit, als der ist, welchen der Mann oder die Frau mit kältern und eigennützigern Strebungen durch die Wildniß der Plagen und Sorgen und Arbeiten zurückzulegen haben. Der rechte Mensch ist irgend einmal in frühester Zeit ein Diamant vom ersten Wasser, wasserhell ohne Farbe; dann wird er einer vom zweiten und spielt mehre Farben, bis er endlich zu einem Farbensteine sich verdunkelt.

Am Sonntagmorgen versammelten sich die für den Opferaltar geschmückten Knaben und Mädchen im Pfarrhofe zum Feiereinzuge in die Kirche unter Geläute und Gesang. Alles dieses und sogar der Festanzug und der Blumenstrauß und die verdunkelten duftenden Birken im Hause und im Tempel wurden für die junge Seele, deren Flügel schon in der Bewegung und in der Höhe waren, noch vollends ein mächtiges Wehen in die aufgespannten Flügel hinein. Sogar während der langen Predigt war das Herz mit seinem Feuer gewachsen; blos Kämpfe wurden unter ihr gegen jeden Gedanken, der nur weltlich und nicht heilig genug war, geführt.

Als ich nun endlich von meinem Vater das Abendmahlbrod empfing, und von dem jetzo rein geliebten Lehrer den Kelch: so erhöhte sich die Feier nicht durch den Gedanken, was sie mir beide waren, sondern mein Herz und Sinn und Feuer war blos dem Himmel, der Seligkeit und dem Empfange des Heiligsten hingegeben, der sich mit meinem Wesen vereinigen sollte; und die Seligkeit stieg bis zum körperlichen Gefühlblitze der Wunder-Vereinigung.

So trat ich mit einem reinblauen und unendlichen Himmel im Herzen weg vom Altare; aber dieser Himmel offenbarte sich mir durch eine unbeschränkte von keinem Fehler ge-

trübte sanfte Liebe, die ich nun für alle, alle Menschen empfand. Die Erinnerung der Seligkeit, wie ich alle Kirchgänger mit Liebe ansah und alle in mein Inneres aufnahm, hab' ich bis jetzo lebendig und jugendlich frisch in meinem Herzen aufbewahrt. Die weiblichen Mitgenossinnen des h. Tisches wurden mir mit ihren Brautkränzen als Bräute Christi nicht nur geliebter, sondern auch heiliger; und ich schloß sie alle in ein so weites reines Lieben ein, daß auch die von mir geliebte Katharina nach meiner Erinnerung nicht anders von mir geliebt wurde als alle übrigen.

Die ganze Erde blieb mir den ganzen Tag ein aufgedecktes unabsehliches Liebemahl, und das ganze Gewebe und Gespinnste des Lebens stand vor mir als eine leise sanfte Wind- oder Aetherharfe, welche der Athem der Liebe durchweht. Wenn schon der Menschenfeind sogar ein künstliches Vergnügen aus einem von keiner Ausnahme beschränkten Abneigen erpressen kann: von welcher unsäglich süßen Seligkeit ist erst ein allgemeines Lieben aller Herzen in dem schönen noch von keinen Verhältnissen verwickelten und verletzten Alter, dessen Sehkreis noch eng ist, und dessen Arme noch kurz, dessen Gluth aber desto dichter. Und wollen wir uns nicht die Freude gönnen, den überfließenden Himmel uns auszuträumen, welcher uns aufnehmen müßte, wenn wir eben so im höheren heißeren Brennpunkte einer zweiten Weltjugend mit höhern Kräften liebend ein größeres Geisterreich umfaßten und das Herz von Leben zu Leben immer weiter machten für das All? —

Aber im beweglichen Menschen kann leichter alles sich beständig oben erhalten als das Reinste und Beste, wie im Quecksilber alle Metalle oben bleiben, nur das Gold unter-

sinkt. Das Leben duldet, wie nach Göthe die Sonne, kein Weiß. Nach wenigen Tagen entwich das köstliche Bewußtseyn dieses Standes der Unschuld, weil ich gesündigt zu haben glaubte, daß ich mit einem Steine geworfen, und mit einem Schulfreunde gerungen hatte, und zwar beides nicht aus Feindschaft, sondern in schuldloser Spiellust. Aber ewiger Dank gehört ewig dem allgütigen Genius.

Jedem Feste folgen Werkeltage; aber aus ihm gehen wir neugekleidet in diese; und das vergangne führet über sie hinweg zu einem neuen wieder. Dieses Lenzfest des Herzens kam später in den Jünglingjahren, nur aber als ein ruhiger heiterer Sabbath zurück, als vor mir zum erstenmale aus Plutarch und Epiktet und Antonin die alten großen stoischen Geister aufstiegen und erschienen und mir die Schmerzen der Erde und alles Zürnen wegnahmen; aber von diesem Sabbath hoff' ich vielleicht ein ganzes Sabbathjahr zusammen gebracht zu haben, oder das, was daran abgeht, noch nachtragen zu können.

Fortsetzung

der

Biographie Jean Paul's

von

Ernst Förster.

I.

Gymnasialjahre. Freunde. Autorberuf.
1779 — 1781.

Zu Ostern 1779 bezog Richter, 16 Jahr alt, das Gymnasium in Hof. In Schwarzenbach hatte er sich in aller Stille Kenntnisse erworben und eine Denkkraft entfaltet, die ihn weit über seine Mitschüler, über die ohnehin unbedeutende Schule und über sein Alter erhoben. Wohl hatten der wohlwollende und geistesfrische, bejahrte Rector Werner und mehr noch der früher genannte Kaplan Völkel, ein jüngrer Mann von guten Kenntnissen und Fähigkeiten, auf diese frühzeitige Entwickelung beträchtlichen Einfluß; inzwischen wurden beide überboten durch den Pfarrer Vogel in dem benachbarten Dörfchen Rehau, einen Mann voll Phantasie, Witz und Menschenliebe, und dieser selbst wieder durch seine reichhaltige Bibliothek, die dem lernbegierigen Knaben, wenn auch mit Einschränkung, offen stand. Noch im späten Alter hielt Jean Paul das Andenken an diesen ausgezeichneten Mann heilig und maß den von ihm empfangenen literarischen Wohlthaten einen hohen, für seine Bildung entscheidenden Werth bei.

Das Gymnasium in Hof bot wenig Mittel höherer Geistesentwickelung. Weder der Rector Kirsch, noch der Con-

rector Rennebaum waren hervorragende Lehrertalente, obschon dem ersteren ausgebreitete Kenntnisse, namentlich der orientalischen Sprachen, zu Gebote standen; und Richter sah sich sowohl für seine Vorliebe nach philosophischem Wissen ganz auf sich und seine bisherigen Studien verwiesen, als ihm auch das historische, für das er ohnehin gleichgültig war, durch einen trocknen, mit ermüdender Langsamkeit fortschreitenden Vortrag gänzlich verleidet wurde.

Zu dieser Noth des Geistes kamen nun auch noch eigenthümliche Leiden des Herzens, unbedeutend und nichtig allerdings für Tausende, für ein Gemüth aber, wie das von Richter, bitter und schmerzhaft. Richter war nach der Aufnahmsprüfung vom Rector zum „obern Primaner" erklärt, und nur auf des Vaters Einspruch, der die Mißgunst der Mitschüler fürchtete, als „mittlerer Primaner" eingeschrieben worden. Auch dieser Vorzug war unerhört, und weckte bei den übrigen Schülern, die von unten hatten anfangen müssen, die von dem Vater gefürchtete Leidenschaft, die auch um so leichter ihr Opfer erreichte, als dieses frei wie ein Lamm von irgend einer Bosheit, auch nirgend eine voraussetzte. Nun war am Gymnasium ein ehemaliger Tapetenwirker und Bücherverleiher als französischer Sprachmeister angestellt und erfuhr das solchen Lehrern in der Regel ausgeworfene Loos allgemeiner Nichtachtung um so eher, als er nicht nur lächerlich und widrig, sondern auch wissenschaftlich und pädagogisch vollkommen unbefähigt war und das Französische weder richtig schrieb noch aussprach. Dieser Mann wurde als Mittel erwählt, Richtern eine Niederlage zu bereiten, und der einzige Bekannte, den dieser in der Classe hatte, Reinhart (nicht der Maler, sondern sein Bruder) gab sich zum Verrath

her. Er sagte ihm nehmlich, daß es herkömmliche Sitte und Pflicht sei, daß jeder angehende Primaner in der ersten französischen Stunde dem Sprachmeister die Hand küssen müsse; und als nun, arglos und ehrerbietig, Richter dieser angeblichen Pflicht nachkam, und mit den Lippen nach der sich sträubenden Hand des alten Tapetenwirkers haschte, und dieser in der Meinung einem neuen und bei einem Ankömmling um so ungerechtern und bittrern Hohn ausgesetzt zu sein, mit wüthenden Zornausbrüchen auf den Unschuldigen los- und mit einem Donner von Flüchen zur Thüre hinausfuhr — da war des triumphierenden Spottgeschrei's der Classe kein Ende und Maß, und der um seiner Einsicht und Kenntnisse willen so hochgestellte neue Primaner stand überlistet, verlassen und verlacht unter den Genossen, in denen er Freunde zu finden gehofft. Nur einer von allen schloß sich von dem allgemeinen Freudentumult aus, Christian Otto, und das Saamenkorn einer das ganze Leben durch- und überdauernden Freundschaft ward in jener trüben Stunde gelegt. Von Reinhart aber war Richter geschieden und blieb es; wir begegnen ihm erst wieder am Ende, wo das Schicksal ihm aufgegeben, das früh gethane Unrecht auf eigenthümliche und überraschende Weise zu sühnen.

Inzwischen war Richter nicht so überaus zahm, wie seine Mitschüler nach diesem Vorfall voraussetzten, und ein zweiter Versuch, seine Gutmüthigkeit zu mißbrauchen, mißlang vollständig. Ein altes Herkommen hatte den untern Primanern die Last aufgelegt, den mittlern und obern das Frühstück vom Bäckerladen zu holen; diesem Herkommen sollte auch Richter unterworfen werden; aber es ging nicht; denn — er ging nicht. Hatte er hier durch Entschiedenheit seinen „Hussiten“, wie er die Angreifer benannte, besondre Achtung eingeflößt, so sollte

er bald durch ein Ereigniß anderer Art und auf eine ihm gemäßere Weise in das richtige Verhältniß zu seinen Mitschülern gehoben werden.

Am Höfer Gymnasium bestanden, wie noch jetzt an vielen Orten in Sachsen und Preußen, zur Uebung der Sprache, des Scharfsinns und der Beredtsamkeit, Disputierübungen zwischen den Schülern unter dem Vorsitz des Rectors, dem in der Regel die Entscheidung anheim fiel. Als die Reihe des Opponierens Richtern traf, hatte der Rector ein Thema aus der christlichen Dogmatik gewählt. Nun war Richter, theils aus angeborner Geistesrichtung, theils durch den Umgang mit seinen entschieden rationalistischen ältern Freunden in Schwarzenbach und Rehau der Heterodoxie zugewendet und hatte sich durch seine Privatstudien eine Fülle von Kenntnissen erworben, von der Niemand, am wenigsten der Rector etwas wußte und die er nur in der Disputation, die er nicht als Gymnasialübung, sondern als Herzensangelegenheit führte, als Waffen wider den Respondenten und den Rector und seine heilige und unfehlbare Glaubenslehre in die Hand nahm. Der Erfolg war unerhört. Der Respondent mit seinen gewöhnlichen Primanerkenntnissen war bald zum Schweigen gebracht, aber eben so vergeblich, weil ihm die Mittel fehlten, kämpfte der Präses Rector gegen den jungen durch seine Siege immer muthiger vorwärts schreitenden Himmelsstürmer, bis er in der Verzweiflung zu der Machtvollkommenheit des Gymnasialrectoramtes griff und Schweigen gebot, aber auch ohne alles Schlußceremoniell Katheder und Schulsaal verließ, worauf Richter von der ganzen Classe als Sieger gepriesen und um seines Sieges willen geachtet wurde. Von der Zeit an erfuhr er keinerlei Neckerei mehr.

Nicht ganz so glücklich war der Erfolg in der Stadt Hof und von vielen Seiten erhob sich heiliger Eifer und fromme Scheu gegen den jungen „Atheisten.“ Dagegen schlossen sich einige seiner Mitschüler mit besondrer Liebe an ihn an und Richter erlebte das Glück der Freundschaft, nach dem seine Seele als nach der höchsten Jünglings-Seeligkeit schmachtete.

Der eine der jungen Männer, mit denen Richter den Bund der Freundschaft schloß, war der obengenannte Christian Otto, eines wohlhabenden Kaufmanns Sohn, dessen Besonnenheit und Sinn für Recht und Schicklichkeit von inniger Liebe und Herzlichkeit durchwärmt wurden. Er ward später der erste Vertraute für Richters literarische Pläne, Unternehmungen und Werke, sein Censor und Rathgeber (wie aus dem Briefwechsel beider hervorgeht *)), und Jean Paul hat die Conjectural-Biographie **) an ihn gerichtet und darin, wie an vielen andern Stellen in seinen Werken, vielfältig von seiner großen Liebe zu ihm Zeugniß gegeben. Otto überlebte seinen Freund um einige Jahre, nachdem er noch angefangen, den literarischen Nachlaß desselben zu einer Biographie („Wahrheit aus Jean Pauls Leben“) zu benutzen.

Der zweite war Joh. Bernh. Hermann, der Sohn eines armen Zeuchmachers, der neben seinem wissenschaftlichen Eifer auch noch die Forderungen des Vaters befriedigen, Wolle spinnen und Kinder warten mußte. Er war ein ma-

*) Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freunde Otto. Berlin 1829.

**) Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf. S. W. 2. Aufl. Bd. 13.

thematischer Kopf, von hoher Genialität, und einer seltnen Energie des Wissens und Wollens. Er gab noch als Student unter dem Namen „Marne" zwei kleine Schriften heraus: „Ueber die Mehrzahl der Elemente" und „Ueber Licht, Feuer und Wärme", starb aber, aufgerieben von geistiger Anstrengung und äußerlicher Noth, zu Anfang des Jahres 1790 in Hof. Richter schwärmte mit Hochachtung für seinen Geist und seine Gaben; er hatte seinem Gedächtniß ein besonderes Werk bestimmt, dessen Anfang unter dem Titel „Die Geistererscheinung" sich unter dem Nachlaß findet und, nach dem handschriftlich gleichfalls noch vorhandenen Plane, zu den „Biographischen Belustigungen" bestimmt war, einen Theil derselben auszumachen.

Der dritte dieser Jugendfreunde war Ad. Lorenz v. Oerthel, der älteste Sohn eines reichen Kaufmanns, der sich in der Gegend von Hof mehre Rittergüter (Töpen u. a.) und dazu den Adel gekauft, und eben diesem seinen Sohne ein schön an der Saale gelegnes Gartenhaus in Hof eingeräumt hatte. Oerthel war eine poetische, weiche Natur, ganz geeignet die Schwärmerei und Empfindsamkeit seines Freundes, wie sie durch Natur, Neigung und die neuesten Schriften (Werther ꝛc.) angeregt war, zu theilen und zu steigern.

„Ach die wenigen Zeilen", schrieb ihm Richter eines Tages als Antwort auf einen seiner Briefe, die sie sich schrieben, — obschon sie sich täglich sahen, — „haben mir Thränen verursacht, mir — der wenig Freude hat; denn wo wäre sie? — und der auch diese einigen bald missen muß. Wenn ich vielleicht weg bin, so siehe nachts zu deinen Gängen in dem Garten hin, wenn sie der Vollmond beschimmert — und denke dann dran — wie wir jenseits hinüber über das be-

leuchtete Wasser blickten — wie eine freundschaftliche Thräne dem Auge entdrang — zum Allvater hinauf — — Ach! die Tage der Kindheit sind hin — die Tage des Schülers bei beiden auch bald vollendet — bald das ganze Leben — — Hier kamst du und unterbrachst mich; ich las das Papier, das du mir gegeben hast; und nun kann ich nicht mehr schreiben — — fließet Thränen. — —

Doch noch was. — Lauter Sterbegedanken umgeben mich jetzt — vielleicht dich auch; und dies ist beste Zubereitung. — — Nun schimmerst, ruhiger Mond! senkest Ruhe in gequälte Seelen — Schauerlich ist's, unter Mondsblinkern all die harmlosen nachbarlichen Hügel — bei den Gräbern wandelnd — zu spähn! Schauerlich wenn's so todtenleise um dich her ist, und es dich ergreift das große allumspannende Gefühl — edel ist's, nächtlich die Gräber der süß schlummernden Freunde zu besuchen — und ach! den betrauern, den nun der Wurm zernagt. — Lies in Yorik's Reisen im 1ten Theil das, wo er beim Grabe des Mönchs war. — —

Von diesem Geschriebenen rede mit mir ja kein Wort — schreiben kannst allenfalls — —

Dein Freund Richter."

Auch Oerthel erlag in seinen Jünglings-Jahren einem übermäßigen wissenschaftlichen Eifer und starb in den Armen seines Freundes zu Töpen, nachdem beide die Universitätsjahre in Leipzig gemeinsam durchlebt. Sein Gedächtniß verewigte Jean Paul in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der grönländischen Prozesse mit folgenden Worten:

„Wohlwollende Leser sind gewiß mehr darüber erfreut als verdrießlich, daß ich hier des besonderen Werthes, welchen diese Grönländischen Prozesse für mich haben, gedenke, insofern sie

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

ein Gedächtnißmal der Freundschaft sind, an welche sonst andere Prozesse eben nicht erinnern. Nämlich ich und Adam von Oerthel aus Hof waren Gymnasium-, Universitäts- und Jugendfreunde — und sind's nach so vielen Jahren noch, hoffe ich, obgleich einer von uns schon lange gestorben ist. Der kränkliche, aber reiche Jüngling macht von dem Buche des kerngesunden, aber armen Freundes in seinen von akademischen Arbeiten überladenen Vormitternächten eine Abschrift für den Druck, weil der Verfasser, wie jeder angehende, ungeachtet seiner netten Hand, in Aengsten stand, er schreibe nicht leserlich genug für den Setzer, indeß ein alter Autor immer umgekehrt voraussetzt, er schmiere lesbar für Jeden. Was wäre denn aber an einer Million Druckfehler gelegen gewesen? — Jetzo wundere ich mich nur über mein Einwilligen in ein so langes Aufopfern. — Aber es war eben die Zeit der ersten Freundschaft; in dieser nimmt man ebenso ohne Berechnung alles an, weil man ebenso ohne Berechnung alles hergiebt. — Du schönste göttliche Zeit! — Aber nicht ganz bist du in die Ewigkeit entflohen, wohin du gehörst, sondern du hast noch jedem einige Stunden zurückgelassen! — Und in diesen kann und will ich den Spätfreund so lieben, als wäre er ein Jugendfreund, und an meinen so sehr früh dahin gegangenen Oerthel denken."

Allen drei Freunden aber vereinigt gelten die Schlußworte der „Mumien." S. diese Ausgabe ausgewählter Werke Bd. 2. zu Ende.

Der Hang zu jener auflösenden Schwärmerei Richters, die besonders in der Freundschaft mit Oerthel Wachsthum und Nahrung fand, ward mehr als aufgewogen durch ernste Studien, Vorliebe für philosophische Forschungen und das dunkle Vorgefühl seiner künftigen Bestimmung als Schriftsteller. Am

Gymnasium bestand die Einrichtung eines feierlichen jährlichen Actus, bei welcher vorzügliche Schüler der obern Classe vor großer Versammlung (vor der Schulinspection und den Honoratioren der Stadt) Reden oder Gedichte eigner Arbeit vorzutragen hatten. Die Auszeichnung, für diesen Actus erwählt zu werden, traf Richtern in seinen beiden Gymnasialjahren. Zum Thema seiner nach den Regeln der alten Rhetorik wohl eingetheilten Rede wählte er das eine Mal „den Werth des frühzeitigen Studiums der Philosophie", das andre Mal „die Bedeutung der Erfindung neuer Wahrheiten." *) In beiden tritt die eigenthümliche Geistesrichtung Richters, seine Begeisterung für die Wissenschaft, Schärfe des Denkens und Weichheit des Gefühls deutlich hervor; in letzter aber ganz besonders sein frühzeitig entschiedener warmer Eifer für fort- und höher schreitende allgemeine Bildung, die er von der seelen- und haltlosen Lust der bloßen Verneinung und Zerstörung mit großer Klarheit schon in seinem 16. Jahre zu scheiden wußte.

„Nichts ist nützlicher, sagt Richter in dieser seiner Rede, und edler als die Erfindung neuer Wahrheiten — dieser Satz findet Widerspruch, aber er ist leicht zu beweisen. Der Mensch ist ein eingeschränktes Wesen, das seine Fähigkeiten stufenweise entwickelt und die Vollkommenheit seines Daseins allmählich erreicht. Denn Gott nur ist alles, was er sein kann, auf einmal. Je mehr nun der Sterbliche fortschreitet, desto mehr erweitert sich sein Gesichtskreis, desto mehr Ideen umfaßt er, desto besser kann er ihre Verbindungen wahrnehmen und durch

*) Die erste ist abgedruckt in J. Ps. sämmtlichen Werken, I. Ausg. Bd. 63; doch scheint die letztgenannte früher zu sein.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vergleichungen und Schlüsse Wahrheiten erfinden. Nothwendigerweise muß hernach der, der mehr kultiviert, mehr denkend ist, Wahrheiten erfinden, die jenem, der lange vor ihm lebte, der weniger gedacht hatte, neu und unglaublich scheinen müssen, wenn er sie hörte. Und ist alsdann diese Erfindung nicht gut, nicht edel? Oder sollen wir sie gar verwerfen, weil sie neu ist? Was hat denn dieses Neue für ein Kennzeichen des Verwerflichen, des Falschen, an sich? Keines. Außer daß tausend Menschen nicht den Verstand und den Tiefsinn gehabt haben, um dahin zu dringen wie dieser — vielleicht auch nicht gekonnt haben. Gemeiniglich erfindet der große Geist, das Genie das Neue, über welches der Dummkopf *) schreit, das aber der Kluge untersucht. Jede Erfindung neuer Wahrheiten, die Gründe für sich haben, muß uns demüthigen, zeigt unsre Eingeschränktheit an, unsern stumpfen Blick, der nicht scharfsichtig genug war, um schon längst eben dieses zu erfinden. Denn wenn z. B. ein Newton eine ganz neue Theorie der Schwere erfindet, so erfindet er jetzt nicht die Sache selbst; — denn schon Millionen Jahre vor ihm zog schon ein Weltkörper den andern an, er legt auch nichts Neues hinein, sondern er entwickelt nur unsre dunklen Ideen davon, er macht nur das Unsichtbare unsrer Vorstellungen sichtbar, er verbindet nur die Sätze, die vor uns lange da lagen, und macht die Conclusion daraus. Und eben dieß ist's, was uns die Erfindung neuer

*) Die Handschrift enthält die Correcturen des Rectors, die hier natürlicher Weise wegfallen. Für den „Dummkopf" hatte der Rector Einen substituiert, „welcher im Denken am wenigsten geübt ist" und am Rande bemerkt: „Dummkopf," zwar wahr, aber auffallend in einer solchen Versammlung.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Wahrheiten so schätzbar macht. Alle Wissenschaften entstanden durch sie — eine jede Wissenschaft war bei ihrem Ursprunge eine dürftige Sammlung hie und da zusammenhängender Ideen — aber überall waren Lücken, waren falsche Sätze. Diese Sammlung kam auf die Nachkommen, die ein System daraus machten und überall die Lücken auch durch falsche Sätze auszufüllen suchten.

Bald nun kömmt ein Tieferdenkender, reißt hie und da nieder — verwirft die falschen Sätze, baut auch wieder auf. Dieses wird dann weiter fortgepflanzt auf andre Nachkommen, und immer mehr wird's verbessert. Dieses ist der Gang, durch welchen alle Wissenschaften einige Vollkommenheit erlangt haben — anders kann der menschliche Geist nicht. Was sollen wir aber nun von dem halten, der alle diese Neuerungen verwirft, der glaubt, das ganze System, das er von seinen Voreltern empfing, sei unverletzlich, unwiderleglich? Wenn nun alle so gedacht hätten, wären wir jetzt nicht noch auf dem Punkte, wo Noah und seine Söhne in den Wissenschaften standen? — Wenn man so dächte, würde nicht aller Eifer im Menschen nach Wahrheit erstickt werden? und der Fortschritt der Wissenschaften? dieser wäre hin, ewig verloren. Man braucht nur ein wenig mit scharfen Blicken die Geschichte des Menschen, seiner Kultur, oder Barbarei zu betrachten, um wahrzunehmen, wie wenig jede Wissenschaft bei ihrem Anfang war und sein konnte, wie sie erst nur stufenweise erhöht wurde und was die Erfindung neuer Wahrheiten zu ihrem Wachsthum beigetragen habe! Wir wollen, um dieß deutlicher zu erweisen, einige Wissenschaften betrachten und sehen, wie sehr sie Neuerungen vervollkommnet haben. Unter den Wissenschaften, in welchen man sich gegen die Neuerungen am meisten setzt,

oder die man gar derselben unfähig hält, kann man wohl die Theologie rechnen. Nie wird man mehr darüber schreien, als wenn in der Theologie eine alte Lehre verändert oder eine neue hineingebracht werden soll, und Niemand kann sich mehr verhaßt machen als eben der, der solche Neuerungen vorbringt. In gewissem Verstande kann man auch Recht dazu haben: wenn man nehmlich Religion und Theologie als Dinge einerlei Art betrachtet. Aber ich muß erst sagen, daß zwischen Religion und Theologie ein Unterschied zu sein scheint. Diese besteht aus einem künstlich geordneten Vortrage der Religionslehren und ist besonders dem Lehrer nöthig; jene ist der Unterricht, der jedem Menschen zur Gottesverehrung nöthig ist, und besteht aus einem simpeln und praktischen Inbegriff der Religionslehren. Theologie hängt eben nicht so genau mit der Religion zusammen, sondern steht nur insofern mit ihr in Verbindung, wiefern sie eine Anstalt genannt werden kann, die Bildung der Lehrer der Religion zu erleichtern. Die christliche Religion hat Jahrhunderte ohne Theologie bestanden — recht wohl bestanden. Ist nun Theologie eine Wissenschaft, so ist sie Neuerungen fähig; und sie sind in ihr ebenso nöthig und nützlich als in irgend einer. Oder sollte diese Wissenschaft allein, wenigstens in ihren Sätzen und Lehren, des Weiterschreitens, oder wie jeder Schritt vorwärts neu ist, der Neuerung unfähig sein? Oder ist sie nicht vielmehr, so lange Menschen sind, merklich weiter fortgeschritten? Stellet den Mönch, der ein Jahrhundert vor Luther'n lebte, und lasset ihn sein Religionssystem vortragen, wie schwankend! wie widersprechend aller gesunden Vernunft und der Bibel! — und dann einen Mönch aus dem vergangenen Jahrzehent, und verhört sie — welcher auffallende Unterschied! Jener wird Sätze für Ketzerei

ausgeben, die dieser mit aller Zuversicht ohne Bedenken annimmt. Jener wird jeden Redlichen, der seine Religion nicht hat, in die unterste Hölle verdammen, dieser wird vom Schicksal des Heiden nach dem Tode mit Zurückhaltung sprechen — ist das nicht Fortschritt der Theologie? Noch mehr muß dieses erhellen, wenn man einen protestantischen Priester gleich nach der Reformation gegen einen aus unsern Zeiten stellt; jener wird mit aller Heftigkeit in Schriftstellen Beweise für diese oder jene Lehre finden, wo dieser, durch bessere Kritik und Exegese belehrt, nichts sieht — jener intoleranter, dieser toleranter handeln! Wer will hier den Fortschritt der Theologie, den großen Fortschritt, der in wenig Jahren geschah, verkennen? Und ist sie dieses nicht mehr fähig? sind die Quellen, woraus der Theolog schöpft, versiegt und ausgetrocknet? Exegese — wer wird wohl behaupten, daß diese zu Luther's Zeiten ebenso blühte wie jetzt? Hatte man dazumal alle die Hülfsmittel, die dazu erfordert werden — Kenntniß von den Gebräuchen der Morgenländer, des Genius der griechischen und hebräischen Sprache im A. und N. Testament? lebte zu jener Zeit ein Michaelis, Tychsen, Semler, Teller, Griesbach? Und eben diese Männer gestehen aufrichtig, daß noch Vieles dunkel ist — noch tausend Stellen mehr Berichtigung brauchen, die dem künftigen Kritiker bleiben — noch Stellen, die sogar wichtige Artikel betreffen. Die zweite Quelle, die theologische Kenntniß zu befördern, ist die Philosophie. O, wer wollte es wagen, von dieser zu behaupten, sie sei, auch in dem was die Theologie betrifft, zu ihrer Vollkommenheit gebracht? Nie wird der menschliche Verstand die Tiefen der Philosophie, besonders wo sie mit der Theologie zusammengrenzt, durchschauen können. Also die zwei Quellen für den Theologen sind noch

nicht ausgeschöpft, werden's auch so bald nicht werden. Sind also nicht die Neuerungen für die Theologie wichtig, nöthig und nützlich — so nützlich als es irgend bei einer Wissenschaft sein kann? „Ja! antwortet man mir vielleicht, man sollte doch nichts ändern, denn würde wohl Gott so viele Christen Jahrhunderte lang in Irrthum haben hingehen lassen?" Einer der schwächsten Einwürfe — der alle Untersuchung des Wahren verbannt, der zuviel beweist. Konnte nicht der Doktor Ek in seiner Disputation eben dieses zu Luther'n sagen, und mit Recht sagen? Hatte man nicht Jahrhunderte durch an ein Fegfeuer, einen Ablaß, eine Messe und tausend andere Ungereimtheiten, die wirklich das Wesentliche der Religion betreffen, geglaubt? — Wenn die Menschen die Wahrheit nicht einsehen — und wenn es für sie jetzt gerade nicht zuträglich wäre — wird Gott wohl da Wunder thun? Ueberläßt er nicht das der allmählichen Aufklärung des Menschen? Und wenn der Mensch durch die Lage, die Umstände, in denen er sich befand, nicht anders konnte und irren mußte, wird er's zurechnen? — — Also sind die Neuerungen nicht überflüssig. Sie haben überdieß noch einen zufälligen Nutzen, der sich vorzüglich in unseren Tagen äußert. Eben die Neuerungen, die falsch waren, die Einwürfe gegen die Religion haben sie nicht wankend gemacht, noch sie umgestoßen — nein, man hat sie widerlegt, das christliche Religionssystem fester, bestimmter gemacht, und es vor den Blößen bewahrt, die es den Freigeistern bloßstellten. Alle die Voltaire's, die Hume's, die Lamettrie's und ihre ganze Reihe haben Anlaß zu den vortrefflichen Vertheidigungen der Religion von einem Jerusalem, Nösselt, Leß u. s. w. gegeben. Welche Freude würde den edlen Luther erfüllen, wenn er jene Vertheidigungen läse und das Gebäude der

Religion auf den Stützen fast aller Wissenschaften ruhen sähe? Würde er nicht Gott danken, der in seiner besten Welt jedes Böse zum Vortheile des Ganzen ausschlagen läßt? Getrost kann der Theolog mehre Einwürfe erwarten, denn auch ein Lessing=scher Fragmentist hat seinen Widersacher gefunden.

Aus diesem scheint mir der Nutzen der Neuerungen in der Theologie unwidersprechlich zu erhellen."

Außer seinen Schulstunden und Schularbeiten beschäftigte sich Richter auf eine Weise, in der sich sein Schriftsteller=Beruf, wenn auch ihm noch ganz unbewußt, doch mit Entschiedenheit ankündigte und mit der er den Grund legte ebensowohl zu seinem umfangreichen Wissen und seiner bewundernswürdigen Belesenheit, als zu dem ganz unvergleichlichen Reichthum seiner Gedanken. Er legte sich eine eigenhändige Bibliothek an, und zwar eine doppelte. Zuerst machte er sich aus allen Schriften, die er las, und deren Inhalt ihm wichtig schien, vollständige Auszüge und trug sie sorgfältig in wohlgefügte Hefte, die er, wenn sie die voraus bestimmte Stärke von 25 Bogen erreicht hatten, abschloß und mit einem doppelten Register, erstlich der exzerpierten Schriften, dann der exzerpierten Gegenstände versah. Schon in Schwarzenbach an der Saale als funfzehnjähriger Knabe hatte er diese Arbeit begonnen, und bereits im J. 1778 zwei solcher Quartanten mit 232 und 284 engzeiligen Seiten vollgeschrieben. Noch einen solchen Band schrieb er zu Anfang 1779 in Schwarzenbach und zwei in Hof, im J. 1780 fünf dergleichen u. s. f. mit unermüdlichem treuen Eifer. Er hat auch diese Methode, das Gelesene dem Gedächtniß stets zugänglich zu erhalten, sein ganzes Leben hindurch, wenn auch später in abkürzender

Weise, beibehalten. Es wirft aber ein helles Licht auf die Beschaffenheit und Richtung seines Geistes, wenn wir (aus diesen Exzerpten-Büchern) sehen, welche Schriftsteller der 15 und 16jährige junge Mann las, und was er sich aus ihnen nahm. Auch sagt er selbst darüber in einem Heft aus späterer Zeit: „Um meine Lebensgeschichte zu haben, brauche ich blos die Bände meiner Exzerpten vor mir aufzuschlagen; an jedem extrahierten Buch hängt ein glimmendes Stück meiner Geschichte." Den Anfang macht das Journal für Prediger von 1770, und eine Sammlung Predigten von 1771, die allgemeine theologische Bibliothek von 1772—1778 u. a. theologische Schriften; sodann die allgemeine deutsche Bibliothek, Gellerts moralische Vorlesungen, Jerusalems Betrachtungen ꝛc. Im zweiten Bande folgen: Ackermann über die Krankheiten der Gelehrten, Hutchesons Untersuchungen über Schönheit und Tugend, Lambergs Tagebuch eines Weltmannes, das Grab des Aberglaubens, Sebaldus Nothanker und von der Allgem. deutschen Bibliothek viele Bände. Die einzelnen exzerpierten Stücke handeln: von der Ewigkeit der Höllenstrafen, von den Wirkungen des Teufels, von den Gesinnungen des Samariters, von der Verbindung der natürlichen Religion mit der christlichen, von der Liebe gegen die Feinde, von der Versöhnung, vom Glauben, von der Erbsünde ꝛc.; auch Epigramme und Gedichte komischen oder sentimentalen Inhalts finden sich. Im zweiten Bande: wie Leib und Seele an einander gekettet sind; das entzückende Vergnügen des Morgens; die Verschiedenheit der Sinne; was Schönheit ist; die wahre Quelle der Tugend; von dem blinden Religionseifer; von den Irrwischen; von Pflanzen; vom Essen, Trinken ꝛc.; vom Großen und Erhabenen; vom Witz; was wäre der Mensch, wenn er nicht un-

sterblich ist? von der Seligkeit nichtchristlicher Völker; Spinozistische Gottheit 2c.

Es würde zu weit führen, wollte man noch mehr von diesen Materien namentlich aufführen, davon jeder Quartant in der Regel einige hundert Nummern enthält; genug man sieht, welche Masse von Kenntnissen Richter in frühester Jugend zu erwerben wußte, wie er sie seiner Sinnesrichtung gemäß auswählte und wie er sie für Studium und etwaigen Gebrauch ordnete. Nicht minder wichtig für ihn, für uns aber bedeutungsvoller war die zweite Abtheilung seiner eigenhändigen Bibliothek, das Archiv seiner eignen Gedanken und Forschungen. Mit gleicher Ordnung und Genauigkeit — und das ist bei einem Genius von so überschwänglicher Phantasie und bei so überreichem Gedankenstromquell gewiß doppelt überraschend und bewundernswerth — aber auch mit einer Besonnenheit, als habe er bereits eine klare Einsicht in seine nachherige Wirksamkeit gewonnen — legte er sich Bücher an für „Uebungen im Denken", in die er — als hätten sie irgend eine äußere, wichtige Bestimmung — mit der gewissenhaftesten Sorgfalt seine philosophischen Untersuchungen und poetischen Betrachtungen eintrug, und die er, obschon er ihnen ausdrücklich eine Bedeutung für Andre absprach, doch mit derselben Beachtung, als die Exzerpten oder später andre Schriften aufbewahrte. Ein Blick in diese „Uebungen" ist ein Blick in die erwachende Seele des jungen Dichters und zeigt uns vollständiger sein Bild, als irgend ein beschreibendes Wort es vermöchte.

Der erste Band ist vom November 1780, doch seine Abhandlungen tragen zum Theil noch die Data vom August 1779, also aus seinem 16ten Lebensjahre. Er enthält außer

einer Folge einzelner Bemerkungen acht Abhandlungen unter folgenden Ueberschriften: 1. Wie unser Begriff von Gott beschaffen ist. 2. Von der Harmonie zwischen unsern wahren und irrigen Sätzen. 3. Ein Ding ohne Kraft ist nicht möglich. 4. Ist die Welt ein Perpetuum mobile? 5. Was Allgemeines über's Physiognomieren. 6. Unsere Begriffe von Geistern, die anders als wir sind. 7. Wie sich der Mensch, das Thier, die Pflanze und die noch geringern Wesen vervollkommnen. Ein zweiter Band vom Dezember desselben Jahrs enthält ebenfalls eine Reihe abgerissener Bemerkungen und folgende größere Abhandlungen: 1. Jeder Mensch ist sich selbst der Maßstab, wonach er alles Aeußere abmißt. 2. Ueber die Religionen in der Welt. 3. Man bestraft das Laster zu strenge und belohnt die Tugend zu wenig. 4. Ueber Narren und Weise, Dummköpfe und Genies. 5. Vom Gedächtniß und wie sich's zur Einbildungskraft verhält.

Das Titelblatt dieser Bücher ist von fremder Hand — denn die eigne genügte ihm nicht dafür — mit deutscher Fraktur geschrieben und dem ersten Band das Motto beigefügt: „Schon hienieden ist die Wahrheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie's nicht: warum sähen wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — Engels Philosophie für die Welt.“

Sodann folgt auf dem ersten Blatt eine Anzeige über die Bedeutung dieser Uebungen im Denken, des Inhalts: „Diese Versuche sind blos für mich. Sie sind nicht gemacht, um Andere etwas Neues zu lehren. Sie sollen mich blos üben, um's einmal zu können. Sie sind nicht Endzweck, sondern Mittel — nicht neue Wahrheiten selbst, sondern der Weg sie zu erfinden.

Ich werde mir hier oft widersprechen, manches da für wahr und dort für falsch erklären. Aber man ist ein Mensch — und nicht immer derselbe.

Es wird oft gezweifelt werden — entweder weil die Einsichten mangeln — oder weil's überhaupt besser ist, gar nichts als falsches zu glauben.

Noch einmal also: es ist blos Uebung.

Jedes Monat enthält sechs Bögen und jeder Band drei Monate. — Am Ende jedes Bandes folgen Zusätze, oder — wenn man's so nennen will — Verbesserungen. In Hof den 29. November 1780.

J. P. F. Richter."

Man wird es verzeihlich finden, wenn wir diesen Vorschriften zuwider in die Geheimnisse der jungen Dichterseele eindringen und wenigstens einige dieser frühesten schriftstellerischen Versuche Jean Pauls in das Bild seines Lebens einflechten.

I. Untersuchung.

Wie unser Begriff von Gott beschaffen ist? *)

Der Mensch kann sich Gott in seiner Unendlichkeit nicht denken. — Den Begriff von einem Dinge erlangt er entweder von außen, durch seine äußeren Sinne, oder von innen, durch seine Seele — durch die sogenannten inneren Sinne. Beide

*) Charakteristisch ist, daß J. Paul schon in dieser frühen Zeit (freilich nur vom subjectiven Standpunkte aus) sich mit einer Reform der Rechtschreibung beschäftigte, Got statt Gott, Tat statt That, Her statt Herr 2c. schrieb, was hier als unwesentlich und störend übergangen worden.

Arten von Sinnen können ihm keinen anschauenden Begriff von Gottes Unendlichkeit geben. Alle Kräfte und Wirkungen in der Welt, wovon er den Begriff von Unendlichkeit abstrahiren könnte, sind endlich. Seine inneren Sinne können ihm auch keine Idee davon geben — denn sie sind endlich. Ferner, um sich Gott in seiner Unendlichkeit vorstellen zu können, müßte man unendliche Kräfte haben und dieß hieße selbst unendlich sein. Eine jede Kraft muß zur Wirkung ihr bestimmtes Verhältniß haben — und diese kann nie größer sein als jene, aber wohl umgekehrt. Unsre Vorstellungskraft nun steht in einem Verhältniß mit der Menge, Größe der Dinge, die vorgestellt werden — ihr ist hier eine gewisse Grenze gesetzt. Eben dieß findet beim Begriffe von Gott statt. Wir können uns überhaupt nichts denken, was keine Schranken hat. Niemand kann sich die Ewigkeit vorstellen. Also sind Unendlichkeit Gottes, Ewigkeit ꝛc. bei uns mehr Wort als Gedanke. — „Können wir uns aber Gott gar nicht vorstellen?“ Ja, wir können's. Nämlich, um uns einen Begriff von ihm zu machen, nehmen wir alle geistige Vollkommenheiten, die wir nur an uns kennen, zusammen und drängen sie in einem Bilde zusammen — — und dieß nennen wir den Begriff von Gott. Es kann sein, daß das Wesen, das nach unseren Begriffen Gott ist, ein eingeschränktes, aber höheres Wesen ist als wir. Und je höher ein Geist ist, ein desto größeres, dem Urbild sich näherndes Bild (ich sage nicht „erreichendes“) kann er sich von ihm machen — aber erreicht wird's nie.

Das Vermögen haben wir, uns größere Wesen als wir zu denken, weil wir eingeschränkt sind. Ein eingeschränktes Wesen kann sich ein höheres und minder beschränktes Wesen denken. Die Ursache ist: es hat Mängel, Irrthümer, Schran-

ken, Unvollkommenheiten. Nun darf sich's blos diese Unvollkommenheiten wegdenken, so hat's das höhere Ideal. Dieß ist unser Begriff von Gott. Wir denken, das nicht eingeschränkt ist, das Alles kann, weiß, was wir nicht können; mehr brauchen wir nicht. Aber bei einem höheren Wesen als der Mensch würde eine solche Vorstellung Gott entehren — ja es würde Abgötterei begehen. Jedes Geschöpf muß sich seinen Schöpfer in Allem als das Oberste, Vollkommenste denken. Allein nur eben dieß Geschöpf. Das Geschöpf, das unter diesem ist, wird seine Gottheit mit weniger Vorzügen belegen: aber es wird deswegen auch nicht sündigen. Das über Beide erhabene Geschöpf wird seinen Schöpfer größer denken: aber eben, weil es kann. — Wenn wir sagen: Gott kann Alles, weiß Alles u. s. w., so beweist dieß nicht, daß wir den Begriff von Gott erschöpfen. Denn dieß „Alles" ist nur ein dunkler Begriff. Lösen wir ihn auf, so sehen wir, wir verstehen unter dem Alles — dem Begreifen nach, nicht nach den Worten, denn viele Worte sind für uns sinnlos — nur das, was Wir nicht können, ob es gleich endliche Wesen noch können. — — Das Vergnügen, das uns das Denken an Gottes Unendlichkeit verschafft, entsteht daher, weil wir uns Vollkommenheiten vorstellen ꝛc. Und je größere Kraft ein Wesen zum Denken besitzt, desto mehr Vergnügen muß ihm das Vorstellen der Unendlichkeit Gottes erwecken, das in dem Maße das Vergnügen des Andern davon übertrifft, in welchem er seine Denkkräfte übertrifft. Niemand kann sich daher Gott unendlich vorstellen, als Er selbst. Und eben daher muß auch er unendliches Vergnügen schöpfen. — Gott kann sich auch kein größeres Wesen als sich selbst denken; denn er hat alle Vollkommenheiten und keine Mängel, woraus er,

wenn er sich diese Mängel wegdächte, ein höheres Ideal bilden könnte.

August 1779.

Ueber Narren und Weise, Dummköpfe und Genie's.

Narren und Dummköpfe — diese Benennungen bezeichnen nicht ein und ebendieselbe Sache, ob sie gleich oft mit einander verwechselt werden. Ihre Verschiedenheit läßt sich leicht entdecken.

Der Dummkopf ist das bedauernswürdige Geschöpf, dessen Geist nie mehr als eine geringe Anzahl Ideen faßt und der, tief in Finsterniß verhüllt, nie durch die Strahlen der Wahrheit erleuchtet wird; der Dummkopf ist der Polype zwischen Menschen und Thieren. — Der Narr ist dieß alles nicht: die Meisten sind Narren, weil sie zuviel wußten oder mehr, als ihnen zuträglich war. Sie verstehen viel, aber eben weil sie es übel anwenden, werden sie zu Narren. Der Dummkopf wird geboren; der Narr gemacht. Der Dummkopf kriecht wie die Schnecke so langsam, weit ist er auf dem Wege der Wahrheit zurück und unfähig weiter zu kommen. Er hat vielleicht den rechten Weg; aber ist es auch zu bewundern, daß der, der kaum einige Schritte vor's Thor hinaus ist, nicht irre geht? Der Narr ist voraus; aber er hat den rechten Weg verlassen, irrt ohne Leitfaden. Der Dummkopf ist nicht gleich zu erkennen, denn er hat es mit dem Weisen gemein, wenig zu sagen und sich nicht leicht zu entdecken. Oft nimmt er auch die Maske des Weisen an, wie der Esel die Löwenhaut; — beiden steht ihr Anzug nicht; aber nur der Scharfsinnige entlarvt sie. Der Narr hingegen wird gleich sichtbar, denn er hat ein eignes Kennzeichen an sich, das ihn

von Andern unterscheidet, wie die Montur die Soldaten — nehmlich er ist nicht wie andere Leute. Der Narr sagt alles, was er denkt — und dieß verräth ihn sogleich. Wir würden mehre Dummköpfe in der Welt antreffen, wenn mehre offenherzig genug wären, ihre Gedanken herauszusagen. — Der Dummkopf ist deswegen Dummkopf, weil er sich nicht unter den Thieren befindet, wo er als ein Genie gelten würde — der Narr deswegen ein Narr, weil er nicht in einer andern Welt als der wirklichen ist — in der nehmlich, die in seinem Kopfe existiert, wo man ihn für klug halten würde. — Den Dummkopf kann man nicht heilen, weil er so geboren wird — er ist ein Schwacher, dessen Kräfte nicht vermehrt werden können. — Den Narren kann man bessern, eben weil er schlimmer werden konnte. Er ist ein Starker, dessen Kräfte übel gebraucht sind: es ist nichts nöthig, als sie auf eine andere Seite zu lenken. Naserei ist der höchste Grad der Narrheit — und diese heilt man in unseren Tagen. Im Schlafe sind wir Alle Narren; das macht, weil wir die Sinne nicht zum Wegweiser haben. Der Dummkopf ist's im Schlafe nicht — da ist er Embryo, er denkt gar nichts. Das Uebel des Dummkopfs besteht darin, daß er gar keine Einbildungskraft hat. Der Narr wird deswegen einer, weil er zuviel Einbildungskraft besitzt. Deswegen ist der Poet der Gefahr nahe, ein Narr zu werden. Daher der so gelobte furor poeticus. — Der Dummkopf hat sein Ebenbild unter den Thieren; der Narr nicht. Dieß zeigt an, daß dieser näher mit den Menschen verwandt ist als jener. — Alle Menschen haben zu gewissen Zeiten Narrheiten an sich und die größten am meisten — aber dumm ist nur eine kleine Anzahl. Dumm ist man beständig — ein Narr ist man oft nur auf eine kurze Zeit. — Das Herz des Dumm-

kopfs ist wenig edler Bewegungen fähig — das des Narren ist zu allen aufgelegt, welche nur die Grille nicht betreffen, die ihn zum Narren macht. — Die Narren sperrt man ein oder hängt sie in Ketten — aber die Dummköpfe läßt man laufen. Sie stehen oft auf Kathederstühlen, auf Kanzeln — sie sitzen auf dem Throne. Oft braucht's nichts, um ein Amt zu bekommen, als ein Dummkopf zu sein. Denn der, der es zu vergeben hat, ist mitleidig gegen die, denen er gleich ist — schätzt an Anderen das, was er an sich selbst schätzt. — Darin nur sind Dummkopf und Narr einander gleich, daß keiner glaubt, das zu sein, was er ist.

Von der Untersuchung über die verschiedenen Religionen in der Welt hier nur den Schluß:

Und was ist nun das Resultat von diesem Allen? — Dieß. Alle Religionen sind gut — und an dem Orte wo sie sind, die *besten*. Sie sind verschiedene Mittel zu demselben Endzweck. Jede Religion aber, der ich mit Ueberzeugung anhänge, ist für *mich* die beste. Für einen anderen ist sie es nicht; weil er von ihr nicht überzeugt ist. Das Christenthum ist so wenig in der Welt ausgebreitet, weil das Vortreffliche seltner ist als das Mittelmäßige. Behohnlächle also keine Religion, die du für falsch erklärst — du behohnlächelst den, der diese Religion entstehen ließ. Laß uns tolerant sein gegen die, deren Verstand wir wohl übertreffen, deren Herz aber vielleicht besser, menschenfreundlicher und liebevoller ist, als unseres. Laß uns nicht, wie sonst, Brüder morden, um einem Erhalter des Lebens zu gefallen — nicht durch Scheiterhaufen und Inquisitionen eine Religion verbreiten, welche die Liebe gebietet. Wie herrlich sind diese Aussichten! Alle unsre Brü-

der — alle unsre Religions-Verwandte — alle zu einem Himmel berufen — von einem Vater geliebt!! — —

Aus den „Bemerkungen" der ersten beiden Hefte mögen die nachfolgenden an die gegebenen Untersuchungen sich anschließen:

1.

Mancher glaubt recht gottesfürchtig zu sein, wenn er die Welt ein Jammerthal nennt. Aber ich denke, er würde es eher sein, wenn er sie ein Freudenthal hieße. Gott wird mit dem mehr zufrieden sein, dem alles in der Welt gefällt, als mit dem, dem gar nichts recht ist. Bei so viel tausend Freuden in der Welt — ist's nicht schwarzer Undank, sie einen Ort des Kummers und der Qual zu nennen? Eher möcht' ich einen solchen Ausdruck dem Sohn des Unglücks vergeben, der in trüben Stunden schwarzer Melancholie sein eingeengtes Herz in Klagen ausströmen läßt. Aber von dem dickbäuchigen Abt, der auf seinem weichen Sopha herrliche Tage verlebt, der keine andre Last kennt, als eine rastlose Seele zu haben, die seine süße Ruhe durch das Gefühl Langweile unterbricht — von diesem so einen Ausspruch auf heiliger Stätte zu hören — ist unerträglich, heißt des Schöpfers spotten und seine Wohlthaten mit Undank belohnen.

2.

Es giebt mehr Freuden in der Welt, als man gewöhnlich glaubt; aber es giebt auch mehr Leiden, als sich einige einbilden. Wer uns bereden will, das Leben sei eine Reihe angenehmer Empfindungen, bringt jene Freuden vor, die uns einnehmen, weil sie oft der Scharfsichtigkeit unseres Auges entgangen sind. Wer hypochondrisch genug ist, zu glauben, unser Loos sei verzehrender Gram und unsre Bestimmung immerwäh-

rende Leiden, der sucht alle verborgenen Qualen zusammen und bringt unbekannte Freuden nicht mit in Rechnung. Beide einzeln betrachtet irren; beide zusammen genommen geben das Bild des gewöhnlichen Menschenlebens. Man kann zur Behauptung seiner Sache Schilderungen von dem Leben einiger Menschen vorbringen, die entweder meistens glücklich oder unglücklich waren. Aber man darf sich nur erinnern, daß es hier so wie bei allem in der Welt Ausnahmen giebt. Der gewöhnliche Mensch hat nicht so viele Freuden, als einige träumen, aber auch nicht so viele Leiden.

3.

Freude macht uns zu allgemeinen Menschenfreunden; und Traurigkeit läßt uns Allen gram sein, oder Wenige ausschließend lieben. — Der Traurige liebt die Einsamkeit; der Freudige sucht Menschen, denen er sein schwellend Herz ausgießen kann. —

4.

Große Männer loben sich selten: aber sie brauchen es auch nicht. Täglich sumset ihnen das Gerücht von ihrer Vortrefflichkeit in die Ohren. Kleine Geister werden nicht müde, von sich Gutes und Schönes zu sagen. Die Ursache ist, weil Niemand je dergleichen von ihnen gesagt hat. Sie wollen nun Lob. Eignes muß daher die Stelle des fremden ersetzen.

5.

Unser Schöpfer hat alle Mittel angewandt, um in uns die Liebe gegen Andere zu erwecken, zu nähren — die Liebe, die uns das Leben so süß macht, die uns jedes Leiden mit verdoppelter Kraft ertragen läßt. Eine Flamme lodert unaufhörlich in unserm Busen, die uns zur Freude entzündet, wenn wir Andere fröhlich sehen, und die unser Herz in Unmuth kochen

läßt, wenn Andere Thränen vergießen — wir nennen sie Menschenliebe. Ein Mittel hiezu sehe ich in jener Anziehung der Gesichter, die man Schönheit heißt. Dieser Reiz im Anblick, der unsre Seele so anlockt, dieses Schmelzende, das unsre Herzen in Wehmuth zerfließen und unsre Augen zärtliche Thränen herausweinen läßt — dieses Göttliche in menschlichen Gesichtern knüpft das Band, das ohnehin ein immer reger Trieb bindet, noch fester, noch inniger zusammen. — O ich möchte eher vor dem Bilder alles Schönen und Vollkommnen niederfallen, hinauf zu ihm weinen, wenn ich eine rührende Schönheit erblicke, als wollüstige Gedanken haben.

Was nun an diesen frühesten Aeußerungen Jean Pauls besonders auffallen muß, ist, daß darin noch nicht eine Spur jener dichterischen Eigenschaft wahrzunehmen ist, als deren vorzüglichsten Vertreter die Geschichte der deutschen Literatur ihn nennt. Religiöse Betrachtungen, philosophische Forschungen, Beobachtungen der Natur und des Menschenlebens bilden den Hauptinhalt seines Denkens und Dichtens; kaum daß in die anthropologischen Bemerkungen, deren Grundton Liebe und Freude ist, sich ein leichter satirischer Zug mischt. Aber freilich konnte der ihm eigne Humor auch nur auf diesem Grunde wachsen; denn nur die von Gott, Freude und Liebe erfüllte Seele durchfliegt ungefährdet alle Höhen und Tiefen und gewinnt der Thorheit ihre heitre, der Weisheit ihre schwache Seite ab und der bunten und verkehrten Welt ihren ewigen Zusammenhang mit Gott.

Dagegen hatte jene bereits in dem Verhältniß zu Oerthel ans Licht getretene, unserm Dichter in hohem Grade eigne, Weichheit des Gefühls, die vor dem Schimmer des Mondes und dem Schlag der Nachtigall, wie vor dem Lebe-

wohl des Freundes in Thränen 'überströmt, jene durch Werther und Siegwart angeregte oder gesteigerte Schwärmerei für Liebe und Verzweiflung und Selbstmord, von der seine Phantasie in Flammen gesetzt war, ihren Ausdruck gesucht in einem Roman, den er — nicht ohne leicht zu errathende Beziehung — „Abelard und Heloise" nannte, und der sich in Form von Briefen von seiner Hand sauber geschrieben und geheftet, mit dem Datum „Jenner 1781" im Nachlaß vorfindet. Das vorgesetzte Motto: „Der Empfindsame ist zu gut für diese Erde, wo kalte Spötter sind; — in jener Welt nur, die mitweinende Engel trägt, findet er seiner Thränen Belohnung" bezeichnet hinlänglich die Stimmung des Buchs. Der Held ist ein junger Mann, der vom Land in die Stadt aufs Gymnasium kommt; er schildert in Briefen an einen Freund die Verhältnisse der Schule, Lehrer und Schüler — wie es scheint unter dem Einfluß von des Dichters eignen oben geschilderten Erlebnissen — findet nach langem vergeblichen Sehnen unter letztern endlich einen gleichgestimmten Freund, „den er täglich sieht; bei dem er Götterwonne genießt; der Abends, wenn der Mond sein Zimmer erleuchtet, mit wehmüthigen Tönen auf dem Klavier phantasiert, die immer trauriger, dumpfer, seelenschmelzender werden, die so silbern in die Seele hineintönen," und mit dem er von Herzen weint. Während der Hundstage geht er mit ihm nach seiner Heimath aufs Land und lernt hier in der Tochter eines Kaufmanns im benachbarten Städtchen den Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheit kennen. Er liebt und — glücklich. Heloise giebt sich der Seligkeit der ersten Liebe mit ganzer Seele hin und ein Himmel mit all seiner Glut, aber auch all seiner Heiligkeit umfängt ihre Herzen. Sie wohnt seit kur=

zem bei einem Onkel, dem Amtmann, im selben Ort mit ihm, wo sie sich ungezwungen sehen. Hier findet sich auch Gelegenheit, den Grundton der Dichtung noch einmal in bestimmte Weisen zu fassen. Die Liebenden, der Freund und der Amtmann sitzen in einer Laube beisammen. Das Gespräch gerieth durch eine wunderbare Wendung auf die neuen Göthesianer-Empfindler. Der Alte hatte so was davon gelesen und gehört, sah aber das Ding ganz auf der schiefen Seite an. „Mich ärgert's, schreibt Abelard, daß man über die Empfindungen und Gefühle Andrer urtheilen will, ohne ihren Werth, ihre Beschaffenheit noch selbst empfunden zu haben. Wer lästert am meisten den Goethe? Nur der, der ihm nicht nachfühlen kann, nur der Kalte. Noch nie hab' ich einen Jüngling gekannt, der Sinnes- und Gefühlkraft genug hatte, mit einem Goethe zu sympathisieren, welcher auf ihn geschimpft, oder ihn behohnlächelt hätte. Aber wohl ausgedörrte Pedanten, alte Knasterbärte genug, die seinen Namen entehrten. Aber Manche übertreiben's im Empfinden." „Wo ist aber, versetzt' ich, die Grenze gezeichnet, wie weit man empfinden soll. Ist nicht Alles relativ? Der viel, der wenig — jeder nach seinen individuellen Kräften und Anlagen dazu. Und ich will's lieber übertreiben, lieber mich ganz hinreißen lassen von der Menschheit edlen Gefühlen, als kalt wie ein Stein sein, Mitleidsthränen weglächeln, Andere im quälenden Jammer mit hölzernem Herzen, dürrem Gehirn, trocknen Augen sehen. Jesus weinte manche menschenfreundliche Thräne beim Grabe eines Lazarus — o! es regte sich in ihm menschliches Gefühl, die Saiten seines Herzens tönten den Klagen der Unglücklichen in einem solchen Einklang zu, daß es Schande für uns wäre — — Ich wollte fortfahren, als der Alte so

gleichgültig, so ungerührt von jetzigen Staatssachen an zu schwatzen fing, daß ich vor Unmuth mich entfernen und mir Luft machen mußte.“ Die Liebenden aber verstehen sich und ihre Herzen fließen bei Sternenschimmer und Mondesglanz, bei Rosenduft und Vogelsang und beim Anblick unglücklich Liebender zu ewiger Vereinigung in einander über. Die Stunde aber der Trennung schlägt auch. Abelard bezieht die Universität und Heloise wird vom herzlosen, berechnenden Vater einem Andern zur Frau bestimmt. Leiden auf Leiden. Endlich scheint das Glück günstiger. Der Nebenbuhler tödtet einen Gegner im Duell und muß fliehen. Allein auf der Flucht kehrt er bei seiner Verlobten ein und macht, da er doch auf ihren Besitz verzichten muß, einen natürlich vergeblichen Versuch, sie zu entehren, verletzt sie aber durch die zur Drohung gebrauchte Waffe tödtlich. Abelard kommt auf die Nachricht von diesem Unglück zu ihr, um ihr die Todesstunde durch erneuten Liebesschwur und die Aussicht auf ewige Vereinigung jenseits zu erleichtern. Sie stirbt und er folgt ihr wenige Tage nachher durch freiwilligen Tod. —

„Dieß ist die Geschichte des Jünglings“, so schließt der Dichter, „den wir aus seinen Briefen kennen gelernt haben. Ruhig rinn' ihm von des Edlen Wangen eine Thräne des Mitleids! Liebt den Unglücklichen, er verdient wahrlich eure Liebe! Ahmt ihm aber nicht nach! Und o ihr Liebenden, die ihr gleiche Qual mit ihm duldet, laßt euch seine Geschichte zum Troste dienen. Verzaget nicht, wenn euch Leiden drängen. Und wenn eures Kummers zuviel ist, so blicket in jenes Leben, — und wenn eure liebenden Herzen hier geschieden sind, so erwartet das Wiedersehn in Gottes seligem Himmel — wo alle sich wieder erkennen, Freund und Freundin,

Werther und Lotte, Siegwart und Marianna — und alle — und auch Du und ich.“

Das warme Gefühl, aus dem diese Dichtung hervorgegangen, die schwärmerische Empfindsamkeit, in welcher der Verfasser ganz befangen erscheint, hinderten ihn indeß nicht, wenige Monate nachher — am 9. August 1781 — folgendes Urtheil über den Roman auf die Rückseite des Titelblattes zu schreiben:

Fehler: Dieses ganze Romänchen ist ohne Plan gemacht, die Verwicklung fehlt gänzlich und ist alltäglich und uninteressant. Die Charaktere sind nicht sowohl übel geschildert, als gar nicht. Man sieht vom Abelard und von der Heloise nichts als das Herz; man sieht nichts von ihrem Verstande; es ist keine ihrer Neigungen ausgemalt; nicht einmal die Empfindung der Liebe ist wahr dargestellt. Ueberdieß ist alles überspannt; bei vielem empfindet man nichts, eben weil es sehr empfindelnd sein sollte. Es ist auch wider die Wahrscheinlichkeit gefehlt. Es ist sehr fade ꝛc. Die Sprache ist nicht göthesianisch; aber sie ist schlechte Nachahmung der Göthesianischen.

Schönheiten: Es ist nicht überall die Sprache des Herzens verstellt; die Schilderungen von Szenen aus der Natur sind nicht gänzlich mißrathen; das Deutsche ist nicht ganz elend; es ist wenigstens nicht dem Deutschen ganz ähnlich, welches die heutigen Kraftgenies schreiben. Auch findet man einzelne gute Bemerkungen hierinnen und ich würde mehr bemerkt haben, wenn ich hätte weniger empfindeln wollen. Endlich für mich hat dieses Büchelchen die Schönheit, daß es einen meiner besondern Zustände meines Herzens einer ge-

wissen Zeit darstellt, den ich jetzt für Thorheit halte, weil ich das Glück nicht habe, noch derselbe Thor zu sein.

So frühzeitig erhob Jean Paul sich über sein Gefühl, ohne die Wärme oder Kraft desselben im mindesten zu schwächen, so wie er, ohne die angeborne Liebe zu den Menschen zu kränken, den Blick für ihre Thorheiten schärfte und die Uebel der Welt durchschaute, und diese doch aus voller Seele als Quelle der Freuden prieß. Und diesen Grund legte der Jüngling zu einer Zeit, als der erbittertste Feind des Lebens, äußere Noth, mit Ungestüm auf ihn eindrang. Am 17. April 1779, also kurz nach seiner Ankunft in Hof, hatte er seinen Vater durch den Tod verloren. Der Mutter waren, außer ihren fünf Söhnen, von denen der Gymnasiast der älteste, nur Schulden als Erbschaft geblieben. Die Großältern, bei denen Fritz (so hieß J. Paul daheim) wohnte und von deren Unterstützung die Mutter ganz abhängig geworden war, starben bald hintereinander; über die ohnehin nicht sehr bedeutende Erbschaft erhob sich ein Prozeß mit Verwandten, die sich verkürzt glaubten, der das kleine Erbgut fast aufzehrte, und so brach über Richter Armuth und großes äußeres Elend herein, vor deren aufreibenden Wirkungen er sich nur durch ununterbrochene geistige Thätigkeit und durch die Freudigkeit, mit der er ihr ergeben war, bewahrte.

II.
Universitätzeit. Grönländische und andere Prozesse. Lebensregeln.
1781 — 1782.

Ostern 1781 hatte Richter seine Gymnasial-Studien beendigt und war zum Abiturienten-Examen nach Bayreuth beschieden. Er machte die Reise dahin, dem unter den angehenden Studenten eingeführten Herkommen und der neuen Würde gemäß, zu Pferde. Die von ihm verfaßte höchst launige Beschreibung dieses „Reiterstückes", das er später den Notarius Gottwalt Harnisch in den „Flegeljahren" wiederholen ließ, findet sich in dem 1845 in Frankfurt a. M. erschienenen „Papierdrachen," 1. Bd. S. 291.

Im Examen wohlbestanden, mit einem genügenden Testimonium paupertatis ausgerüstet und begleitet von seinem bisherigen Rector M. Kirsch, trat Richter am 11. Mai 1781 die Reise nach der Hohen Schule Leipzig an. Von seinen jüngeren Freunden ging nur Oerthel desselben Weges (Hermann und Otto scheinen später gefolgt zu sein); von seinen ältern empfing er Zeichen der herzlichsten Theilnahme; das schönste von dem würdigen Pfarrer Vogel in Rehau, der ihm am Tage vor der Abreise schrieb:

„Vortrefflicher junger deutscher Mann — Mann, von dem ich auf die Zukunft vieles der Welt verspreche — mein lieber Freund!

Sie gehen also morgen nach Leipzig ab? Nun so gehen Sie in Gottes Namen, — und kommen Sie nicht eher wieder, bis Sie der — sind, der Sie sein sollen und können.

Meine guten Wünsche begleiten Sie. Daß Sie unter Ihrem Studieren meiner nicht vergessen, daß Sie mit mir in Briefwechsel stehen werden, darf ich kaum bitten. Ich kenne Ihren Verstand — ich kenne Ihr Herz — Aber an mein Herz haben Sie auch mit Ihrem guten — schönen Dank empfindlich geschlagen: dieß habe ich Ihnen noch zu guter letzt von Rehau nach Schwarzenbach zu schreiben.

Sie können noch dereinst mehr Verdienst um mich haben, als ich gegenwärtig um Sie gehabt habe. Heben Sie diese Weissagung auf. — Und so noch einmal — leben Sie denn wohl!"

Als ältester Sohn eines Geistlichen mehr als aus eigner Entschließung dem Berufe des Vaters zugewendet, besuchte Richter in Leipzig zuerst theologiche Collegien, zugleich aber auch, innerem Antriebe folgend, philosophische und mathematische. Von seinem dortigen Aufenthalt, von seinen Lehrern und Studien, und von seinen äußerlichen Zuständen giebt er selbst in Briefen an den alten Rector Werner in Schwarzenbach und an den Pfarrer Vogel ausführlichen Bericht.

Dem erstern schrieb er:

„Ich bin gesund hier angelangt. Die Stadt ist schön, wenn man eine Stadt schön nennt, die große Häuser und lange Gassen hat — für mich ist sie noch einförmig. Und die herrliche Gegend, die Sie mir versprachen, die find' ich um Leipzig herum nicht. Ueberall ein — ewiges Einerlei, keine Thäler und Hügel — völlig entblößt von dem Reize, der mir die Gegend, wo Sie noch wohnen, sonst so angenehm machte. In vielen Sachen ist es so hier, wie Sie mir vorausgesagt haben, in andern aber ist es anders. Für 18 Pfennige kann ich zu Mittag essen. Ferner: beim Rektor Clodius hab' ich die Inskripzion ganz geschenkt bekommen und ebenso

die Kollegien. Für mein schönes Zimmer (in dem Gasthofe zu den drei Rosen in der Peterstraße, zwei Treppen hoch, Nr. 2, gerade in dem Hause, wo Oerthel wohnt; unsere Zimmer stoßen zusammen) brauche ich nur 16 Thaler zu zahlen, aber dafür muß ich zu Meßzeiten allemal ausziehen. Auch die Studenten sind so höflich, so polirt, wie Sie mir gesagt haben. Allein in folgendem scheint mir Ihre Vorhersagung nicht eintreffen zu wollen. Die Informazionen sind hier selten — und die Menge derer, die informiren, ist unsäglich groß. In großen Häusern nimmt man nur die Informatoren an, die Empfehlungen an sie haben. Eine Informazion ist also hier ein nicht so gewöhnliches Ding — und eine gute ist selten, dieß hab' ich selbst aus dem Munde verschiedener Professoren gehört. Alle haben mir das eben nicht tröstliche Sprichwort von Leipzig gesagt: Lipsia vult exspectari. Und das exspectari ist so unbestimmt, daß man, wenn einer 50 Jahre in Leipzig ist und in diesen 50 Jahren kein Amt bekommt, ihm immer noch vorpredigen kann, er solle nur warten, es würde sich schon geben.

Der Herr M. Kirsch von Hof ist mit mir und Oerthel nach Leipzig gereiset. Seine Gegenwart hat mir hier viel geholfen. Er hat mich bei etlichen aufs beste rekommandirt, bei Seeger und bei Bell. Er hat mir auch ein recht gutes Testimonium paupertatis geschrieben. Dieses darf ich nur vorzeigen, um alle Kollegien geschenkt zu bekommen. Besonders viel hat mir dieses Zeugniß bei Professor Platner geholfen, der die Philosophie sehr liebt."

Und später:

„Auch jetzt noch ist meine Vermuthung wegen des exspectari nicht widerlegt, sie ist bestärkt worden. Ich habe

hier noch keine Informazion, keinen Tisch, keine Bekanntschaft mit Studenten; noch gar nichts. Es ist eben nicht ganz leicht, Zutritt bei den Professoren zu erhalten. Diejenigen, die eigentlich berühmt sind und deren Liebe mir nöthig genug wäre, sind von einem Haufen von Geschäften umringt, von einer Menge von anderen vornehmen Personen, von einem Schwarm niedriger Schmeichler belagert, daß jeder, den nicht sein Kleid und sein Stand empfiehlt, nur mit Mühe ihnen bekannt wird. Wenn jemand mit einem Professor sprechen wollte, ohne ein besonderes Gesuch anzubringen zu haben, so würde er sich wohl dem Verdacht der Eitelkeit aussetzen. Bedenk' ich noch die Menge der Studenten, die den Professor hintergehen und ihn gegen die besseren hart machen, so kann ich mir das ganze Phänomen erklären. Darum geben Sie aber Ihre Hoffnung nicht auf; ich werde alle diese Schwierigkeiten überwinden; ich kann sie zum Theil; allein ich brauch' es endlich auch nicht. Hier komm' ich auf das Räthsel, dessen Auflösung Sie so begierig erwarteten und welches ich meiner Mutter nur dunkel angegeben. Allein jetzt ist es eben so wenig noch aufgelöst; nur dieß kann ich Ihnen sagen, daß es weder ein Stipendium, noch einen Tisch, noch eine Informazion, noch sonst dergleichen etwas betrifft. Es betrifft etwas, das Sie gar nicht vermuthen, das ich Ihnen noch nicht sagen kann, bis der Ausgang meiner Erwartung entspricht. So viel davon. —

Sonst bin ich noch wohlauf; die Leipziger Luft behagt mir, die Stadt gefällt mir auch mehr und die Gegend wird mir angenehm, besonders seitdem ich gewisse Gärten habe kennen lernen. Sie werden sich noch erinnern an die Orte, wo das Auge und die Zunge so reizend befriediget werden.

Aber wissen Sie, was mich eigentlich zum Fleiß antreibt? — Grade das, was Sie in Ihrem Briefe gesagt — meine Mutter. Ich bin ihr es schuldig, einen Theil ihres Lebens zu versüßen, da sie den andern so elend hingebracht hat, und ihr den Verlust, den sie durch den Tod meines Vaters erlitt, durch meine Hülfe zu mindern; es ist meine Pflicht, etwas zum Glück meiner Brüder beizutragen. — Wäre dieß nicht, so würden meine Studien anders sein; ich würde nur das bearbeiten, was mir gefiele, für was ich Kräfte fühlte; wäre dieß nicht, so würd' ich nie in meinem Leben ein — öffentliches Amt annehmen. Das kommt Ihnen vielleicht wunderbar vor, allein kennten Sie die ganze Verfassung, in die mich meine Lage in der Welt, die Stimmung meiner Seele, die sonderbaren Gänge meines Schicksals gesetzt haben, so würde Ihnen dieß vernünftig vorkommen."

Sodann an Vogel:

„Diese Universität hat eben nicht viel große Männer; wenn man den Platner, Morus, Klodius und Dathe ausnimmt, so findet man überall nur mittelmäßige Leute. Dathe liest nicht gut und hat noch dazu einen schlechten Vortrag; er weiß auf dem Katheder nicht halb das Gute zu sagen, was er in seinen Büchern sagt. Man hat mehr Nutzen, wenn man ihn liest, als hört. Burscher — das ist nun ein drolliger Mann! Er hält sich beinahe mit für den größten Geist auf Gottes Erdboden und hat den größten Stolz lächerlich sein zu können. Nämlich wenn er die Reformazionsgeschichte liest, so erzählt er grade, wie der gemeine Mann erzählt; dieselben Figuren, platten Ausdrücke und sogar dieselben Stellungen des Körpers! Die derben Satiren des D. Luther besitzt er alle im Original, diese liest er vor und setzt noch eine Dosis von eigenem

Witz dazu. Alles läuft zu ihm; er hält sich das für die größte Ehre und sieht nicht ein, daß man sich auf Unkosten seines Verstandes lustig macht, und daß, wer nicht in die Komödie gehen will, sein Kollegium besucht und einen — Harlekin auf dem Katheder belacht. — Man hat ihn mit soviel Titeln belegt, daß er Mühe hat zu wissen, was er ist; ihm soviel Aemter gegeben, daß er die Macht hat, keines recht zu verwalten, und soviel Verdienste in Gestalt des Sterns ꝛc. von außen angehangen, daß er inwendig keine zu haben braucht. Eine wahre Schöpfung aus — Nichts! Orthodox? das versteht sich von selbst, daß er's ist. — Das Professorenvolk ist überhaupt das burleskeste Volk; sie haben Originalthorheiten und man hat Unrecht gethan immer den Landgeistlichen in jeder Satire zu züchtigen. Einen Professor nach dem Leben zu malen! — gewiß das wäre der zweite Don Quixote und sein Famulus sein Sancho Pansa. —

Die Mode ist hier der Tyrann, unter dem sich alles beugt, ob er wohl niemals sich selbst gleich ist. Die Stutzer bedecken die Straße, bei schönen Tagen flattern sie herum wie die Schmetterlinge. Einer gleicht dem andern; sie sind wie Puppen im Marionettenspiele, und keiner hat das Herz, Er selbst zu sein. Das Herrchen gaukelt hier von Toilette zu Toilette, von Assemblee zu Assemblee, stiehlt überall ein paar Thorheiten mit weg, lacht und weint, wie's dem andern beliebt, nährt die Gesellschaft von den Unverdaulichkeiten, die er in einer andern eingesammelt hat, und beschäftigt seinen Körper mit Essen, und seine Seele mit Nichtsthun, bis er einschläft. Wen nicht seine Armuth zwingt, klug zu sein, der wird in Leipzig der Narr, den ich jetzt geschildert habe. Die meisten reichen Studenten sind dieses. —

Rousseau hat sehr viele Schriften noch hinterlassen; in Mannheim druckt man seine sämmtlichen Werke auf Pränumeration mit den schönen lateinischen Lettern, mit welchen die alten Autoren gedruckt wurden. Ein herrlicher Mann! Im Original liest sich sein Emil noch einmal so schön; und seine Heloise, die ist zu gut, um nur gelobt zu werden.

Um Ihnen Platner ganz zu malen, müßt' ich er selbst oder noch mehr sein. Man muß ihn hören, man muß ihn lesen, um ihn bewundern zu können. Und dieser Mann, der soviel Philosophie mit soviel Annehmlichkeit, soviel gesunden Menschenverstand mit so großer Gelehrsamkeit, soviel Kenntniß der alten Griechen mit der Kenntniß der Neuern vereinigt, und als Philosoph, Arzt, Aesthetiker und Gelehrter gleich groß ist, und eben soviel Tugend als Weisheit, eben soviel Empfindsamkeit als Tiefsinn, dieser Mann ist nicht nur dem Neide jedes schlechten Kopfes, sondern der Verfolgung der mächtigen Dummköpfe und der Verleumdung ausgesetzt. Er hat schon viele Streitigkeiten gehabt und noch mehre Feinde sich zugezogen. Er wurde einmal vors Konsistorium zu Dresden gefordert, um sich wegen der Beschuldigung des Materialismus zu verantworten. Nichts kann man ihm weniger schuld geben als dieses: er ist der erklärteste Feind des Materialismus. Man muß seine Aphorismen nicht gelesen oder nicht verstanden haben, um es nicht zu wissen. Doch es war ein Konsistorium, und dieses hat Recht, mit mehr Ehre dumm und mit mehr Heiligkeit boshaft zu sein, als andre Menschen. Er vertheidigte sich: er siegte über die, mit welchen zu streiten er für Schande hielt. Kaufen Sie sich seine philosophischen Aphorismen. Sie treffen in diesen die Leibnitzische Philosophie im kernigsten Auszuge und eine Menge philo-

sophischer und anderer Bemerkungen in gedrängter Schreibart an.

Die Nachricht, die ich Ihnen von der heil. Orthodoxie in Leipzig geben soll, wird sehr kurz ausfallen. Fast alle Studenten neigen sich auf die Seite der Heterodoxie. Wenn es nicht so sehr viele Heterodoxen unter den Studenten giebt, so giebt's desto mehr Gleichgültige gegen die Religion, Naturalisten und auch Atheisten; vermuthlich deswegen, weil man dieses mit weniger Mühe und weniger Kenntniß der Sprache sein kann, als jenes. Die meisten sind nicht mehr orthodox, aber wenige sind Sozinianer im eigentlichen Sinne des Worts. Ich habe selbst bei einem Magister, der zugleich Prediger ist, gehört, welcher unaufhörlich auf das System, auf die mystische Deutsamkeit der Bibel, auf die Allegoriesucht, auf die Anhänger an allen unwahren Beweisen, auf die Unbekanntschaft mit dem Hebräischen in der Erklärung des N. T. u. s. w. loszog. Allein dessenungeachtet darf er nicht frei eine Glaubenslehre leugnen; er muß blos von der Schwierigkeit derselben reden und die Entscheidung über ihren Werth den Zuhörern überlassen. Der größte Fehler, der die Freiheit des Denkens in Sachsen hindert, ist, daß die Großen noch nicht aufgeklärt sind. Jedes freie Buch wird konfiszirt.

Morus ist unstreitig nicht orthodox. Er hat schon viele Verfolgung erlitten und eben diese macht ihn behutsam und hindert ihn, seine Meinung frei herauszusagen. Wo er ein Stück vom Teufel rc. mit Recht wegerklären, oder eine Allegorie aus dem alten Testament zu einer Akkomodazion machen kann, da thut er's. In seiner Dogmatik, die er trefflich liest, trägt er bei streitigen Punkten die entgegengesetzten Meinungen vor und überläßt seinen Zuhörern die Entscheidung; und

wer wollte da nicht aus der Stärke seiner Gründe auf der einen Seite herausbringen, welches seine wahre Meinung sei.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihre Güte, mit welcher Sie sich nach meinen Beschäftigungen erkundigen, durch die Freimüthigkeit erwiedern darf, mit welcher ich Ihre Fragen beantworten will. Aber vergeben Sie jetzt den hiesigen Egoismus, den ich nicht vermeiden kann. Ich habe gehört und höre exegetische Kollegien über den Johannes bei Magister Weber, und die Apostelgeschichte bei Morus; über Logik und Metaphysik bei Platner, Aesthetik bei demselben, Moral bei Wieland, über Geometrie und Trigonometrie bei Gehler, über des Philo Legatio ad imperatorem Cajum bei Morus und über englische Sprache bei M. Rogler. Wenn ich Ihnen sage, was ich eigentlich studiere, so werden Sie den Grund finden, warum ich gerade diese Kollegien gehört habe. Die Sprachen sind jetzt meine liebste Beschäftigung, blos deswegen, weil ich für gewisse Werke eine Liebe bekommen habe. Es wird mir schwer, Ihnen gewisse Dinge zu sagen, da sie sich ohne den Schein von Stolz und Prahlerei kaum sagen lassen; aber es wird mir leicht, sie zu sagen, wenn ich mich erinnere, daß Sie mich so gut kennen, um da mich stolz zu vermuthen, wo ich's nicht sein kann, oder da zu finden, wo man's blos zu sein scheint. Ich habe mir die Regel in meinen Studien gemacht, nur das zu treiben, was mir am angenehmsten ist, für was ich am wenigsten ungeschickt bin und was ich jetzt schon nützlich finde oder dafür halte. Ich habe mich oft betrogen, wenn ich dieser Regel gefolgt bin, allein ich habe diesen Irrthum nie bereut. — Das studieren, was man nicht liebt, heißt mit dem Ekel, mit der Langweile und dem Ueberdruß kämpfen, um ein Gut zu erhalten, das man nicht

begehrt; das heißt die Kräfte, die sich zu etwas anderem geschaffen fühlen, umsonst an eine Sache verschwenden, wo man nicht weiter kommt, und sie der Sache entziehen, in der man Fortgang machen würde. „Aber eben dadurch verdienst du dir Brod!" ist der elendeste Einwurf, der dagegen gehört werden kann. Ich wüßte keine Sache in der Welt, durch welche man sich nicht Brod erwerben könnte. Ich will das verschweigen, daß der nie weiter kommt, der sich in seinen Studien blos den Erwerb der nothwendigen Bedürfnisse zum Endzweck setzt — „allein in dem Einen mehr, in dem Andern weniger." Dieß zugegeben, so weiß ich nicht, ob ich in dem mein Brod erwerben werde, wo ich keine Kräfte fühle, keine Lust empfinde und mit welchem ich also unmöglich Fortgänge mache; oder in dem, in welchem mich mein Vergnügen anspornt, mir meine Kräfte forthelfen. Man muß ganz für eine Wissenschaft leben, ihr jede Kraft, jedes Vergnügen, jeden Augenblick aufopfern und sich mit den andern nur deswegen beschäftigen, insofern sie der unsrigen eine Folie verschaffen. Und entgeht mir durch die sonderbare Verwicklung von äußern Umständen der unbedeutende Nutzen, der einem jeden schlechten Kopf sein Ziel ist, so wird mir dieß wahrlich dadurch zehnfach ersetzt, daß ich in dem Betrieb meiner Wissenschaft die Seelenwollust genieße, die aus der Beschäftigung mit Wahrheit quillt; den Reiz empfinde, den für mich jede Aeußerung meiner Kräfte hat, und vielleicht auch die Ehre genieße, die ihnen über kurz oder lang zu Theil wird. Dieß ist meine Vertheidigung.

Sonst las ich blos philosophische Schriften; jetzt noch lieber witzige, beredte, bilderreiche. Ich trieb sonst die französische Sprache eben nicht; jetzt les' ich französische Bücher

lieber als deutsche. Der Witz eines Voltaire, die Beredsamkeit eines Rousseau, der prächtige Styl eines Helvetius, die feinen Bemerkungen eines Toussaint — alles dieses treibt mich zum Studium der französischen Sprache. Ich glaube nicht, daß ich lerne, sondern nur daß ich mich vergnüge; mit den Eindrücken der schönen Stellen, der witzigen Einfälle bleibt auch zugleich die Erinnerung von der Art, wie sie ausgedrückt wurden, zurück. Ich las den Pope — er entzückte mich, eben so Young. Er ist unfehlbar in der englischen Sprache noch viel herrlicher. Ich lerne sie jetzt, und vorzüglich um die vortreffliche Wochenschrift, den Zuschauer, zu lesen, von der wir eine elende Uebersetzung haben. Die Beredsamkeit des Rousseau entzückt mich; ich fand sie im Cicero und Seneka; — ich liebe diese beiden jetzt über alles und gäbe ihre Lektüre um keines der besten deutschen Bücher. Die Satiren eines Pope reißen mich hin: ich fand ihn im Original wie Horaz noch schöner. Seine Kritik der Vernunft ist ein Meisterstück, Horat. de arte poetica ebenso. Jetzt lieb' ich die lateinischen Autoren. Ich habe das dumme Vorurtheil fahren lassen, von welchem ich durch eine sehr schlechte Informazion von einem lateinischen Lehrmeister bin angesteckt worden. Lassen Sie mich hier eine kleine Ausschweifung über das Lesen der alten Autoren in den Schulen machen. Was ich sage, kann falsch sein, allein bei mir war es wahr. Um einen alten Autor nachzuahmen, um ihn schön zu finden, um ihn zu lieben und sich mit ihm zu beschäftigen, muß man Geschmack haben."

Der Entscheidung für seinen Beruf als Schriftsteller wurde Richter theils durch äußere Umstände und Verhältnisse, theils durch das klarer werdende Bewußtsein davon in Leipzig

rasch entgegengeführt. Neben seinen eigentlichen Universitätsstudien setzte er seine bereits in Hof angefangenen Beschäftigungen fort. Elf große Quartbände Exzerpten „aus den neuesten Schriften" brachte er nach Leipzig mit.

Die Art und Weise, wie er diese Privatstudien fortsetzte und damit Baurіß und Gerüste seiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit feststellte, ist ein Zeugniß nicht nur für Geistesrichtung und Gesinnung, sondern auch für eine in so früher Jugend beispiellose Besonnenheit, am meisten aber für eine Thätigkeit, bei der es gradezu unbegreiflich bleibt, wie sie, wenn auch die Seele, nur der Körper hat aushalten können. Bei seinen Vorlesungen, die er mit Eifer besuchte und zu denen sich noch Privat-Unterricht im Englischen gesellte, bei den unausgesetzten täglichen schriftstellerischen Uebungen, die ganze Bände füllten, bei einer lebhaften Correspondenz, für die er sich besondere Bücher hielt, so daß er jeden Brief doppelt schrieb, blieb ihm nicht nur Zeit zur umfassendsten Lectüre, sondern auch zur Fortführung der bisherigen ausführlichen Excerpten-Bücher. Ja, er ersah kaum, daß ihm diese nicht vollkommen genügen würden, als er sich sogleich verschiedene andre Reihenfolgen anlegte: zuerst „Extraits de livres français"; sodann eine Folge von Exzerpten „aus neuen Schriften, welche die Naturlehre und Naturgeschichte betreffen"; andere für die Theologie; ferner von Exzerpten aus den „schönen Wissenschaften;" gleichzeitig legte er sich Bücher an für eine Sammlung witziger Einfälle, Bemerkungen, interessanten Thatsachen und Begebenheiten aus alten und neuen Schriftstellern, und schrieb alle diese Dinge nicht nur mit eigner Hand, sondern auch mit der größten Genauigkeit und Zierlichkeit. In einem besondern Buche sammelte er, was unter den Begriff „Thor-

heiten" zu stellen war, in einem andern sammelte er Anekdoten. Zu gleicher Zeit legte er sich für Mannichfaltigkeiten und Freiheit des Ausdrucks ein besonderes Wörterbuch an, in welchem er für Worte und Redensarten möglichst viele andere von gleicher Bedeutung zusammenstellte.

Aus den erstgenannten Exzerpten sehen wir, daß er mit ganz besonderem Eifer Lessings Schriften las, von Engländern Pope, von Franzosen Rousseau, Helvetius, Voltaire; in der Dichtkunst fesselte ihn vor allen Shakespeare, der in Deutschland durch Eschenburg bekannt worden, Wieland, Hippel, Young und Swift. Den reichsten und buntesten Stoff sammelte er aber in den kleinen Notizen, die unmöglich ohne die größte Lust und Anregung der Phantasie zu durchblättern sind. Nur einige wenige Sätze zur Probe:

Als Molière starb, wollte ihn der Pfarrer seines Kirchspiels nicht auf dem Kirchhof dulden. Ludwig XIV. endigte den Lärmen, indem er, von ihm belehrt, daß die geweihte Erde etwa 8 Fuß tief sei, sagte, man solle die Schauspieler 10 Fuß tief verscharren.

Plautus: Ipsa sibi avis mortem cacat. (Mistelpflanze aus dem Vögelkoth; Leim.)

Von Einem der bestochen wurde: βοῦς ἐπὶ γλώσσῃ.

Siamo Veneziani e poi Cristiani.

Ferri schrieb 1100 Predigten über die Epistel an die Ebräer.

Das himmlische Bett des Dr. Graham aus Edinburg; die Nacht für 50 Pfund.

Plinius: lactis potus ossa alit, frugum (Bier) nervos, aquae carnes u. s. w.

Aus dieser Anhäufung so vieler und oft ganz verschie-

denartiger Kenntnisse, verbunden mit der Lebhaftigkeit seines Gedächtnisses und der quellenden, schäumenden Fülle seiner Phantasie, ging in seine Arbeiten, namentlich in die frühesten, eine Eigenheit über, die er sogleich selbst an sich vielfach verspottet, die Lust nehmlich an aufgehäuftem Bilderschmuck, witzigen Antithesen und Gleichnissen. Allein eine noch wichtigere Veränderung erlebte er in Bezug auf seine schriftstellerische Thätigkeit und deren Richtung. Die „Tagebücher der Arbeiten" vom Sommer 1781 enthalten fast ausschließlich Beobachtungen und Bemerkungen über den Menschen, seine Anlagen und Bestimmung, Tugenden, Fehler und Thorheiten, wie sie das mannigfaltige Leben einer großen Stadt wie Leipzig ihm an die Hand gab. Er faßte sie zusammen in einem größern Aufsatz „Etwas über den Menschen," in welchem er einen Menschenfeind und nach ihm einen Optimisten über das Leben sich aussprechen läßt und dann die Ausgleichung zwischen beiden auf ebenso klare als bündige Weise herbeiführt. (Abgedruckt in J. Pauls Sämmtl. Werken. 1. Ausg. Band 63.) Von diesen durchaus ernsthaften Bemerkungen aber war es nur ein einziger Schritt zur Satire, wenn er der Welt in ihrer Duldung und Billigung der Thorheit, in ihrer Geringschätzung der Weisheit und Gerechtigkeit scheinbar beitrat. Er that den Schritt, vornehmlich angeregt vom Lesen französischer Schriftsteller (was auf seinen spätern Autor-Namen wohl Einfluß ausgeübt haben mag). Wie überall folgte er aber auch hier einem eigenthümlichen strengen Ordnungssinn, als könne er mit ihm allein die Fülle des andringenden Stoffes bewältigen. Er legte sich besondere Hefte an für „Einfälle", andere für „Witz;" wieder andere für „Satiren," so für „Ironien," für „Laune" und endlich für „Bemerkungen über uns närrische

Menschen;" und eine lange Folge dicker, mit größter Sorgfalt, wie für den Druck, geschriebener Quartbände läßt uns einen Blick in diese beispiellose literarische Thätigkeit werfen. Proben daraus findet man im literarischen Nachlaß in J. Pauls sämmtlichen Werken, 1. Aufl. Band 52 (Bemerkungen, Ironien, Satiren, Einfälle), Band 54 (Witz).

Bei diesen Studien blieb er indeß nicht stehen, sondern ging sogleich an die Schöpfung selbstständiger Werke und schrieb u. A. im November 1781 „Das Lob der Dummheit." In dieser (bisjetzt ungedruckten) Schrift ist die Dummheit redend eingeführt; sie rühmt sich im Allgemeinen als Pflegerin des Leibes und der Seele, sodann insonderheit als Beglückerin der Weiber, Stutzer, Mächtigen, der Höflinge und Edelleute, der Theologen, Philosophen und Poeten u. s. w. und schließt mit einer nachdrücklichen Anmahnung zur Ausbreitung ihres Reiches. Der Gedankengang ist fester, der Ausdruck entschiedener als bisher, und die Dornen der „grönländischen Prozesse" sind bereits zu spüren. Nur eine Stelle zum Zeichen:

„Ich erhalte nicht blos die Gesundheit des Körpers," sagt die Dummheit, „ich erhalte auch die Gesundheit der Seele. Denn erstlich, ich mache den Menschen heilig, d. h. ich zeige ihm den leichtesten Weg in den Himmel zu kommen, ohne ihn mehr als jeder andre zu verdienen. Beides will ich beweisen. Einige Menschen bilden sich fälschlich ein, daß die Frömmigkeit in einem aufrichtigen Nachdenken über die Religionswahrheiten und in einer fleißigen Ausübung der erkannten Pflichten bestehe. Mein Heiliger macht es besser. Er untersucht niemals; aber er glaubt allzeit. Er hat keine Augen zum Sehen, allein wohl Ohren zum Hören. Sein Vater hinterließ ihm bei seinem Ableben nebst Haus, Hof, Acker, Ochsen

u. dgl. auch seinen Glauben. Diesen findet der christliche Sohn in dem Gesang=, Gebet=, Predigt= und Evangelienbuch so wohl verwahrt, wie die alten verschlagnen Münzen in den angezeigten Beuteln. Er lies't von Sonntag zu Sonntag die Meinungen der ältesten und raresten Kerntheologen, um sie zu glauben; er drückt sie tief ins Gedächtniß, um seinen Verstand fest davon zu überzeugen. Er glaubt sie, ohne sie zu untersuchen, denn er weiß gewiß, daß sie ihre Urheber erfanden, ohne zu denken. Den Teufel, der ihm zuweilen in der Gestalt der Vernunft zusetzt, treibt er mit Seufzern zurück, und seine in Schweinsleder eingebundne Postille braucht er zum undurchdringlichen Schilde gegen die Pfeile der Weisheit. Ferner, er ist so heilig, daß er selten tugendhaft zu sein braucht. Beten ist seine Hauptsache: denn seine Zunge ist das einzige Glied, welches er mit der größten Leichtigkeit und dem wenigsten Verstand bewegen kann. Vor den glänzenden Lastern der Heiden hütet er sich mehr als vor ihren nichtglänzenden, und alle seine gottesfürchtigen Handlungen quintessenzirt er in einen einzigen Seufzer. Er flieht die Arbeit, um besser den Müßiggang seiner Seele zu betrachten und Wetterbeobachtungen über die aufsteigenden Dünste aus seinem Unterleibe anzustellen. Er kann niemals seinem Nächsten dienen, denn er muß immer Gott dienen. Ja, er thut ihm oft aus christlicher Liebe einen kleinen Schaden an, um ihn zur Buße zu leiten, und wird zum Schein der Todfeind seines Nachbars, um keinen Antheil an seiner Vernunft zu nehmen. Sein Haß wird nicht selten durch die Erleuchtung von oben noch heftiger, so wie der Essig durch den Strahl der Sonne noch schärfer wird. Allein gegen seine Seelenschwester beweist er wahre Bruderliebe; vermuthlich weil sie seine geistigen Entzückungen durch andere unterhält, und

ihm sehr oft besondre Belehrung über wichtige Tropen in der Mystik ertheilt. — Die unreinen Gedanken, die von unten herauf zu seinem Kopfe steigen, verwandeln sich oben in gesalbte Wörter und heilige Seufzer; — ebenso werden die Dünste, die aus kothigen Oertern emporsteigen, in der Höhe zu Schnee. Allein die Liebe seiner Schwester löset jene Seufzer, so wie die Wärme diesen Schnee in ihren ersten Urstoff auf. Er hat die ganze Bibel im Kopfe; allein so, wie der Walfisch den Propheten im Bauch hatte — er nährt weder seinen Verstand, noch sein Herz mit derselben, und kennt alle Tugenden, um keine auszuüben. Ist es aber nicht leicht, fromm zu sein, wenn man nur diejenigen Laster abzulegen braucht, die sich der Obrigkeit nicht verbergen lassen, nur diejenigen Tugenden anzunehmen braucht, hinter welchen sich ein ganzes Heer von Fehlern verstecken kann? Und mir blos hat man dieß zu danken; nur auf die Dummheit läßt sich diese Heiligkeit pfropfen, und nur durch mich traben diese Heiligen in den Himmel, wie Muhamed auf seinem Esel ins Paradies. Denn wenn der Schimmer der Vernunft eines Heiligen vor dem Glanz einer andern Erleuchtung verblaßt; wenn alles was er spricht, so heilig ist, daß es keinen Sinn hat; wenn er sich mit seiner Phantasie über das Gebiet des gesunden Menschenverstandes erhebt, um näher beim Himmel zu sein; wenn er, um in seinem Fluge zu den ätherischen Gegenden durch nichts Irdisches gehindert zu werden, die Vernuft, wie Elias seinen Mantel bei seiner Himmelfahrt, hinter sich wegwirft, und sich den Kindern gleich zu machen sucht, indem er seinen Verstand dem ihrigen gleich macht: — was kann anders daraus folgen, als daß ein so großer Grad von Heiligkeit nur durch einen so großen Grad von Dummheit erworben wird?“ — —

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl kleinerer und größrer meist satirischer, obwohl auch philosophischer Abhandlungen entstand in derselben Zeit oder kurz nachher, davon ein Theil in dem literarischen Nachlaß (J. Ps. Sämmtl. Werke, 1. Aufl. Bd. 62–65) aufzufinden ist, namentlich im Bd. 63: Etwas über den Menschen. Vergleichung des Atheism mit dem Fanatism. Etwas über Leibnitzens Monadologie. Abgerissene Gedanken über den großen Mann. Bd. 64: Vollständige Mittheilung der schlechten, aberwitzigen, unwahren und überflüssigen Stellen, die ich in meinem noch ungedruckten satirischen Organon aus Achtung für den Geschmack und das Publicum ausgestrichen habe. — Aechte Sammlung meiner besten Bonmots ꝛc. Eine wohlgerathene Betrachtung über die Stammbücher ꝛc. Die verschiedenen Gesichtspunkte, woraus der Teufel, der Tod und der Maler die Welt ansehen. Bd 65: Beantwortung der Preisaufgabe: Kann die Theologie von der nähern Vereinigung mit der Dichtkunst sich wohl Vortheile versprechen? Unparteiische Beleuchtung und Abfertigung der vorzüglichsten Einwürfe, womit Ihro Hochwürden meine auf der neulichen Maskerade geäußerte Meinung von der Unwahrscheinlichkeit meiner Existenz schon zum zweiten Male haben umstoßen wollen. Auf Verlangen meiner Freunde abgefaßt und zum Druck befördert vom Teufel. — Ueber die Liebe.

Ungeachtet aller bisherigen unverkennbaren, so zu sagen instinctmäßigen Vorbereitungen zu dem Berufe eines Schriftstellers war sich Richter, wie es scheint, desselben noch nicht bewußt worden. Mit dem o. g. „Lobe der Dummheit“ betrat er, zunächst von außen getrieben, zuerst die ihm bestimmte Laufbahn. Hören wir ihn selbst.

„Sie wissen vielleicht, schrieb er im März 1782 an

Vogel, daß ich arm bin; aber dieß wissen Sie vielleicht nicht, daß man mir meine Armuth nicht erleichtert. Man muß vorher einem Gönner durch Geld zu verstehen geben, daß man Geld brauche; d. h. man muß nicht arm sein, wenn man reich werden will. Dieses fällt bei mir weg, und kein Vertheiler fremder Wohlthaten achtet mich für bedürftig genug, mir das Fremde zu schenken, weil ich ihm das Meinige nicht schenken kann. Noch obendrein hat mir Gott vier Füße versagt, mit welchen man sich den gnädigen Blick eines Gönners und etliche Brosamen von seinem Ueberfluß erkriechen kann. Ich kann weder ein falscher Schmeichler, noch ein modischer Narr sein, und weder durch die Beweglichkeit meiner Zunge, noch meines Rückens Freunde gewinnen. Setzen Sie noch hinzu, daß die meisten Professoren weder Zeit, noch Gelegenheit, weder den Willen, noch das Vermögen zu helfen haben; daß der Zugang zu ihnen durch die Menge derer, die schmeicheln oder betrügen, denen unmöglich gemacht wird, die keines von beiden thun wollen; daß es Stolz verrathen würde, wenn man nach der Gelegenheit haschen wollte, ihnen eine gute Seite zu zeigen — denken Sie sich dieß alles zusammen, so wissen Sie meine Lage; aber Sie wissen noch nicht, wie ich sie verbessere. Es fiel mir einmal ein so zu denken: „ich will Bücher schreiben, um Bücher kaufen zu können; ich will das Publikum belehren (erlauben Sie diesen falschen Ausdruck wegen der Antithese), um auf der Akademie lernen zu können; ich will den Endzweck zum Mittel machen und die Pferde hinter den Wagen spannen, um aus dem bösen Hohlwege zu kommen!" Ich änderte nun die Art meines Studierens; ich las witzige Schriftsteller, den Seneka, den Ovid, den Pope, den Young, den Swift, den Voltaire, den Rousseau,

den Boileau und was weiß ich alles! — Erasmus encomium moriae brachte mich auf den Einfall, die Dummheit zu loben. Ich fing an; ich verbesserte; ich fand da Hindernisse, wo ich sie nicht suchte, und da keine, wo ich sie erwartete, und endigte an dem Tage, wo ich Ihren schätzbaren Brief bekam. Sie werden denken „wunderbar!“ wenn Sie nicht denken „thöricht!“ Hier haben Sie meinen Versuch, den Versuch eines neunzehnjährigen Menschen.“

Der Versuch erreichte, wie gesagt, sein Ziel, die Presse, nicht; Richter aber ließ sich nicht abschrecken und schrieb die „Grönländischen Prozesse,“ die sodann 1783 bei C. J. Voß in Berlin anonym erschienen.

„Ich verließ Hof im vorigen Jahre, schrieb Richter an Vogel, mit der Hoffnung es in Leipzig zu vergessen, und von den schönen und bunten Träumen, mit denen die leichtgläubige Phantasie die ferne Zukunft so gerne zu verschönern pflegt. „Niemand, dacht' ich, ist glücklicher wie du. Dein Lob der Dummheit trägt dir 100 Rthlr. ein. Davon lebst du einen Sommer, obwohl dein Buch kaum so lange leben wird. Aber dafür schreibst du auch ein anderes auf die künftige Messe, mit dem mehr Geld und weniger Tadel gewonnen werden soll. H. Professor Seidliz wird dir deinen satirischen Abortus schon verhandelt haben, und dir bei dem ersten Besuche den Schreiberlohn einhändigen.“ Allein H. Professor Seidliz hatte den satirischen Abortus nicht verhandelt, und konnte mir also auch, wie natürlich, nicht beim ersten Besuche den Schreiberlohn einhändigen; doch hatte er die Güte, das Buch seinem Pulte so lange zu gönnen, bis die Zeit, in der es auf die Michaelis-Messe hätte gedruckt werden können, halb verflossen war. Nun hatt' ich das Buch, aber keinen Verleger. Ich durchlas es zur

Stillung meines Unmuths noch einmal, und nun dankte ich Gott, daß ich keinen Verleger hatte. „Da lieg' im Winkel," sprach ich mit pathetischer Miene zum kleinen Richter, „wo die Schulexercizien liegen; denn du bist ein halbes. Ich will dich vergessen, denn die Welt würde dich ohnehin vergessen haben. Du bist zu jung, um alt zu werden, und die Milchhärchen deines Kinnes lassen mich nicht hoffen, je an deinem Kopfe graue Haare zu erleben." Aus diesem zornigen Enthusiasmus erweckte mich meine rechte Hand, die von ungefähr in die Hosentasche zum leeren Geldbeutel gekommen war. Zu der Hand schlug sich noch mein Magen, der durch sein murmelndes Veto der ganzen Entschließung eine andere Wendung gab. Kurz, ich unternahm nach einer vergeblichen Arbeit eine mühsame, und schuf in sechs Monaten, nicht in sechs Tagen, einen nagelneuen Satyr, so wie Sie ihn hier beigelegt finden."

Dieß war der erste Band der „grönländischen Prozesse," deren Geschichte Jean Paul wenigstens zum Theil in der Vorrede zur zweiten Auflage (Berlin 1821) mittheilt. „Ich fertigte in Leipzig, im Körnerschen Kaffeehause zur Rose, (1782) die Grönländischen Prozeßacten, gerade als ich noch soviel Geld als Vorschuß übrig hatte, um damit unter dem Prozessieren auszureichen, bis der Aktenstock an die Facultät der Welt abgesandt und das Bezahlen der Parteien richterlich festgesetzt worden. Aber leider wollte kein Verleger in Leipzig die Kosten der Akteninrotulierung und Versendung verlegen; und der arme Armenadvocat — ich war nehmlich selber der Arme, für den ich advozierte — zog in mehr als einem Buchladen seinen Aktenstock aus der Tasche heraus und steckte ihn wie einen Degen wieder in die Scheide.

Während dieses schriftstellerischen Umganges nahm der

Winter mit seiner und — meiner Armuth zu. Das junge Büchelchen mußte jetzo seine Geburtstadt verlassen, und ohne mich, den Vater, reisen, und zwar nach Berlin zum alten Buchhändler Friedrich Voß. Während der Reise stand der Vater viel von dem aus, was man im gemeinen Leben ungeheizte Oefen und ungesättigte Mägen nennt.

Da klopfte endlich an der kalten Stube das Schreiben an, welches rapportierte, daß der ehrwürdige Buchhändler Voß, der Verleger und Freund Lessings und Hippels, meine beißige Erstgeburt mit Liebe in sein Handel-Werbhaus aufnehme und sie so ausrüsten werde, daß sie zur Ostermesse in Leipzig zu den andern gelehrten Kreistruppen und enfants perdus stoßen könne. Was er denn redlich, wenigstens zu meinem Vortheil, gehalten."

Das Buch enthielt Satiren über Schriftsteller, Theologen, den Adelstolz, Weiber und Stutzer u. s. w., die er wohl mit einer Fülle von Witz und Gleichnissen schmücken, aber denen er bei seiner sehr beschränkten, großentheils aus Büchern geschöpften Kenntniß der Welt nur eine unvollständige wirkliche Unterlage geben konnte. Auffallender, als dieser Umstand, muß uns die Bitterkeit des Tones erscheinen, in dem das Buch geschrieben, so daß nach seinem eignen Bekenntniß „in zwei vollen Bändchen keine milde Zeile der Liebe ein Plätzchen fand; daß er so satirisch über die Weiber schrieb, der in solchem Alter — zumal wenn man seinen spätern Hesperus und Titan und andere Romane erwägt — sich nichts Schöneres, Besseres, Hulderes hätte denken sollen als ein Weib." „Und beim Himmel, so fährt er in der Vorrede zur 2ten Auflage fort, das that ich auch und es gab wenige Schauspielerinnen auf der Leipziger Bühne, oder dreht' ich mich um, in den

Logenhalbzirkeln, welche ich damals nicht geheirathet hätte, wenn ich ihrer Ruhe gefährlich gewesen wäre, anstatt gleichgültig.“

Was inzwischen dem Buche einen besondern Werth in der Geschichte der Literatur verleiht, ist, daß sich der Verfasser damit in Bezug auf die Fragen der Zeit mit Entschiedenheit auf die Seite der freien Bewegung stellt, belebt von dem Genius, der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Umschwung in der religiösen, literarischen und gesellschaftlichen Bildung in Deutschland bewirkt hat. Er tritt auf als erklärter Gegner des blinden Glaubens in der Theologie, der Vorrechte des Adels, der Bevormundung der Presse, der beschirmten Heuchelei und Schmeichelei und großer und kleiner nun zum Theil veralteter Thorheiten. So aber trat er auch im Leben lächerlichen Vorurtheilen entgegen und war unter den ersten, die die beengende Halsbinde und den Zopf ablegten. Aber so groß ist die Macht der Gewohnheit, daß Richter wegen dieser Neuerung nicht nur seine bequeme und reizende Gartenwohnung in Leipzig verlor, die ganze kleinstädtische Bevölkerung von Hof und Schwarzenbach, wohin er in den Ferien zum Besuch ging, wider sich aufbrachte, sondern selbst seines freisinnigen und ehrwürdigen Freundes Vogel Freundschaft aufs Spiel setzte. Es ist sehr zu beklagen, daß Jean Paul selbst nie auf den Einfall gekommen, diese seine tragikomischen Zopfleiden zu schildern, wie er während der täglichen Mode-Arbeit des Friseurs und der gleichzeitigen eignen literarischen häufig sich und ihn vergessend in die Locken fuhr und die kaum geschaffenen Kunstwerke zerstörte; wie er der fremden Noth und der eignen Plage überdrüssig Zopf und Puderquaste zum Teufel warf und die Halsbinde

zur Gesellschaft mit; wie der freie Hals und das fliegende Haar ihn in eine diplomatische Verwickelung mit seinem Gartennachbar, dem sehr ehrbaren Magister Gräfenhain, brachte, aus der er sich zog, indem er mit stolzer Nachgiebigkeit seinen Platz räumte; wie Mutter und Brüder, Geistlichkeit und Bürgerschaft, Weiber und Kinder in der Vaterstadt Ach und Wehe über ihn schrien und er selbst in der ländlichen Einsamkeit von Rehau keine Ruhe fand; wie er mit Freunden zerfiel und mit Feinden in Fehde gerieth und über den Zopf und seine ererbten Rechte einen siebenjährigen Krieg führen mußte, aus dem er nicht wie der große König als Sieger, aber doch wie er — mit einem Zopf hervorging. Die Proclamation ist vom October 1789 und lautet, wie folgt:

„Endesunterschriebener steht nicht an, bekannt zu machen, daß, da die abgeschnittenen Haare so viele Feinde haben, wie die rothen; und da die nehmlichen Feinde zugleich es von der Person sind, worauf sie wachsen; da ferner so eine Tracht in keiner Rücksicht christlich ist, weil sonst Personen, die Christen sind, sie haben würden; und da besonders dem Endesunterschriebenen seine Haare so viel geschadet, wie dem Absalon die seinigen, wiewohl aus umgekehrten Gründen; und da ihm unter der Hand berichtet worden, daß man ihn ins Grab zu bringen suchte, weil da die Haare unter keiner Scheere wüchsen: so macht er bekannt, daß er freiwillig so lange nicht passen will. Es wird daher einem gnädigen, hochedelgebornen 2c. Publikum gemeldet, daß Endesunterzeichneter gesonnen ist, am nächsten Sonntage in verschiedenen wichtigen Gassen Hofs mit einem kurzen falschen Zopfe zu erscheinen und mit diesem Zopfe gleichsam wie mit einem Magnete und Seile der Liebe und Zauberstabe sich in den Besitz

der Liebe eines jeden, er heiße wie er wolle, gewaltsam zu setzen.

J. P. F. R."

Was denn geschah. Inzwischen aber kehren wir mit ihm nach Leipzig zurück.

Die „grönländischen Prozesse" hatten nicht den erwarteten Erfolg gehabt, wenigstens hatte der Verleger nicht Lust, ein neues Werk des jungen Dichters zu übernehmen. Das hinderte ihn indeß weder am Studieren noch im Schaffen, obschon er noch immer nicht zu einem festen Entschluß über seinen Beruf gekommen. Wohl aber tritt an seiner Seele jener eigenthümliche Zug hervor, den wir den meisten seiner Dichtungen aufgedrückt sehen und der aus der anhaltenden Richtung eines weichen, von Liebe und Gefühl überströmenden Gemüths auf Witz, Satire und Ironie kommen mußte.

Es ist ein in dieser Beziehung denkwürdiges Briefblättchen an Vogel vom 1. Mai 1783 aufbewahrt, in welchem wir die aufbrechenden Knospen dieser wunderbaren Doppelnatur vor uns sehen.

„Den Plan meines Lebens wollen Sie wissen? Das Schicksal wird ihn erst entwerfen; mit meinen Aussichten verträgt sich keiner und ich schwimme auf dem Zufalle ohne Steuerruder herum, wiewohl darum nicht ohne Segel. Ich bin kein Theolog mehr; ich treibe keine einzige Wissenschaft ex professo, und alle nur in sofern, als sie mich ergötzen oder in meine Schriftstellerei einschlagen; und selbst die Philosophie ist mir gleichgültig, seitdem ich an allem zweifle. Aber mein Herz ist mir hier so voll! so voll! daß ich schweige. In künftigen Briefen, auf die ich mehr Zeit wenden kann, will ich Ihnen viel vom Skeptizismus und von meinem Ekel

an der tollen Maskerade und Harlekinade, die man Leben nennt, schreiben. Ich lache jetzt so viel, daß ich zu denken kaum Zeit habe, ich übe mein Zwerchfell auf Kosten meines Gehirns und meine Zähne verlernen über das Beißen das Käuen."

Und unterm 30. Januar 1783 schrieb er in sein Tagebuch: „Man sagt, was eine Nessel werden will, brennt bei Zeiten. Dieß traf bei mir nicht ein. Ich fühlte nie Anlage zur Satire. Vielmehr äußerte sich bei mir ein Grad von Empfindsamkeit, der sich mit einem gewissen Grade des Spottes nicht verträgt. Man hätte denken sollen, der Zucker müsse die Zähne verderben. Aber die Traube, ist sie sehr süß, gibt herben Wein, der zuletzt zu Weinessig versäuert. So verwandelte sich anfangs meine Empfindsamkeit in bittere brausende Deklamazion, wie ungefähr die des Rousseau, und endlich erst in kalte Ironie. Daher ist die Satire derer heftig, bitter, deklamatorisch, die viel Gefühl haben, z. B. Pope, Young, Rousseau; — kalt hingegen und also Ironie ist sie bei denen, die sich eben nicht durch „weiches Herz" auszeichnen, z. B. Voltaire und Swift. Addison und Rabener aber, deren Gefühl sich doch zur Ironie bequemte, gehören zwischen beide. Sie sind zu wohlwollend für beißende Ironie und zu wenig Dichter für starke Schläge. Sie lächeln daher nur wie Menschenfreunde und kitzeln mehr, als sie stechen. Zu junges Kalbfleisch schmeckt süße."

Ungeachtet des in den voranstehenden Bemerkungen über sich selbst und über die satirische Dichtkunst angedeuteten Schwankens über seinen Beruf, war Richter doch unmittelbar nach Beendigung der „grönländischen Prozesse" mit einem neuen Buch, und zwar abermals inem satirischen, beschäf-

tigt, mit der „Auswahl aus des Teufels Papieren.“ Die starke Seele muß sich vor allem mit Entschiedenheit sondern von dem, womit sie nicht übereinstimmt, und die heitere thut es auf heitere Weise. – Dieses Buch war aber in fast jeder Beziehung ein Leidenskind. Die Mutter daheim hatte ihn mit einer Predigt erwartet und er hatte inzwischen „scherzhafte Bücher“ geschrieben, und war auch zu ihrem Jammer gar nicht geneigt, den Priesterrock je anzuziehen. Das schlimmste aber war, daß sich dem jungen Autor die durch den Erfolg des ersten Buches hochgesteigerte Hoffnung, die zugleich die Grundlage seiner von Noth und Mangel bedrohten Existenz bildete, herabstimmen mußte, bis sie nach und nach völlig tonlos wurde. Selbst die Hoffnung, durch sein Buch bekannt zu werden, Verbindungen mit Männern von Namen und Bedeutung anzuknüpfen, hatte ihn betrogen. Unmittelbare Anträge an Buchhändler, Versuche der Vermittelung durch Berühmtheiten, wie Weiße 2c., schlugen sämmtlich fehl; von Haus hatte er schon lange nichts mehr erhalten können und mußte bereits die gute Mutter zu trösten suchen, daß er zur Linderung ihrer Noth nichts thun könne; die Hülfsmittel seines Freundes Oerthel konnten natürlich auch nicht ins Unbegrenzte angesprochen werden, der Wirth, der Schuhmacher, die Wäscherin wurden schwierig, die Schulden beliefen sich vielleicht bereits über 20 Thaler; die Speisewirthin brachte tagtäglich die alte Frage: „Nun, Herr Richter, ist das Geldschiff noch nicht da?“ und ihn damit um allen Appetit, so daß er endlich, der Drangsale ledig zu werden, sich entschloß — aus Leipzig zu fliehen. Oerthel trug den gepackten Koffer mit den leidigen „Teufels-Papieren“ in der Dämmerung vors Thor, wo der vorbeifahrende Postwagen abge-

paßt wurde. Um aber selbst unerkannt durchs Thor und durch das Leipziger Straßengewühl zu kommen, galt es eine besondere List. Denn obschon er seit Jahren des Weges oft genug gegangen, so meinte er doch, jetzt sähe ihm Jeder an, wo er hinaus wolle, und darum nahm er nicht nur einen fremden Namen, den er umsonst hatte, sondern auch beim nächsten Friseur für den Rest seiner kleinen Baarschaft einen Zopf, den er mit solcher Geschicklichkeit in sein sonst frei flatterndes Haar einband, daß er nun nach seiner Meinung völlig unkenntlich und darum vor Verfolgung sicher seine Flucht bewerkstelligen konnte. Wirklich frug ihn auch Niemand nach seinem falschen Namen, und der Posthalter in Zwickau that ihm sogar die Ehre an, ihn für einen Griechen zu halten. Leider hatte er sich gegen eine wirkliche Gefahr gar nicht geschützt: er kam zu Eis erstarrt und mit erfrorner rechter Hand, aber nun mit seinem wahren Namen in Hof bei seiner Mutter an. So endete die Universitätszeit Richters im November 1784.

Sie hat keine der lichten Farben, die das deutsche Studentenleben zu schmücken pflegen; sie brachte ihm weder Umgang und Freunde, noch Glück und Genuß, und war für ihn nur an Entbehrungen reich. Dennoch war sie entscheidend für sein ganzes Leben, dessen Grundzüge er, wenn auch zum Theil unbewußt, mit sicher ordnender Hand feststellte. Auch würde man sich sehr irren, wenn man ihn sich leidend vorstellen wollte. Wohl gestattete er der Phantasie, sich in die Schmerzen der Seele tief zu versenken und sie auszumalen mit allen Farben und Tinten (wie in dem Tagbuchblatt vom 17. Febr. 1783, im literarischen Nachlaß, S. W. 62. S. 8); aber das Gefühl erhob sich rasch darüber. Mit heiterm Muthe sah er

der Sorge ins Gesicht und lachte den Kummer aus, ja selber die Wehmuth und Empfindsamkeit *), und stählte sein Herz mit Weisheit. Und so konnte er in spätem Alter von dieser Zeit schreiben: „Das Erfreuliche und Zauberische, auf das ich ewig und sehnsüchtig zurückschaue, ist meine Jugendzeit; aber nicht meine äußere, die kahlste, die je Jünglinge ertragen, sondern meine innere, welche unter dem hohen Schnee der äußeren Lage ihre Blumen und Blüthen und den ganzen Frühling trieb."

Sein Lebelang ist Jean Paul in eigenthümlicher Weise als sein eigner Mentor neben sich gestanden; er schrieb sich seine Lebensansichten als moralische Verhaltungsbefehle nieder, und hielt sie sich durch fleißiges Lesen in lebendigem Bewußtsein. Das erste Heftchen der Art, das er sich als Student in Leipzig angelegt, nannte er sein „Andachtsbüchlein;" es ist vom Jahr 1784 und enthält u. A. folgende Bemerkungen:

I. Schmerz.

Jedes Uebel ist eine Uebungsaufgabe und ein Lehrer der Standhaftigkeit.

Jede unangenehme Empfindung ist ein Zeichen, daß ich meinen Entschlüssen untreu werde.

Das Uebel verfliegt, wenn ich nach ihm nichts frage.

Jedes, dem ich Unaufhörlichkeit angedichtet, schloß sich mit Freuden.

Es wäre ein unmögliches Wunder, wenn dich keines an-

*) „Ich trieb die drei Facultätbrotstudien, aber als Unterabtheilungen der Philosophie und des Spaßes, dem ich verdanke, daß ich über den Sturmmonat des Gefühls unversehrt hinüber kam." J. P.

fiele; stelle dir daher seine Ankunft vor; jeden Tag mache dich auf viele gefaßt.

Man bereuet den vergeblichen Schmerz, wenn er gehoben ist.

Der Tod vernichtet die ganzen Leidenszenen.

Denke dir einen schlimmern Zustand, als in dem du bist.

Nicht der Zufall, sondern ich verschulde meinen Schmerz.

Epiktet war nicht unglücklich.

Das Betrüben hilft nichts und ist gerade das eigentliche Uebel.

Denke dir die schlimmsten Folgen jedes Uebels: so wirst du dieses nicht fürchten, da du jene verachtest.

Denke dir das Weltenheer und die Plagen auf diesem Weltstäubchen.

Begehre nicht, was du vergeblich begehren würdest; verlange nicht, wie das Kind, den Mond in die Hände zu nehmen.

Eitelkeit, Unempfindsamkeit, Gewohnheit macht standhaft; warum nicht die Tugend noch mehr.

Kein einziger Augenblick wäre uns unerträglich, aber blos die Zusammenfassung aller macht es; nur die Gegenwart schmerzt.

Nach einem Leiden im Traume fragen wir nichts; warum nach denen im Traume des Lebens.

Wenn der Traum mich gegen das Aeußere blos durch meine eigne Kraft beglücken kann, warum nicht noch mehr die Vernunft?

Sage nie, wenn nur diese Leiden nicht wären, andere ertrügest du besser.

Frage nach den körperlichen Aeußerungen des Schmerzes nicht und behaupte nur die innere Standhaftigkeit.

Eine jede Entbehrung, jedes Leiden belohnt sich durch einen dadurch veranlaßten Genuß.

Was nützte dem Herkules seine Macht, ohne wilde Thiere zu besiegen? und was nützten dir die Gründe ohne Uebel?

Das Unglück hält wie das Glück gewöhnlich auf der mittlern Stufe fest, wenigstens schleppt es dich zu hohen erst durch niedrige.

Die Nothwendigkeit, es kann nicht geändert werden, ist Resignazion.

Die Feiertage sind vorbei, folglich gehen die Passionswochen eben so schnell vorüber.

Was ist sechzig Jahre Schmerz gegen Ewigkeit?

II. Tugend.

Wenn du frei, froh, ruhig sein willst, so nimm das einzige Mittel dazu, das nicht in den Händen des Zufalls liegt, die Tugend.

Die Tugend kostet je länger je weniger Aufopferungen, das Laster je länger je mehrere.

Lasse dich von geringen Fortschritten nicht abschrecken; die Tugend ist nicht die Erndte eines Tages.

Das, worüber ich die Tugend verrathe, sind armselige, vergängliche Kitzelungen einer Begierde.

Zur Tugend bin ich da; wenn einer aber über seine Geschäfte alles vergißt und aufopfert, warum du nicht?

Sie ist die Freude des Siegs und der Vervollkommnung.

Die Tugend ist die Aufseherin der Geschäfte, aber nicht das Geschäft selbst.

Sie befiehlt und lenkt deine Beschäftigung mit Dingen,

die zwar nicht auf die Besserung abzielen (wie die Satyre), aber dich nähren und der Stoff zu Tugendübungen sind.

III. Ruhmsucht.

Die meisten Menschen urtheilen so elend; warum willst du von einem Kinde gelobt werden? Ist das Lob, das ein Tauber dem Klavierspieler geben kann, der Mühe werth?

Tausende müssen dich doch trotz deiner Beflissenheit tadeln. Du hast nicht die Wahl zwischen Lob und Tadel, sondern zwischen denen, die beides geben.

Eine Kleinigkeit nimmt das Lob; die Menschen sind veränderlich ohne Grund und ihre Hochachtung haben sie nicht tief gefühlt.

Wie selten reden überhaupt die Menschen Gutes und Böses von einem.

Die ganze Vorwelt und die jetzige kennt dich nicht.

Niemand achtet dich in einem Bettelrock; sei also nicht auf eine Achtung stolz, die man dem Kleide bezeigt.

Strebet man nach Ehre unter Papageien, Affen, Wölfen? warum unter ihnen ganz ähnlichen Menschen?

Das gewisseste Zeichen, daß man Stolz hat, ist, wenn man ihn nicht erträgt; er ist wenigstens edler als Ehrgeiz, darum hasse ihn an andern nicht.

Erwarte nicht von andern desto mehr, je mehr du bist, sondern denke, daß sie desto mehr von dir zu erwarten haben.

Denke mehr an die daseienden als fehlenden Vorzüge und erinnere dich des begierigen Verlangens nach denselben, wenn sie dir mangeln.

Warum gelüstet dir nach allen Vorzügen im höchsten Grade? Da deren Erlangung schlechterdings eine Unmöglich-

keit ist: so solltest du über die Ergänzung des Mangels bei einem andern nicht Neid, sondern Freude haben.

IV. Zorn.

Alle Menschen haben gute Seiten; warum hasse ich wegen Einer schlimmen zehn gute? Warum wende ich das Auge von diesen?

Der Sieg über den Zorn gibt außer der Tugend noch die süße Empfindung des Siegs und hebt das Uebel, das mich aufbringt; ich kann also die Anlässe des Zorns in Anlässe des Vergnügens verwandeln.

Denke ich mich an die Stelle des Beleidigers ganz: so wär' ich, wie er, und ich würde an mir billigen, was ich jetzt an andern hasse.

Warum will ich nicht ohne Zorn und in Liebe strafen? Warum mit Zorn den Zorn ausschelten? Stelle dir die Tugend des Feindes, seine vorige Liebe gegen dich, gegen andre (bedenke, daß er doch noch andre liebt) und deine vor und die Qual seines Hasses gegen dich.

Erweiche dich durch die Ausmalung der Leiden des Feindes; denke dir ihn als einen geistig Gebrechlichen, der Mitleid verdient.

Erwarte Beleidigungen, da die Menschen schwach sind und du selbst welche zufügst, zumal zu gewissen Stunden.

Du verdammtest allemal den Zorn, wenn er vorüber war, und sahest das Unrecht ein.

Der Zornige fesselt sich, seine Freunde, seine Tugend und Ruhe an die Willkür eines jeden.

Dein Haß richtet sich nicht nach der moralischen Häßlichkeit, sondern nach deiner Laune, Empfindlichkeit, Gesundheit; kann aber der andre dafür, daß du heute krank bist?

Du schiebest dem andern anstatt seiner Bewegungsgründe deine unter, die ihn abhalten sollten; stelle dir ihn mit den Gründen vor, die ihn antreiben. Er beleidigt dich nicht so, wie du dir ihn denkst, sondern wie er sich denkt, und vergeht sich also an einem viel schlimmern Wesen, als du bist.

Und wenn er auch gerade so dächte und so moralisch schlimm wäre, als du dir ihn vorstellst, warst du nicht oft so? und wie haßtest denn du dich da?

Der verletzende Mensch, nicht der verletzende Stein ärgert dich; denke dir also jedes Uebel als die Wirkung einer physikalischen Ursache oder als käme es vom Schöpfer, der diese Verkettung auch zuließ.

Aergere dich nicht, wenn du den andern nicht abgewöhnen kannst, was dir selber mißlingt und weswegen du außer den schon angeführten Gründen auch noch folgende beibringen mußt: Wir rächen uns so, als wären wir von Teufeln beleidigte Engel.

Nach einer kurzen Pause ist die Beleidigung kleiner geworden, nach Einem Jahre zu gar nichts.

Warum soll ein anderer mich so sehr als sich selber lieben?

Ist es denn etwas Wunderbares, daß Beleidigungen in der Welt sind, und sollen unter den Millionen Beleidigungen keine auf dich stoßen?

Man haßt an dir die Schale, die Handlungen, die Reden, nicht dich; jene würdest du an einem andern heute, an dir morgen hassen.

Eben dann, wenn der andere die Bosheit übertreibt, fühlt er mitleidig sein Unrecht.

Was nützten dir diese Regeln, wenn dich der andre nie in den Fall setzte, sie anzuwenden?

Fliehe die giftige Süßigkeit des Zorns und wähle Mitleiden am Andern.

Sei stumm, lasse die Gährungen sich abreiben und denke, wenn dir die Besiegung des Zorns unmöglich ist, an etwas andres.

Frage nach den körperlichen Aufwallungen nichts und sei froh, wenn Vernunft nachher herrscht.

Mäßige die Stimme und übrigen Verräther des Zorns.

Stelle dir gewisse Fehler der Menschen als schlechterdings unheilbar und nothwendig vor.

Lasse dir im Anfang lieber Unrecht thun, als daß du durch eine gerechte Gegenwehr dich in Hitze bringst.

Das verstärkt den Zorn, daß man den andern von seinem Unrecht zu überführen sucht, weil man deswegen sich die schlimme Seite desselben und alle ihn anklagenden Gründe lebhafter denken muß.

Du ärgerst dich über Handlungen, die dir blos unangenehm sind, aber gar nicht gegen dich gethan werden.

Warum zürnen wir über dasselbe Unrecht so sehr, wenn es uns widerfährt, und so wenig, wenn es einem andern begegnet?

V. Allgemeine Regeln.

Thue ein Ding gar nicht oder mit aller Anstrengung.

Verschiebe nichts auf die folgenden Stunden, denn in diesen wird dir's nicht leichter.

Suche nicht alle deine Handlungen zu rechtfertigen. Bereue nicht.

Schätze nichts, weil es an dir ist, und siehe nicht immer auf dich.

Denke immer und zweifle immer.

Fürchte nicht einen Satz erwiesen zu finden, sondern liebe die Wahrheit.

Wenn du deine Empfindungen nicht zum Schweigen bringen kannst: so lasse sie reden, gehorche ihnen nur nicht.

Erwarte nicht außerordentliche Gelegenheiten zum Guthandeln, sondern nütze deine gemeine Lage — ein dauerndes Fortschreiten ist besser als ein kurzes Auffliegen.

Handle niemals aufs Geheiß der Empfindung, ohne vorher die Vernunft gefragt zu haben.

Habe stets Menschenliebe: so entrāthst du alle Regeln leicht.

Du wandelst in einer Welt voll Unsichtbarer, im Kreis der mitarbeitenden, bessern, ähnlichen Geschöpfe und thust Gottes Werk.

Gewinne das Vergnügen nicht zu lieb, es erschlafft die Seele.

Brauche jedesmal eine andre Regel, z. B. gegen Zorn, aber nur im individuellen Fall, wo gerade ihre Anwendung nöthig ist.

VI. Lebensregeln.

Siehe jeden Tag für ein ganzes eigenes Leben, für keinen Abschnitt eines Lebens an und genieße ihn ganz, ohne ihn durch das Eilen zu einem vorausliegenden Abschnitt zu überspringen.

Gerade in der Fröhlichkeit ist Maßhalten sehr schwer.

Gieb deinem Drang nach gewissen Warumfragen in Gesellschaft nicht nach, sondern erwarte die günstige Minute.

Sei in Gesellschaft zugleich stolzer und liebender.

Sprich nicht sogleich viel, wenn du eintrittst, und nicht schnell.

Ich will allzeit die Regel gegen den Fehler durchlesen den ich gerade begangen.

Weise durchaus alle unangenehmen Empfindungen ab.

Befiehl nur sanft, sonst wirst du böse, und zweitens gehorcht man dir leichter.

Meide geselliges Verläumden.

Uebe dich in eigner Menschenfreundlichkeit gegen Freunde — Bekannte — Verwandte — Geliebte.

Versprich nicht, und biete dich nicht unnöthig an und nicht so, daß du es bereuest.

Werde schon, ehe jemand schickt, mit dir über die Antwort einig.

Gerade die Tugend suche in einem Monat zu erwerben, zu der du die meiste Neigung fühlst.

Bedenke, was die Gewohnheit auch im Guten wirke.

Es verräth eine größere Seele, auf eine Satyre mit Geduld als mit Witz zu antworten.

Schreibe Briefe und alles langsam und kalligraphisch schön, dann wird's ästhetisch schön.

Rechne die Vortheile eines verrinnenden Lebens, einer dummen kurzen Freude für nichts gegen den langen Nutzen, den der aufopfernde Gehorsam gegen dein ästhetisches Ideal bringt.

Sehr bezeichnend ist auch eine Stelle im Tagebuch Richters vom Jahr 1782.

Am 9ten August.

Ich mag nicht erst mühsam einem schicklichen Anfang nachjagen; — also gleich zu dem, was sich mir am ersten darbietet. Ordnung, unverwandtes Augenmerk auf das vorgesetzte Ziel ist meine Sache nicht; ich springe lieber, als ich gehe, obwohl jenes mehr als dieses den Leser ermüdet. Wer sollte daher nicht, wie Montaigne oder Sterne schreiben zu dürfen wünschen? Witz ist allemal unstät; er bleibt nie auf einer Fährte; und warum? weil er nach Aehnlichkeiten hascht, weil er, gleichgültig gegen die wahren Verhältnisse der Dinge, blos scheinbaren nachläuft und sich durch die Verfolgung seines Fangs in alle krummen Umgänge desselben verirrt. Daher unterscheidet sich sein Gang vom dem der Philosophie, aber nur durch die Art seiner Ordnung. Ich wollte deshalb, alle witzigen Schriftsteller schrieben ihre Werke so, wie ich die meinigen schreiben muß, nehmlich in Absätzen, nicht sclavisch nachtretend dem Gang der Materie, die eben dadurch den Witz in ein zu kleines Feld von Aehnlichkeiten einschließt und ihn an einem Faden wohl herumflattern, aber in einem zu kleinen Himmel herumflattern läßt. Die Aufmerksamkeit wacht zu sehr über jeder Bewegung einer Gehirnfiber und schließt drei Theile des Kopfs von der Erlaubniß aus, in Gesellschaft des vierten unordentlich zu sein. Aber da freilich so ein Ding leichter geschrieben, als gelesen wird, so muß die kalte Ueberlegung nachher die zerstreuten Materialien in einen regelmäßigen Bau ordnen. Dann wird immer Gutes sich zu Gutem fügen, und Witz sich an Witz reihen und die Schöpfung der Anstrengung würde sich nicht mit schlechtem Anhängsel der Ermattung verunziert sehen, welches im entgegengesetzten Fall unvermeidlich

ist, weil, wie in der Baukunst, große Steine große Lücken zurücklassen. —

Ich habe ziemlich unordentlich von der Unordnung geschrieben und meine Vertheidigung verräth ihre Unentbehrlichkeit. Und darf ich's nicht, da ich mir jetzt vorsetze, nicht für das Publikum zu schreiben? Wie wollt' ich anders? Seine Erholung kann man nicht für die Vergnügung des Publikums verschwenden, ich will sagen, man verschwendet sie umsonst; denn es ist schwer, daß Leser und Schriftsteller sich an einem Dinge erholen sollten. Dem Publikum die Hefen unsrer Kräfte für Wein verkaufen und es mit dem Bodensatz unsrer Gedanken beschenken — dieß kann nicht fruchten: vielleicht wohl im Falle dessen, der mit seinem Ueberfluß von Kräften die Arbeit seines Schreibens in eine Arbeit des Lesers verwandelt, obschon es Unrecht ist, von großen Männern immer Großes zu fordern.

den. 11. August.

Ueber mein Schwatzen von der Erholung des Schriftstellers und des Lesers hab' ich mich vergessen. Ich wollte blos durch meine Digression sagen, daß dieses Tagebuch meiner selbst nicht für das Publikum bestimmt sei. Und mit Recht; eben darum, weil ich es heimlich für dasselbe bestimme. Nehmlich ich weiß, daß zu große Beflissenheit, zu gefallen, durch sich selbst ihren Entzweck verfehlt; daß sich dadurch die Aufmerksamkeit zwischen ihr Werk und dessen Beurtheiler zerstreue, und daß überhaupt die Offenherzigkeit sich selten unter viele Augen wagt. Um daher mehr frei zu sein, um dem Bilde von mir nicht schmeicheln zu dürfen, um nicht durch Rücksicht auf meine Leser zur Beschönigung meiner Fehler und zur Verschleierung meiner Tugenden verleitet zu werden, kurz um das

Ergießen meiner Gedanken auf das Papier nicht durch die Triebwerke des Fleißes verursacht oder gehindert zu sehen — kehre ich allen meinen Lesern den Rücken und hefte meine Blicke blos auf meinen Vorsatz.

Kann sich für diese Beschäftigung ein schönrer Anfang anbieten, als meine verlebte Jugend? Und kann sich einer für mein Herz mit größrer Annehmlichkeit anbieten? O könnte ich meiner Empfindung eine verständlichere Sprache lehren, und die Bilder der Phantasie mit genaueren Umrissen zeichnen! Ich kenne keine Zeit, die eine solche Freundin des Menschen wäre, als die jugendliche. Diese überläßt ihren Nachfolgerinnen die Peinigung der Sterblichen. Und sie nur verkürzt ihm ihre Gegenwart mit kleinen Freuden, die sich so hold an das junge Herz anschmiegen, die die Furcht nicht schwächet und die Reue nicht tödtet, denen die Bedachtsamkeit den Eingang nicht versperrt und deren Abschied neue erleichtern. Ach, wenn ich oft so zwischen Zeifeln herumscheitere, oder von dem ungünstigen Zufall leide, wenn mein Herz vergebens nach der Umarmung eines Freundes lechzt, und mich das Gefühl meiner Fehler zur Unzufriedenheit verurtheilt — wie oft dann laben mich die neuerstandnen Freuden meiner Jugend. Ich vergesse Alles und bin taub für den Tumult der Gegenwart; ich entreiße mich allen diesen peinigenden Ideen und schließe die schöne Vergangenheit in meine begierigen Arme. Denn geht in meiner Phantasie der Mond auf, gegen den sich mein unerfahrnes Auge hob und an dessen Flecken sich der Pinsel der kleinen, schon spielend schaffenden Phantasie übte — dann steh' ich in dem Aufenthalt meiner Kindheit, und sehe durch das Fenster den Stürmen des Winters zu. Die wachsenden Schneeflocken verkündigen meiner Hoffnung die baldige Ankunft der

freudenvollen Weihnachten; mit dem Gefühl der Behaglichkeit bemerke ich die sichtbaren Zeichen der äußern Kälte, die mir des Vaters Erzählungen am warmen Ofen versprechen. — Doch meine Feder malt schlechter, als meine Einbildung, und diese schafft die Freude leichter, als sie jene mittheilt.

Ich weiß nicht, ob Alle diesen Geschmack an der erinnerten Jugend mit mir gemein haben, und zweifle wenigstens, ob Alle in dem Grade. Aber freilich genoß ich meine Jugend auf dem Dorfe.

Allein nicht blos die Ausmalung jugendlicher, sondern überhaupt aller vergangenen Freuden verdanke ich meiner Phantasie. An die Vergangenheit verschwendet sie alle ihre Kunst und karg gegen die Gegenwart verschönert sie diese blos durch die Verschönerung jener. Alle meine Zustände borgen von der Entfernung ihren Reiz, und blos ihre Unerreichbarkeit stimmt meine Wünsche für sie.

den 16. August.

Zur Unbeständigkeit bin ich bestimmt, am meisten zu der der Meinungen. Nicht zwar unterjochen alle Bücher meine Ueberzeugung, aber doch manche treiben sie in die Enge; einige unterwerfen sie sich ganz und alle lassen an ihr Merkmale ihrer Macht, wenigstens auf einige Zeit, zurück. Doch mit Vorbeigehung dieser Bemerkung will ich zur Geschichte meines Glaubens kommen. Sie ist also Geschichte und kein Raisonnement darüber. Daß auch meine Ueberzeugung durch die Macht der Erziehung gemißhandelt; daß auch in mein Gehirn durch wohlthätige Hände die Schreckbilder des Aberglaubens gedrückt worden, ist leider! nur zu wahr. Und eben dieser fromme Mißbrauch meiner kindlichen Leichtgläubigkeit ist Schuld an dem beständigen Widerspruch meiner

jetzigen Meinungen, die mit Mühe dem Widerstand der Gewohnheit stehen und die dann doch unterliegen, wann, von ihnen beschützt zu werden, mein Glaube sie in Sold genommen. Er ist Schuld an dem Glanze, mit welchem der alte Unsinn unsre Vernunft blendet; Schuld an den Unruhen, die oft jede Veränderung unsrer Meinung verbittern, und wird Schuld sein an den Unruhen, die in der Todesstunde den Unsinn an der fallenden Vernunft rächen und dem Aberglauben den Sieg noch vor dem Siege des Todes versichern werden. — O Menschen! wenn ihr uns doch nicht glauben lehrtet, ohne uns denken gelehrt zu haben; nicht vermittelst unsres Ohres euch unsres Gehirnes bemächtigtet und den Verstand im Ueberfluß des Gedächtnisses hungern und gar in seinem Fette ersticken ließet. Doch sollen sie anders, da sie müssen, da sie gebunden sind mit dem, womit sie uns binden wollen? Den Erziehern mangelt am meisten — Erziehung.

III.

Schulmeisteramt. Erotische Akademie. Otto. Die unsichtbare Loge.

1783 — 1793.

Armuth hatte Richtern aus Leipzig vertrieben, Armuth empfing ihn in Hof. Mit seiner Mutter und einigen jüngern Brüdern auf ein kleines Stübchen beschränkt, mußte er unter den verschiedenartigsten Störungen und Entbehrungen seine Studien und seine Arbeiten fortsetzen. Aber was Andre au-

ßer sich gebracht haben würde, das Waschen und Scheuern der Mutter, das Kochen und Plätten und das Schnurren des Spinnrades, mit dessen Hülfe sie sich den kärglichen Unterhalt erwarb, das ward ihm zum poetischen Stoff und Studium, womit er nachgehends die „gute Lenette" ausstattete, und die durchlebte Noth und allen ernsten und komischen Jammer speicherte er für seinen Armenadvokaten Siebenkäs auf. Auch war er, wie dieser, während der Bedrängnisse von allen Seiten fortwährend mit Aus- und Umarbeitung der „Teufels-Papiere" beschäftigt, ohne etwas anders damit und dafür zu gewinnen als getäuschte Hoffnungen. Er hatte sich deßhalb an Meißner in Prag, an Herder und viele Andre gewendet, immer vergebens; er hatte einzelne Aufsätze an Wieland geschickt für den deutschen Merkur; umsonst. Die Thore der Welt schienen alle verschlossen, und nur die nächsten befreundeten Häuser hielten ihre Thüren offen. Der Pfarrer Vogel in Rehau, dessen Bibliothek wiederum seine Hohe Schule ward, die Freunde in Schwarzenbach feierten nach wie vor sein Herz und seinen Genius; ja zu einem satirischen Werke von ihnen mußte er Beiträge, Vorrede und Namen („Raffinerien") liefern. Mit den Gebrüdern Otto in Hof und mit dem nach Töpen zurückgekehrten Freund Oerthel ward brieflich verkehrt und viele der in jener Zeit entstandenen Aufsätze (wie z. B. die „Höfer Festtagzeitung" — noch ungedruckt rc.) sind in bestimmter Beziehung zu diesen Freunden geschrieben. Auch waren es diese vornehmlich, die ihn von Zeit zu Zeit vor gänzlichem Mangel schützten.

Inzwischen auf die Dauer mußte diese Lage unerträglich werden und Richter ergriff die erste Gelegenheit, die ihm eine äußere Sicherheit darbot, mit Freuden. Der Vater seines

Freundes Oerthel in Töpen forderte ihn auf, als Hauslehrer für seinen jüngsten Sohn zu ihm zu kommen und namentlich den Unterricht im Französischen zu übernehmen. Richter antwortete seinem Freunde unterm 18. Dez. 1786:

„J' y ai réfléchi. Enfin, j'ai dit à moi-même: En vérité, mon cher Moi, je vois que tu n'as pas encore les ailes, qui te doivent porter de Hof. Pendant qu'elles croissent, tu te peux bien faire un beau nid à Töpen, où ton ami a le sien. Tu me feras un grand plaisir, si tu y enseignes, écris et lis, c'est à dire, si tu y veux être le maître de ton elève, du monde entier et de toi-même. Aussi dois tu compter pour quelque chose, que tu y es assuré de ne mourir pas de faim. Ne crains point perdre ta liberté, tu changes seulement les bornes qui t'environnent déjà. — Vor der Hand kannst Du Deinem H. Vater meine Entschließung als Deinen Rath ausgeben. Ihr gab besonders die unerwartete Liebe Deines Bruders das Dasein, die ich vorher von Dir und auf dem Wege von ihm selbst erfuhr. — So schiffen wir, lieber Freund, noch einige schöne Tage fort neben einander auf dem Lebensmeere her, bis uns die Zufälle wieder auseinander blasen."

Es war ums Neujahr 1787, als Richter mit der Hoffnung auf bessere Jahre als die bisherigen in das Haus des Herrn Kammerrath von Oerthel auf Töpen (bei Hof) als Lehrer von dessen jüngstem Sohne einzog. Obschon er frei aufgeathmet haben mag, als er Hof und sein enges Stübchen darin und alle die beengenden Verhältnisse und die drückendsten Nahrungssorgen hinter sich hatte, so trat er doch keineswegs ins Paradies. Der Herr von Oerthel war ein Mann von starrem Sinn und rauhen Sitten, dem das Bitten schwer und

das Geben sauer wurde, und der die kleinen Aufmerksamkeiten, womit er Menschen, die ihm dienten, das letztere hätte vergessen machen können, nicht kannte. Der Reichthum hatte ihn ans Empfangen gewöhnt und ans Verlangen. Der Knabe, den er Richters Leitung anvertraut, entsprach dessen Hoffnungen nur wenig und erkannte durchaus nicht seines Lehrers hohen Werth; nie gelang es diesem, seine Liebe, sein Vertrauen zu gewinnen, und er mußte erleben, daß der, dem er so ganz die Sonnenseite seines Herzens zugekehrt, den verläumderischen Einflüsterungen niedriger Menschen Gehör gab und mit diesen sich gegen ihn verband. In dieser Lage hätte Richters weichgeschaffenes Herz sich bald verbluten müssen, wäre ihm nicht der Umgang seines geliebtesten Jugendfreundes heilender Balsam gewesen, und hätte nicht die Frau von Oerthel mit mütterlicher Vorsorge sich seiner angenommen. Bis in die spätesten Jahre rühmte Richter die Herzensgüte dieser Frau, der er so manchen guten Bissen, so manche Tasse Kaffee, die sie ihm heimlich zufließen ließ, verdankte und deren weiche liebevolle Hand so manchen harten Thaler in seine bedürftige drückte.

Dieß alles gab seinem Leben eine Unruhe und eine Unbehaglichkeit, daß er sich sogar, trotz seines starken gesunden Körpers, des Wahnes nicht erwehren konnte, er sei der Hypochondrie verfallen, Besorgnisse, die vorher nie in ihm rege geworden; und es ist erklärlich, wie er unter solchen Umständen in Töpen nicht heimisch werden konnte. Dazu kam ein größerer Mangel an Büchern, als er in Hof empfunden, dem durch die meist juristische Bibliothek des Herrn von Oerthel schwach abgeholfen wurde, ein Mangel an Umgang und geselliger Erheiterung.

Ja ein Mann, den Stellung und Studium ganz beson-

ders zum Befreundeten hätte machen können, der Pfarrer des Orts, Morg, war als ein strenger Orthodoxer erklärter Feind des lebendig aufbrausenden Jüngers des Geistes der Freiheit und stellte ihn, ganz unfähig, seine kühnen Behauptungen und Paradoxien zu verstehen oder zu widerlegen, in seinen Aeußerungen über ihn geradezu als Gottesläugner und Sündenprediger hin. Das zog ihm eine Epistel von dem jungen Richter zu, die unbedenklich eine Stelle in der Literatur verdient. Er schrieb ihm in Töpen unterm 3. Sept. 1787:

„Ich hatte bisher bessere Dinge zu thun, als daß ich schlechte zu widerlegen Zeit gehabt. Blos dieß verschob meine Antwort auf Ihre neuliche Beleidigungen auf dem Wege. Auch der Ehre des Herrn Kammerraths bin ich's schuldig, einen Vorwurf abzuweisen, der ihn am Ende auch antastet; denn bin ich ein Lehrer des Atheismus und Selbstmords, was ist denn ein Vater, der solch einen Lehrer zum Lehrer seines Kindes macht? Aber ich frage vielmehr, was ist ein Mann, der diesen giftigen Vorwurf ohne Beweise einem Nebenchristen macht, der ihn nie beleidigte? Ich weiß recht wohl, Sie werden Ihre damalige — mit der Menschenliebe, Höflichkeit und Vernunft gleich sehr streitende — Feld- und Controverspredigt der Wirkung zuschreiben, welche die Sonnenhitze damals auf Ihren Kopf gemacht; allein ich rede hier von Ihrem Herzen, das in eine noch schlimmere Hitze gerieth. Ahmten Sie damit dem sanften, liebevollen Geist des Stifters unsrer Religion und der Apostel nach, die nicht auf Meinungen, sondern Thaten drangen, die nicht irgend eine sogenannte Hauptlehre, sondern Liebe zum Lebensgeist, zur Wurzel des Christenthums macht und die keinen wegen seines Irrthums, sondern um der Laster willen verdammt? Und wo hab' ich denn Ihnen mein Glau-

bensbekenntniß abgelegt, daß Sie es so genau zu kennen vermögen, um die allmächtige Rolle eines Großinquisitors in Töpen spielen zu wollen? Sie können zwar sagen, man brauche eine Sache nicht zu verstehen, um über sie zu urtheilen, und Sie könnten recht gut Voltairen einen Atheisten schelten, ungeachtet Sie keine Zeile von ihm gesehen und ungeachtet er vielmehr einen Atheisten, den Verfasser des Système de la nature, vortrefflich widerlegt. Sie können ferner sagen, es sei einmal Ihre Art so, widersprechende Dinge zu verfechten und z. B. zu sagen: „er könne doch ein Atheist sein, wenn er auch an einen Gott glaube.“ Allein dieses Recht, dieses jus stolae kömmt Ihnen kaum auf der Kanzel, wie viel weniger auf der Landstraße zu. Sie führten den Spinoza zum Beweise an, daß man einen Gott zugleich glauben und läugnen könne: Meinten Sie seine theoretische Behauptung, so kann nur eine von beiden wahr sein; meinten Sie seinen Character (wovon wir aber gar nicht sprachen, weil Geistliche Sünden, die sie vergeben können, minder hassen, als Irrlehren, für die sie keine absolvierenden Hände anhaben), so ist Ihnen unbekannt, daß er ein guter, mäßiger Mann war, der blos den menschlichen Fehler hatte, daß er kein Bier trank. Philosophie, Freigeisterei, Heterodoxie, Naturrecht und Atheismus schnüren Sie in einen Begriff zusammen, wie die Türken Engländer, Holländer und jeden Europäer Franken nennen. Daher trauen Sie Jedem, dessen Seele nicht in einer totalen Sonnenfinsterniß der Wahrheit leben will, Vertheidigung des Selbstmords zu. Bewies denn nicht schon Plato ohne Kenntniß des Christenthums, und Rousseau ohne Gebrauch desselben die Verwerflichkeit des Selbstmords? Und H. kann Sie mit beiden Büchern aus seiner Bibliothek erleuchten. — Indessen, gestehe ich doch,

halte ich einen Selbstmord aus bloßen Vernunftgründen für völlig erlaubt, den nehmlich, wenn man — Salat und Milch ißt. Dadurch „schlippt" (wie Sie auf der Kanzel in Ermangelung eines hebräischen Ausdrucks sagten) die Milch im armen Magen (wiewol jede Milch auch ohne Essig im Magen gerinnt), und der Mensch muß wirklich, er mag noch so starker Natur sein, im achtzigsten, neunzigsten Jahre Todes verfahren, wie Sie an den Bauern sehen können, die blos wegen der geschlippten Milch und wegen des dazutretenden Alters sterben.

Ich bitte Sie, mich wegen dieses Briefs von der Kanzel zu werfen, und die Freigeister, die etwa in Paris sind, hier in Töpen mit dem Hammer des Gesetzes halb todt zu schlagen. Es hilft zwar den hiesigen Bauern nicht das geringste, denn sie lieben nicht sowohl das Freidenken als das Freileben, ja es ist vor ihren Ohren eine Predigt gegen die Freigeisterei, von der sie nur den Namen kennen, so viel, als wenn sich der Herr Stadt-Physikus auf die Heilung der Seekrankheit legen wollte, die auf dem Lande so selten wie ein Wallfisch ist. Ich wollte überhaupt nur, ich wäre ein Pfarrer; ich würde jeden neueingeführten Geistlichen nicht sowohl nachahmen, als verketzern, der immer und ewig Moral predigte, grade, als ob man tugendhaft sein müßte, um selig zu werden! Ich würde die heilige Stätte zur Freistätte meines Grolls und meiner Galle machen; ich würde darauf beharren, daß Irrthümer und Bier desto besser werden, je älter sie sind; ich würde dem Mangel an Kinderlehre so gut wie möglich durch Ueberfluß an Privatkommunionen abzuhelfen denken; ich würde weniger für die Seele als den Magen meiner Schafe sorgen; ich würde mich für klug und die, die mich klug machen wollten, für dumm ansehen; ich würde die neuen Bücher, wie neuge-

backenes Brod, für ungesund ansehen; ich würde meinen Arm so sehr ausstrecken, bis er so lang wäre als der weltliche.

Ich mußte diese Präservationskur mit Ihnen vornehmen, um Ihnen künftighin den Vorwurf des Atheismus abzugewöhnen, auf den ich Sie, wie Ihnen jeder Jurist beweisen kann, injuriarum belangen kann. Lassen Sie mich meinen Weg gehen, auf dem ich die Wahrheit untersuche, liebe und vertheidige, nicht weil sie Akzidenzien abwirft, sondern weil's Pflicht ist. Lassen Sie mich glauben, daß diese Welt nur für die Nachahmung Gottes und Christi und erst die künftige für die genaue Kenntniß derselben ist, und daß Einer, der lieber Christi Gottheit beweiset, als seine Lehren vollstreckt, einem Bauern gleiche, der den ganzen Tag untersucht, ob sein Herr von ächtem Adel wäre, übrigens aber ihm weder Liebe, noch Gehorsam gewährt, und glauben Sie endlich, daß ich nur Ihre Intoleranz, aber weder Sie noch Ihren Stand hasse, der der verehrungswürdigste und gemißbrauchteste aller Stände ist.

Ich bin natürlicher Weise Ihr ꝛc. R."

Nur zu einer Familie trat Richter in Verlauf dieser Zeit in freundschaftliche und gesellige Beziehung, zu der von Spangenberg auf Venzka, bei welcher er häufig mit Büchern und zu musikalischen Unterhaltungen einkehrte, ein Umgang, auf dem ein ganz ungetrübter Schimmer der Heiterkeit und Gemüthlichkeit ruht. Literarische Verbindung hatte er angeknüpft mit Archenholz, dem er einige Beiträge für seine Literatur- und Völkerkunde sandte; mit Herder, an dessen Stelle indeß, da er nach Italien gereist war, seine Gattin mit der ihr eigenen Anmuth, Güte und Gewandtheit die Antwort gab und das schöne Verhältniß einleitete, das später zur beglückenden, das Leben überdauernden Freundschaft sich gestaltete.

Seine „Teufels-Papiere" betreffend, so hatte Richter (der dafür wie für mehres, was er in dieser Zeit schrieb, den Namen J. P. F. Hasus angenommen) endlich im Mai 1787 an Beckmann in Gera einen Verleger gefunden, der sich wenigstens auf eine Unterhandlung einließ. Doch war damit noch wenig gewonnen. Nicht allein, daß Beckmann nur ein ärmliches Honorar von $2\frac{1}{2}$ Thlr. für den enggedruckten Bogen bewilligte, sondern er knüpfte dasselbe auch an die Bedingung, daß Richter das (allerdings wunderliche) Format in Quart aufgab, und daß er sich von ihm, dem Verleger, den Titel des Buchs mußte aufdringen lassen. Nicht genug; der Druck des Buches ging auch ungeachtet alles Drängens und Mahnens so langsam von Statten, daß es erst mit der französischen Nation 1789 die Presse verließ. Und damit das Ende dem Anfang gleiche, so war das Buch so schlecht und fehlerhaft gedruckt, daß der Verfasser sich entsetzte, und als das Honorar in Gold anlangte, fand sich in ganz Hof kein Kaufmann noch Wechsler, der die beschnittnen und beschabten Carlsd'ors angenommen hätte.

Das Buch blieb unbeachtet, und Jean Paul sagt selbst davon in der Vorrede zu den Palingenesien, daß es als Makulatur verwerthet worden, was ihm gewiß manchen Schmerz gegeben hat.

Aber einen andern weit bittrern Kelch reichte ihm das Schicksal in dieser Zeit.

Es ist schon früher der beiden Jugendfreunde A. v. Oerthel und J. B. Hermann gedacht worden, an deren Hand Richter aus dem Knaben- ins Jünglings-Alter überging. Er liebte sie mit jener heißen und heiligen Gluth, die für alles in Flammen aufschlug, was — die Wurzeln in der Tiefe des

Herzens — weit über die engen Grenzen der Gegenwart hinaus und hinauf in den Sonnenschein der Ewigkeit die Aeste treibt; er liebte sie mit jener Gluth, die er später seinem Victor, Albano und Leibgeber einhauchte; und Beider Leben brach im Lauf der Jahre 1789 und 1790 der Tod. Bis in die spätesten Zeiten klang der Schmerz über diesen Verlust in seiner Seele nach und wie zu eigner Beruhigung errichtete er ihnen am Schlusse der „Unsichtbaren Loge" ein Denkmal, das ihr Gedächtniß und seine Liebe verewigt (s. d. Ausg. II. S. 315).

Ein ganz besonderes hatte er (wie oben angedeutet) für Hermann und dessen originelle Denkweise und Schicksale entworfen, das inzwischen nie ganz zur Ausführung gekommen. Nach dem handschriftlich noch vorhandenen Plan hatte sich Richter (in der That oder in der Vorstellung) mit Hermann zu einer Erscheinung nach dem Tode verbündet. Daraus entstand eine (ungedruckte) Erzählung: „die Geistererscheinung," an welche sich die Geschichte der „biographischen Belustigungen" anschließen sollte. Die Unverträglichkeit wirklicher Verhältnisse mit blos erdichteten scheint Richtern bestimmt zu haben, leztre mit Ausscheidung des seinen Freund Betreffenden allein herauszugeben. Die „Geistererscheinung" aber blieb unvollendet.

Nach Verlauf von zwei Jahren löste sich auf nicht ganz freundliche Weise, wie es scheint, das Verhältniß in Töpen und Richter kehrte im Sommer 1789 zu seiner Mutter nach Hof zurück. Inzwischen zwang ihn die Noth und die Unmöglichkeit, ihr auf eine andre Weise zu entgehen, noch einmal in ein Lehramt für Kinder, nur waren die Kinder gut und ihre Aeltern seine alten, bewährten Freunde: Pfarrer Völkel,

Commissionsrath Vogel und Amtverwalter Clöter in Schwarzenbach, und so zog er im März 1790 leichten Herzens nach dem Ort als Lehrer, wo er selbst in seinen Knabenjahren den ersten gefunden.

Dort, wo ihn einst die ersten Träume einer schönen, ja ewigen Zukunft umschwebt hatten, wo ihm die erste Sehnsucht und Liebe erwacht war, wo ihm die erste heilige Stunde genaht, die ihn mit Gott und Menschen versöhnt und in der er am Altar des Höchsten — wie einst Hannibal ewigen Haß den Römern, so — ewige Liebe allen Menschen gelobt hatte (s. dritte Vorlesung), dort finden wir ihn wieder in einem segenbringenden Wirkungskreise, neuaufblitzend in flammender Liebe, an der Wiege seiner ersten größern Werke.

Die Schwarzenbacher Freunde waren heitere, wohlwollende Männer, die alle unsern Richter liebten und gern in seinen humoristischen Ton einstimmten. Am wenigsten vertrug seine Laune der Commissionsrath Vogel, mit dem er deßhalb früher manchen kleinen Krieg gehabt; aber er war einer von Richters ältesten Wohlthätern und das innige Dankgefühl, mit welchem dieser an ihm hing, und die unverkennbare Reinheit seiner Gesinnung gewannen ihm bald wieder das eine Zeitlang entfremdete Herz und nun auf immer.

An den Herrn Pfarrer Völkel knüpften sich in Richter zu unmittelbar die rührenden Bilder seines Knabenalters, als daß er nicht in jenem noch den jungen Kaplan hätte lieben müssen, der so ganz ohne Aufforderung oder andre äußere Veranlassung sich ehedem zu seinem Lehrer gemacht, und dem er bei einer so geringen aus der Schule entlaufen war (s. 3. Vorlesung), nicht ahnend, daß er nach einem und einem halben Jahrzehnt für Kinder desselben Mannes festere Zügel würde

bereit halten müssen. Bei aller Schärfe und amtlichen Trokkenheit, die dem Pfarrer Völkel eigen waren, und die Richtern wie Andre stets in einiger Entfernung hielten, hatte er doch für des jungen Dichters erhebende Bilder und trostreiche Gedanken ein offenes Herz.

Vor allen am meisten ging der Hammerschmidt, Amtsverwalter Clöter in Richters Weise ein. Von Natur grad und derb kam er doch beim Feuer leicht in Fluß; offen in Wort und That beleidigte er nie und glaubte an keine Beleidigung; mit seiner Hand gab er sein Herz und nahm keins von beiden zurück, so lange der Empfänger ehrlich blieb. Er war ernst und verstand Ernst, aber ebenso gut Spaß und gebot selbst über eine stets siegreiche Ironie gegen Menschen, zumal große und geehrte, die er denn auch ohne Unterlaß, obschon mit der größten Gutmüthigkeit, gegen seinen „hochgeehrten Herrn Philosophus“ kehrte, selbst als er ihn in spätern Jahren einmal als den „weltberühmten Jean Paul“ in Baireuth besuchte.

Sieben Kinder, verschieden durch Alter, Geschlecht und Anlage, waren Richtern zu Erziehung und Unterricht übergeben und wir sehen nun den Dichter der Unsichtbaren Loge als Lehrer des Einmaleins und der Anfangsgründe der Grammatik. Freilich aber sehen wir ihn auch zugleich die Grundzüge seiner „Levana“ entwerfen, indem er die ihm anvertrauten Pflanzen durch Entwickelung der in ihnen ruhenden Kräfte und Anlagen zu fruchtbarem Wachsthum bringt, indem er vor allem auf freie Thätigkeit und Wissenslust hinarbeitet. Mit der größten Gewissenhaftigkeit wachte er über ihren Fleiß, und hielt ausführlich Buch darüber; alle Reiche der Natur und

der Weltgeschichte breitete er vor ihnen aus, führte sie zu lebendiger Anschauung und zum Selbstdenken und weckte ihre Phantasie zu Bildern und Vergleichen, wofür er ein besonderes Buch angelegt hatte, in welches die Einfälle der Kinder eingetragen wurden, und das er die „Bonmots=Anthologie" seiner Eleven nannte. Vor allem aber richtete er den Blick der Kinder nach oben und machte sie vertraut mit der Fülle des Glückes und des Trostes, welche für den Menschen im Glauben an Gott und Unsterblichkeit liegt.

Zu den Erholungen, welche sich Richter in dieser Zeit gestattete, gehören vornehmlich seine Sonntagsgänge nach Hof zu seiner Mutter, seinen Geschwistern und Freunden. Von besondrem Einfluß auf ihn war ein Kreis junger Mädchen, die sich um ihn versammelten und bald seinen Phantasien auf dem Clavier, bald seinen dichterischen mit Andacht und Rührung zuhörten. Er erzählte ihnen von seinen Reisen, seiner Zukunft, seiner Frau, die er irgendwo finden würde und die lange schon auf ihn passe, von seinen Kindern und sonstigem häuslichen Glück; dann prophezeihte er weiter im Scherzton, was er noch für ein großer Mann werden, und alle Welt von allen Orten zu ihm kommen und nach ihm fragen würde, wenn er nur erst aus dem Höfer Druck in einen andern mehr hineingekommen u. s. w. Dann aber konnte er auch die ernstesten Dinge mit ihnen verhandeln und viele seiner Dichtungen und Betrachtungen haben da ihren Anfang genommen, wie „der Mond, eine phantasierende Geschichte" ꝛc., und selbst das „Kampanerthal" scheint einer aus diesem Kreis an ihn gerichteten Frage seine Entstehung zu verdanken. Wenigstens ist noch ein längerer Aufsatz: Ueber die Unsterblichkeit der Seele (handschriftlich) erhalten, der in Form einer Antwort an eine jener Freundinnen

gerichtet ist und der die Hauptgrundzüge des Kampanerthales enthält.

Außerdem aber daß diese jungen Mädchen, unter denen wir die Namen Renata, Karoline, Helena, Friederike und Amöne verzeichnet finden, anregend auf Phantasie und Geist des jungen Dichters wirkten und zu seiner geselligen Bildung, zu Mäßigung und Milderung der stets überströmenden Laune, des Witzes und der Satire beitrugen, mußten sie auch dem liebebedürftigen Herzen voll schwärmerischer Sehnsucht wenigstens einige Befriedigung gewähren. Betrachtete er sie selbst als seine „erotische Akademie," so durfte er ihr auch die Preisfrage vorlegen: „Wie weit darf die Freundschaft gegen das weibliche Geschlecht gehen, und welcher Unterschied ist zwischen ihr und der Liebe?" Die Frage war um so wichtiger, als alle seine Mittheilungen unter dem Feuer seiner Phantasie eine so lebhafte Farbe gewannen, daß sie das gewöhnliche Auge von Aeußerungen der Liebe schwer unterscheiden mochte. Inzwischen unterschied er in seinem Herzen genau und überließ sich mitten im Genuß der Freundschaft einer leidenschaftlichen Sehnsucht nach dem Wesen, das mit seiner Seele den ewigen Bund schließen würde. Die Tagebücher jener Zeit tragen vielfache Spuren dieser überströmenden Empfindung. „Wenn ich in der Jugend, schrieb er am 21. Juli 1791 — oder jetzt in den Minuten aus den Jahren jener — auf einem Hügel mit dem Blick über Landschaften und Dörfer und Schlösser schwamm und in die glänzende Wolke flog, die den Himmel an die Erde wölbte, und wenn ich durch die Wolke brach: ach! was sehnt' ich mich nicht zu finden! Du, Sehnsucht, versprachst und maltest mir, was ich nicht sah. Wenn das Wolkendach der Erde abgehoben, wenn die Sonne durch

blaue Himmelwogen zieht — oder Nachts ineinanderschwimmende Sonnen jede mit einem Strahle den Himmel stirnt und meine Seele groß wird mit der Welt vor mir, oder wenn ich auf meiner Erde ein Menschenherz suche und finde, das für meines nicht zu groß ist, und wenn wir, in unsere Körper eingemauert, in unsere Blicke zerfließen: warum kömmst du denn da wieder, Sehnsucht? warum zählest du mir denn da Güter vor, die ich nicht kenne und die du nicht nennest? und warum machest du mein Herz so weich und so hungrig? Vielleicht hieß der, der mir die Freude schickt, auch dir, ihr nachgehen, weil blos in einer andern Sonne, auf einer andern Erde der Ton klingt, der die Seele verschlingt, die Freude blüht, die berauscht; das Herz schlägt, an dem meines den Himmel vergißt — indeß du, Sehnsucht, auf der Erde zwischen den Gebeinen meiner Brüder zerstiebest."

Und an einer andern Stelle schrieb er „an die künftige Geliebte": Wenn unter den Hundert, die an mir vorübergehen, du allein stille stehest und bei mir bleibst, wie wird dann die erste Minute sein, wo ich dich sehe! und die, wo ich dir's sage! Dieß ist die einzige Freude, die in der Hoffnung so schön wie in der Erinnerung bleibt." Und wenn ihm Abends auf einsamen Spaziergange die Sonne unten auf die Erde wie betend niedergesunken war, und über dem Himmel ein schwarzes Abendgewölk und über der halben Gegend eine schwarze Ueberschattung lag, da überfiel ihn die Sehnsucht, ein weibliches Herz zu finden, das ihm gehörte. „Ich will nicht das schönste Gesicht, aber das schönste Herz, und ich kann an jenem alle Flecken, aber an diesem keine übersehen." Selbst, wenn ihn sein Geist in die Weltenunendlichkeit geführt und er die Arme ausgebreitet für alle Wesen, zog ihn die leiser gebie-

tende Stimme des Herzens zu einer, die aus Tausenden nur die Eine sein konnte. „Armer Mensch, schrieb er, stelle dein durstendes Herz mit der einen Brust zufrieden, die sich mit einem ähnlich dürstenden an deine legt! Ach hier giebt es nur eine Geliebte, die Alles für dich vergisset und die dir jede Minute, jeden Blick, jede Freude, jeden Pulsschlag giebt, und die zu dir sagt: Wir haben uns erwählt aus den Menschen! Dein Herz ist meines, mein Herz ist deines, du innigst, innigst Geliebte! Aber über den Wolken der Erde und Gräber wird eine Zeit sein, wo wir uns Alle lieben, wo wir uns nicht karg aus den besten Menschen einen besten aussuchen, wo es nur einen Geliebten giebt: das ist Gott, und Millionen Liebende, nehmlich Menschen . . . . Und doch, du Theure, du die du in der dicken, kalten Nacht des Lebens allein bei mir bliebst und meinen Arm an deinem Herzen behieltest; doch wenn ich dein Auge erblickte, das ich hier so liebte, wenn ich Alles an dir sähe, was mich an dich gezogen hat, ach ich würde weinend und unaussprechlich liebend an dich fallen und sagen: Diese hat mich auf der Erde geliebt! Ach ich müßte etwas thun, um dich vor den Andern zu unterscheiden."

Waren die Schwarzenbacher Freunde nebst dem Pfarrer Vogel vornehmlich der humoristischen und satirischen Muse Richters günstig, und riefen die weiblichen Bekanntschaften mehr die weichen Empfindungen und blüthenreichen Phantasien in seiner Seele hervor, so sollte es ihm auch in der Oede des Voigtlands nicht an einem Genossen für seine philosophische Streitlust fehlen. Dieß war der damalige Professor Wernlein in Hof, mit welchem er nicht allein einen lebhaften Briefwechsel über philosophische Systeme und Probleme führte, sondern der auch zu verschiedenen scharfsinnigen Abhandlungen

die Veranlassung gab. Eine derselben: „Es giebt weder eine eigennützige Liebe, noch eine Selbstliebe, sondern nur eigennützige Handlungen,“ ist im „literarischen Nachlaß,“ S. W. I. Ausg. Band 63, S. 54 ff. abgedruckt.

Gleichzeitig gewann die Freundschaft zu Christian Otto immer festeren Bestand, immer reicheren Gehalt. Wenn Richter am Ende der Woche bei sinkendem Abend, oder am Sonntag-Morgen beim Schimmer der Sterne von Schwarzenbach nach Hof ging, dann war er sicher, dem Freunde zu begegnen, und die scheidende, oder die kommende Sonne goß ihre Strahlen auf zwei beglückte Menschen, die im freiesten Austausch ihrer Gedanken und Hoffnungen, im Erguß ihrer Empfindungen, wie in gemeinschaftlicher Erhebung eine Seligkeit fanden, die noch in die spätesten Jahre ihren Freudenschimmer warf.

Wie ein guter Genius, mild und fest, scharf bestimmt, aber unendlich liebend, mit immer steigenden Forderungen und immer steigender Wärme der Begeisterung stand Otto neben dem Freund, der ihm seines ganzen Lebens Stützpunkt ward und der Grund eines ewigen Dankes gegen Gott, „daß er ihm diesen seinen Menschen gegeben.“ Richter aber liebte ihn mit einer fast stürmischen Liebe, die seinen schönsten Stunden immer erst die rechte Weihe gab. Wie sein Geist rein erglühte vor den Bildern geheiligter Freundschaft, die er sich und der Welt in seinen Werken aufgestellt, so schlug sein Herz in gleicher Glut dem lebenden Geliebten, der mehr als Alle, die er fand, seinen hohen Hoffnungen von dieser Welt entsprach und an dessen Liebe er alle innern und äußern Erscheinungen seines Lebens knüpfte.

Aber noch in einer besonderen Beziehung wurde diese Freundschaft bedeutungsvoll für Richter, indem sich beide ge-

genseitig ihre literarischen Arbeiten zur Beurtheilung und Verbesserung mittheilten. Der Briefwechsel zwischen beiden *) zeigt uns in Otto den feinfühlenden, gründlichen, wenn auch zuweilen etwas befangenen Rathgeber, der von Anfang an bestrebt war, die leidenschaftliche Lust der fessellosen Phantasie zu zügeln und die Härten und Schärfen der überreichen Eigenthümlichkeit zu mildern.

Alles, was Richter schrieb, theilte er Otto zur Beurtheilung mit, ja er ließ ihn sogar über das entscheiden, was er schreiben sollte, indem er ihm das Verzeichniß von Thematen zuschickte und ihm die Auswahl der auszuarbeitenden Aufsätze übertrug. Ungeachtet der großen Verschiedenheit beider Charactere lag in dieser scheinbaren Unterordnung Richters doch keine Gefahr für ihn, da ihn der Reichthum seiner Ursprünglichkeit jedenfalls schützte, wie denn auch diese sich gradezu hoch aufbäumte, als Otto einmal einen entscheidenden Zug gegen sie that, und Richtern zu bestimmen versuchte, in seiner Prosa sich Göthe oder Schlegel zu nähern.

Besuchen wir nun den jungen Dichter — er war damals siebenundzwanzig Jahr alt — in seiner Arbeitstube und treten an seinen Arbeittisch, so werden wir eines achtungvollen Staunens uns nicht erwehren können vor einer Thätigkeit, die nicht nur der Art, sondern schon dem Umfang nach gewiß nicht ihres Gleichen hat. Richter war Hauslehrer von sieben Kindern, deren Alter zwischen 7 und 15 Jahren stand; er hatte sie in allen gewöhnlichen Vorkenntnissen, die älteren auch im Latein zu unterrichten; er hatte dabei ihre Arbeiten

*) Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto. Berlin bei G. Reimer 1829. 4 Bde.

außer der Schule zu überwachen, die sich unter dem von ihm entzündeten Feuereifer der Zöglinge ins Riesenhafte (einmal bis auf 135 Bogen freiwilliger Aufsätze bei einem der Knaben) steigerte.

Und neben diesem Lehrer- und Erzieher-Beruf, den Richter mit unverbrüchlicher Treue und Gewissenhaftigkeit verwaltete, fand er Zeit und Kräfte zur Ausbildung seines schriftstellerischen. Er las nach wie vor die bedeutendsten und soviel er konnte die neuesten Werke in allen Wissenschaften und machte seiner Gewohnheit gemäß längere oder kürzere Auszüge daraus in seinen Exzerptenbüchern. Alle Gedanken, philosophische, ästhetische Untersuchungen 2c., die ihm im Lesen kamen, oder im Sprechen, oder auf Spaziergängen, trug er, soviel möglich, in besondere Bücher ein, deßgleichen bloße Bemerkungen aus der Geschichte, Geographie, Naturkunde 2c. Seine dichterischen Kräfte erhielt er in ununterbrochener Uebung. So hatte er sich besondere Bücher angelegt für Witz, für Laune, für Ironien und für Satiren. Vier ziemlich dicke Quarthefte der letztern (17 — 20) schrieb er allein im Jahr 1790 vom Februar bis zum December. Aber wieviel er auch Geist und Erfindung in diesen Büchern niederlegte, er machte doch keinen oder nur sehr spärlichen Gebrauch davon bei seinen Werken. Es waren und blieben Uebungen, für welche er sich außerdem in besonderen Heften Gesetze vor- und niederschrieb, die aus der klaren Anschauung seiner Aufgaben ihm hervorgingen. Gleichzeitig hatte er sich Bücher angelegt für allerhand dichterische Hülfsmittel, so zu dem Wörterbuch der Synonymen (zur Freiheit und Mannichfaltigkeit des Ausdrucks); ein Buch für gute und schlechte Namen; ja selbst für bestimmte

Situationen und Züge, wie sie seiner rastlosen Phantasie erschienen, hielt er besondere Hefte.

Und noch sind wir nicht an seiner eigentlichen schriftstellerischen Thätigkeit! Am 15. Juni 1790 schickte Richter an Otto ein Verzeichniß von 32 Aufgaben, deren Ausarbeitung er nach dessen Auswahl vornehmen wollte. Die meisten derselben wurden im Laufe dieses und des folgenden Jahres ausgearbeitet; mehre sind bekannt, viele noch ungedruckt. Das Verzeichniß lautet:

1. Florian Fälbels Reise mit seinen Primanern (Gedruckt im Anhang zum Quintus Fixlein).

2. Beschreibung der öffentlichen und Privatbibliotheken (Komischer Anhang zum Titan).

3. Diabolokratie statt der Theokratie (Ungedruckt).

4. Sprichwörterspiele.

5. Beschreibung der Zimmer, die ich in meinem Leben bewohnt (Ungedruckt).

6. Edictalzitazion — Steckbrief meiner Frau.

7. Beweis, daß die geforderte Tugend der Keuschheit nur das lutherische Cölibat im weitern Sinne sei (Ungedruckt).

8. Lavatersche Aussichten in die Ewigkeit bei einem Seleniten, der die Erde für seinen künftigen Himmel ansieht.

9. Pack Apologien des Ehebruchs, des einfachen und doppelten (Unsichtbare Loge).

10. Recension der Opera des H. Reichs-Herkommen.

11. Daß Monarchen unsre Päpste sind.

12. Die gefrornen Wörter am Nordpol, nach Maundeville.

13. Eine Akademie, die blos aus Ehrenmitgliedern besteht.

14. Gegen die Titularräthe; nebst der Verewigung auf Pfefferkuchen in Schlesien.

15. Daß die Weiber unsre Päpste sind (Unsichtbare Loge).

16. Meine Magensaft-Bräuerei (Ungedruckt).

17. Fratzen (Ungedruckt).

18. Besondere Fälle aus der Pastoraltheologie.

19. Daß die Bettler unsre jetzigen Barden sind (Biographische Belustigungen).

20. Gerichtshof der Liebe.

21. Supplik eines Poeten an den Reichshofrath um die Standeserhöhung zum gekrönten Poeten nebst dem Beweis seiner poetischen Einkünfte (Biograph. Belustigungen).

22. Auch eine eines Barons um den Grafenstand und Beweis seiner gräflichen Einkünfte.

23. Beschreibung der gemalten, geschnitzten Thiere, Begebenheiten 2c., die beim Vogelschießen abgeschossen werden.

24. Beschreibung meines Epitaphiums (Ungedruckt).

25. Erfindung des Essens. Rechtfertigung der Schaugerichte (Ungedruckt).

26. Verse auf Spitzbuben, Särge, Schüsseln — Inscriptionen der Strumpfbänder.

27. Neue Hypothese aus der Hypothese der harmonia praestabilita (Sämmtl. Werke I. Ausg. B. 63).

28. Daß wahre Tugend nur im Reden bestehe.

29. Anleitung zur mechanischen Briefstellerei.

30. Daß die Fürsten Götter sind und zwar böse.

31. Die Gesichtpunkte, woraus der Teufel, der Tod und der Maler die Welt ansehen (S. W. I. Ausg. B. 64).

32. Weibliche Ohnmachten (Unsichtb. Loge).

In demselben Jahre 1790 schrieb Richter auch die „Bayrische Kreuzerkomödie," die seltsam genug ungedruckt geblieben ist und zuletzt eine Stelle im Papierdrachen (Frankfurt 1845)

gefunden. Dabei denke man nicht, daß er seine Werke so zu sagen aus dem Aermel schüttelte. Für jedes kleinste wurden besondere Studierhefte angelegt und die Pläne sorgfältig überdacht, die Charactere, Begebenheiten, Schilderungen im voraus entworfen und nach allen Seiten verfolgt, ehe die wirkliche Arbeit begann, so daß jedes einzelne Werk für die Vorarbeiten wenigstens ebensoviel Zeit erforderte als für die Ausführung selbst.

Sehen wir endlich, daß Richter bei all diesen vielen und mannichfaltigen Beschäftigungen noch Muse fand, schriftliche Controlle über seine Sitten und Gewohnheiten in einem Tagebuche zu führen, sich über sein Verhalten und seine schriftstellerische Thätigkeit feste Regeln niederzuschreiben, alle seine Briefe vollständig oder wenigstens im Auszug in seine Correspondenzbücher mit eigner Hand einzutragen, so begreift man in der That nicht, wo daneben das Leben mit seinen materiellen Bedürfnissen Platz genommen haben mag.

Freilich war auch von einer andern Seite dafür gesorgt, daß sie einen zu großen Platz nicht beanspruchen durften; denn wie groß auch der Reichthum war, den er aus dem Schacht seines Geistes zu Tage förderte — die Absatzwege blieben immer noch verschlossen. Vergebens wandte er sich an Bertuch in Weimar mit einem Aufsatz fürs Modejournal (Pasquill auf die schönste Frau in Deutschland); er kam — gänzlich mißverstanden — zurück und fand erst später in der Herbstblumine eine Stelle. Auch an Herder wandte Richter sich vergebens, um einige Arbeiten ins deutsche Museum zu bringen. Von keinem bessern Erfolg waren seine Briefe an Göschen, dem er für die „Thalia“ eine Arbeit anbot.

So von allen Seiten kalt zurückgestoßen zu einer Zeit,

wo die Wärme des innern Frühlings Blüthe an Blüthe hervortrieb, faßte er den Entschluß, in ein größres Werk die Ernte der ersten Jahre auszuschütten — einen Roman zu schreiben. Trotz allem äußern Mißgeschick, das ihm nur um seiner armen Mutter willen schmerzte, deren Loos täglich schlimmer, deren Hoffnungen täglich geringer geworden, trotz der Unannehmlichkeiten und Hemmungen, die seine Lage mit sich brachte, trotz der Ungewißheit, ob er je festen Boden in der literarischen Welt gewinnen würde, machte er sich an den Bau seiner „unsichtbaren Loge“ und vollendete denselben in der kurzen Zeit von elf Monaten, vom März 1791 bis Februar 1792. Indessen war mit dem Buch nicht auch gleich ein Verleger geboren und die alte Sorge stand unverrückt neben dem Schreibtisch des Dichters. Da dachte Richter an Moritz in Berlin, aus dessen „Anton Reisser“ ihn eine verwandte Seele angesprochen; und nachdem er noch unter den Rathschlägen seines Freundes Otto seinen Roman überarbeitet, sandte er ihn in der Hoffnung, auf diesem Wege einen Verleger zu finden, am 7. Juni 1792 an Moritz mit folgenden Zeilen:

„Ich wollte, Sie hätten diese Seite schon hinuntergelesen, damit ich nicht erröthete über Ihr Erstaunen beim Anblick des Volumens. Das schwarze Wachstuch umwickelt, wie das Leben, eines Menschen Charakter, Freude, Schmerz, einen halbabgebrochnen Plan, kurz einen Roman; ich hätte beinah geschrieben einen Menschen. „Warum schickst du, muß ich mich fragen, einen deutschen Roman — da diese durch generatio aequivoca erzeugte Gattung von literarischen Leseleichen einen Mann von Geschmack anekelt — einem Manne, den du so liebst, der dich so oft traurig gemacht, wenn er dir zeigte, was das Leben ist und der Mensch, der sich darin zerblättert; was der

dünne spitze Augenblick ist, auf dem wir stehen, und wie zwischen unserm kurzen Schlafe und Traum ein Erdball, und zwischen den länger Schlafenden und Träumenden ein wenig Erde liegt." Man wird traurig, wenn man ein Buch endigt, weil man an alles denkt, was man noch endigen werde — ich bin jetzt nicht heiter genug, um deutlich zu sein.

Da ich Ihnen das Buch schicke, so würde ich die Meinung vergeblich zu verhehlen trachten, die ich von diesem habe und die mir nicht erlaubt, es wie einen amputierten Louisd'or auf der Buchhändlerbörse circulieren zu lassen und es dem gefühllosen Tasten von geistigen Sklavenhändlern anzubieten, die ich nicht kenne. Es ist mir süß, wenn ich weiß, ich schicke es zu einem Herzen, das — seine Superiorität abgerechnet — dem ähnlich ist, unter dem jenes getragen und genährt worden. Fänden Sie es nach dem Lesen desselben werth, von den Wenigen gelesen zu werden, die Ihnen ähnlich sind, so bitte ich Sie, ihm durch Ihr Urtheil oder durch einige Blätter, oder durch das Ganze eine merkantilische Hand zuzuwenden, die es aus der geschriebenen Welt in die gedruckte führe.

Um Ihnen das Lesen des Ganzen zu ersparen oder zu erleichtern, wollt' ich Ihnen ein Inventarium der erträglichsten Stellen schicken; aber diese würden nichts taugen, wenn sie isoliert etwas taugten, und im Roman kann wie im Himmel nicht ein Luftsegment, sondern die Lufthalbkugel die Täuschung des blauen Himmels geben.

Ich schrieb bisher nur Schriften, die einem Publicum nicht gefallen können, dem Kranz gefiel und das eben so viel Geschmack als Gelehrsamkeit besitzt und das nicht einmal die Mythologie (ausgenommen seit einigen Jahren) versteht, die

jede Pariser Dame so gut auswendig kann, wie die irdische Mythologie, den Almanac royal.

Da ich nicht weiß, ob Sie oder das Schicksal mir die Erlaubniß an Sie zu schreiben, die ich mir mit zu vieler Zudringlichkeit genommen, jemals wieder geben werden, so trenn' ich mich von Ihnen, geliebter Freund, dessen Gange der Ideen ich soviel verdanke, wie seinen Ideen, und dessen Geschichte soviel, wie sein Denken lehrt, — mit allen den Wünschen, die in einem Leben, das eine Fortschreitung in halben Tönen ist, die einzige erleichternde Sprache des so oft hintergangenen liebenden Herzens sind. Die Wolke des Lebens ziehe langsam und schimmernd und mit sanften Thränen über Ihr Haupt und entblöße spät den Himmel, der auf der zweiten Welt liegt, die so weit im Hintergrunde ist und kaum die Parallaxe einer Terzie hat.

Indem Sie auf dem steinigenden und blitzenden Aetna des Lebens stehen, sei es Ihr Trost und meiner auch, daß wir darauf die Sonne schöner kommen sehen.

J. P. F. R."

Nach soviel vergeblichen Versuchen war die Hoffnung Richters auf den Erfolg dieser Sendung nicht sehr groß. Um so größer war die Ueberraschung, als er als Antwort folgende zwei Briefe erhielt:

„Berlin den 16. Juni 1792. Mit der nächsten Post schreibe ich Ihnen! Lassen Sie mich aber, mein Theuerster, Ihnen noch heute aus der ganzen Fülle der Empfindung sagen, daß was ich in Ihrem Werke gelesen habe, mich entzückt hat! Der Ihrige Moritz."

„Berlin den 19. Juni 1792. Und wenn Sie am Ende der Erde wären, und müßt' ich hundert Stürme aushalten,

um zu Ihnen zu kommen, so flieg' ich in Ihre Arme! Wo wohnen Sie? Wie heißen Sie? Wer sind Sie? Ihr Werk ist ein Juwel; es haftet mir, bis sein Urheber sich mir näher offenbart! Der Ihrige Moritz."

Ausführlicher schildert der Bruder von Moritz in einem Briefe an Richter den Eindruck, welchen das Manuscript hervorgebracht: „Bei seiner natürlichen Bereitwilligkeit, jedem zu dienen, wurde er zu oft gemißbraucht, als daß sein Eifer nicht zuweilen hätte erkalten sollen, besonders wenn grade ihn selbst etwas Wichtiges interessierte, welches der Fall war, als Ihr Manuscript der Mumien ankam. (Er war eben im Begriff, um seine Braut zu werben.) Das Gesicht, welches er machte, als er Ihren Brief erbrechen sollte, läßt sich nur sehen, nicht beschreiben. Doch denken Sie sich ein recht großes, breites, ins Schwärzliche fallendes, auf dem sich auch die kleinste Gemüthsbewegung mit den deutlichsten Zügen darstellt, denken Sie sich dieses Gesicht in die verdrießlichsten Falten gezogen und dabei ein Aeh!! so gedehnt wie möglich, so haben Sie eine ungefähre Vorstellung davon. Mein jüngster Bruder mußte den Brief erbrechen und konnte ihn erst nach einigen Tagen dazu bringen, daß er ihn las; worauf er aber auch in der größten Eile das Manuscript von der Post zu holen befahl. Bei den ersten Zeilen Ihres Briefes stellte sein Auge schon die größte Aufmerksamkeit der Seele dar, und am Ende desselben war auch im ganzem Gesicht fast nicht eine Falte mehr zu sehen. Nun verzog es sich wieder etwas, weil der Bote mit dem Manuscripte nicht schnell genug kam. „Das ist sonderbar, sagte er, das ist kein unbekannter Gelehrter; das ist Göthe, Herder, Wieland, irgend ein solcher, der mich nur durch eine fremde Hand in Versuchung führen will. — Aber

nein! fuhr er fort, als er einige Blätter des Manuscripts gelesen hatte, das begreife ich nicht, das ist noch über Göthe! Das ist ganz was Neues!" Seine darüber verwunderten Brüder wollten nun gleich etwas davon lesen; aber: „Nicht also, gab er ihnen zur Antwort, das ist etwas auf den ersten Pfingsttag." Und nach Verlauf von zwei langen Tagen las er ihnen dann auf einem kleinen Observatorio, das er sich über seiner Wohnung hatte errichten lassen, zur Feier des Festes die Auferstehungszene Gustavs vor. Auch war dieß das erste, was er seiner Braut vorlas. Sie hätten ihn überhaupt sollen lesen hören. Aber wie er dieß las, so las er nie."

Hiermit war ein Wendepunkt in den äußern Verhältnissen Richters eingetreten. Je kälter aber die Aufnahme gewesen, welche er bis dahin in der Welt gefunden, um so wärmer, ja überschwänglicher war nun sein Dank gegen das erste Zeichen der Liebe. Er schüttete sein ganzes Herz vor Moritz aus, er rollte ihm das Bild seines Lebens auf und meinte auf der Stelle zu ihm fliegen zu müssen. Nun schickte er auch noch das „Leben des vergnügten Wuz" nach Berlin, daß es der unsichtbaren Loge beigefügt werde; und als hierauf Moritz schrieb: „Der Wuz Geschichte verfaßt hat, ist nicht sterblich! — Wir werden und müssen uns bald sehen. Ihnen sind hier mehr Herzen eröffnet, als Sie wissen und glauben," und als zu den Worten der Liebe auch die Thaten kamen und Richter für seine Arbeit den ersten bedeutenden Ehrensold durch Moritz erhielt, und er eine Rolle von hundert Ducaten in den Schooß der erstaunten armen Mutter legen konnte, da gab es schwerlich einen glücklicheren Menschen auf der Erde, und gewiß keinen für sein Glück dankbarern.

Der Verleger der unsichtbaren Loge war Matzdorff in

Berlin, der Schwager von Moritz; der Druck war Anfang 1793 beendigt und Richter erhielt sein Buch an seinem Namenstag (5 März) und mit ihm jene heilige, beseligende Autorfreude, die er später wiederholentlich mit glänzenden Farben geschildert und deren Quelle dem Leser der „sieben letzten Worte" am Schluß der unsichtbaren Loge wohlbekannt ist, von denen er selbst geschrieben, daß er wohl selten wieder eine Stunde haben werde, wo sein Herz so hoch schlüge, wo ihm fast alle Sinne so vergingen, wie in der Geburtstunde jener sieben Worte.

Die grönländischen Prozesse waren anonym erschienen, die Teufelspapiere unter dem Namen Hasus. Mit der unsichtbaren Loge trat Richter als Jean Paul auf. Ueber die Wahl oder vielmehr Französierung seines Namens (denn er wollte denselben ganz, nicht nur, wie es üblich, zur Hälfte französisch ausgesprochen wissen) hat er nirgend einen bestimmten Aufschluß gegeben. Unzweifelhaft aber ist es, daß sie mit dem Antheil an seiner Bildung in Verbindung steht, welchen er der französischen Literatur verdankte, wenn auch ebenso gewiß der komische Klang der beiden einsylbigen Namen einen großen Reiz für ihn gehabt haben mag.

IV.

Ende des Schulmeisteramtes. Aufgang des Glücks. Weimar. Abschied von Hof.

1794 — 1797.

Am Tage der Herbstäquinoktien 1792 hatte Jean Paul sein zweites größeres Werk, den Hesperus, angefangen; dabei aber das Amt eines Hauslehrers in der angegebenen Weise fortgesetzt, bis im Frühjahr 1794 seine ältesten Zöglinge auf das Gymnasium nach Baireuth kamen und er nach Hof und in das enge Stübchen zu seiner Mutter zurückkehrte. Das Leben dieser guten Frau, die in einer ärmlichen Wohnung mit Garnspinnen einen kärglichen Unterhalt gewann, froher und beschwerdefreier zu machen, war seine erste Sorge. Allein diese Sorge war nur eine Welle in dem Strom der Liebe, die durch seine Seele zog. Recht als fühlte er die Nähe der größeren und glänzenderen Lebensverhältnisse, in die er bald eintreten sollte, und welche schwachglimmende Feuer der Liebe so oft auslöschen, fachte er gerade jetzt die Gluth seines Herzens zu immer hellern Flammen an. Alles was ihm groß in der Natur, gut im Menschen erschien, hielt er sich unablässig vor; ja es war nichts so klein und unscheinbar, daß Liebe nnd Phantasie nicht Leben und Werth darin auffanden. Die Leidenschaft des Zorns, die noch häufigere gesellige Empfindlichkeit schlug er durch Ueberlegung oder durch Scherz in sich zu Boden; gegen Unwahrheit waffnete er sich durch eine gradezu ängstliche Wahrhaftigkeit; immer malte er sich die Kürze des Lebens und die Menge der Schmerzen in demselben aus, um

im Wohlthun die innigste Lust zu finden und vor dem Gedanken, einem Nebenmenschen weh zu thun, scheu zurückzutreten. Durch diese ausdauernd fortgesetzte Arbeit der Selbstveredelung schuf er sich aber nicht allein einen festen Halt im Leben, sondern vor allem ein moralisches Gegengewicht gegen die treibende Kraft der Phantasie, welche so oft das Herz des Schriftstellers überwuchert, und er wurde — was allen seinen Schriften den unwiderstehlichen Zauber der Ueberzeugung gibt — in der That der lebendige Ausdruck seiner Ideale.

Unter den vielen Blättern jener Zeit, die sich erhalten haben und auf denen in immer wechselnden Weisen Liebe und Wahrheit aus seiner Seele sprechen, ist indeß keines so merkwürdig, als das Blatt vom 15. November 1790, auf welchem die Phantasie einen wirklich visionairen Charakter angenommen. In seinem Tagebuche steht:

„15. Nov. Wichtigster Abend meines Lebens; denn ich empfand den Gedanken des Todes. Ich wünsche jedem Menschen einen 15. November. Das Kind begreift keinen; jede Minute seines spielenden Lebens steht glänzend und blendend vor ihm und stellt sich vor sein kleines Grab. Aber an jenem Abend drängte ich mich vor mein künftiges Sterbebette durch dreißig Jahre hindurch, sah mich mit der hängenden Todtenhand, mit dem eingestürzten Krankengesicht, mit dem Marmorauge, ich hörte meine kämpfenden Phantasien in der letzten Nacht; — du kömmst ja, du letzte Traumnacht! Und da das so gewiß ist, und da ein verflossener Tag und dreißig verflossene Jahre eins sind, so nehm' ich jetzt von der Erde und von ihrem Himmel Abschied, meinen Plänen und Wünschen fallen die Flügel aus; mein Herz mag noch so lange, als es nicht tiefer unter fremden Füßen liegt, am freundschaftlichen Busen

schlagen; meine Sinne mögen noch, ehe sie sechs Bretter einsperren, die herumflatternde Freude haschen, beim kurzen Schritte von der Wiege ins Grab — Aber ich achte alles nimmer, und euch, meine Mitbrüder, will ich mehr lieben, euch mehr Freude machen! Ach! wie sollt' ich euch in euern zwei Decembertagen voll Leben quälen, ihr erbleichenden Bilder voll Erdfarben, ein zitternder Wiederschein des Lebens? — Ich vergesse den 15. November nie!"

Am 15. November 1825 standen trauernd die Seinen um den theuern — Todten.

Mit der unsichtbaren Loge hatte Jean Paul seine eigentliche Dichterbahn betreten. Denn wenn er auch weder dem Scherze, noch selbst dem Spotte Lebewohl sagen mochte, das wußte er doch, daß er nie ein Buch voll lauter Satiren, wie die Teufelspapiere oder Grönländischen Prozesse, nicht mehr schreiben würde. Dagegen stiegen in seiner Seele eine Menge neuer Pläne auf und für jeden ward etwas gethan. Der Hesperus, am 21. Sept. 1792 begonnen, ward am 21 Juni 1794 beendet; Siebenkäs inzwischen angefangen und auch schon zum Titan der Grund gelegt. Quintus Fixlein mit seinen rührenden und scherzenden Beigaben wurde in dieser Zeit geschrieben, und schon nach einem Jahre neuaufgelegt mit der unvergleichlichen Geschichte seiner Vorrede nebst der Vernichtung; und zu gleicher Zeit erschienen die biographischen Belustigungen. Aber mitten in diesem Dichterfrühling dauerte die Winter-Kälte des äußeren Lebens fort. Nach dem Goldregen der Unsichtbaren Loge trat wiederum Dürre ein, und auf Moritz' Sturm der Begeisterung — Windstille. Moritz selber war gestorben; der Schwager Matzdorff betrachtete das angeknüpfte Verhältniß mit dem weltfremden

jungen Mann aus dem Comptoirfenster, und zahlte für den Hesperus zweihundert preußische Thaler. Es war ein leidliches Geschäft, nur nicht für den Verfasser, der nun, nach Hof zurückgekehrt und von der Sorge ums Leben gedrängt, das beschwerliche Schulmeisteramt von neuem und unter weit weniger günstigen Verhältnissen zu einer Nahrungsquelle für sich und seine Mutter machen mußte. Man hat sich oft über die grellen Contraste in der Schreibart Jean Pauls beschwert und sie für unerklärlich bezeichnet; vielleicht versteht man sie besser, wenn man daran denkt, daß der Dichter vom „Tode Emanuels," oder von der „Rede des todten Christus" zu einem Jungen gehen mußte, um ihm das Buchstabieren und Einmaleins in den widerspenstigen Kopf zu bringen, oder daneben für die Höfer geselligen Bedürfnisse ein Paar Mädchen aufzuputzen, für welche er sich mehr in den Propyläen als bei den Mysterien der Bildung aufzuhalten hatte, da die jungen Damen von gewaschnen Händen, beschnittenen Fingernägeln, Reinlichkeit der Kleidung so wenig eine klare Vorstellung gehabt zu haben scheinen, als von der Pflicht der Verträglichkeit oder des Fleißes. Für solche Gegensätze bedurfte es einer starken Seele, und jener wunderbaren Gabe, an jeder Stelle — und wär's ein nackter Fels — einen Blumengarten anzulegen, oder einen Schacht auf edle Metalle. Außerdem, daß er sich die Aufgabe stellte, Lob und Tadel in den mannichfachsten Wendungen in ein „Noth- und Hülfsbüchlein" seiner Zöglinge einzutragen, und damit oft einen Verdruß in eine Art Lust umzuwandeln, machte er unter diesen Kindern (wie vorher in Schwarzenbach) weitere Studien zu seinem unsterblichen Werk über die Erziehung.

Ungeachtet dieser und so mancher andern Beschwerden war

der (meteorologisch) schöne Sommer von 1794 für Jean Paul einer der schönsten. Der Hesperus vollendet; Otto, das Orakel und Gottesgericht seiner Zukunft und seines Werthes, zwar immer warm bisher, aber nie glühend, plötzlich (bei dem Hesperus) in aufflammender Begeisterung für den allen Großen der Dichtkunst ebenbürtigen Freund; neue Entwürfe im Kopfe und alle Schleusen des Dichterstroms geöffnet; dazu Reisen, und zwar bedeutende, in die große Welt: von Hof nach Baireuth, wo er zum ersten Male die Autorfreude erlebte, von ganz fremden Menschen, sogar von einer Fürstin*) gekannt zu sein, blos durch sein Buch; neue, angenehme Bekanntschaften; und über alles ein neuer Freund.

Dieß war Emanuel, ein jüdischer Geschäftsmann, der sich aus ziemlich untergeordneten Verhältnissen zu nicht unbeträchtlichem Wohlstand emporgearbeitet, ein Mann von hoher Schönheit und würdevollem, einnehmendem Wesen, und wenn auch nicht wissenschaftlich gebildet, doch ausgestattet mit einer glücklichen Gabe der Auffassung, Frische und Tiefe der Empfindung, frei und hoch im Denken und unerschöpflich in sinnigen Bemerkungen und eigenthümlichen Beobachtungen. Diese Eigenschaften, auf denen überdieß der seiner Nation eigenthümliche Glanz des Orientalismus lag, zogen ihm vornehmlich die Verehrung gefühlvoller und geistreicher Frauen zu. Aber auch Männer von Bedeutung legten einen hohen Werth auf seinen Umgang und seine Freundschaft, wie denn namentlich Herder in vertrautem Verhältniß zu ihm stand, Thieriot einen Briefwechsel mit ihm unterhielt, der eine wahre Fundgrube für Witz und Vergnügen auch für fremde Leser sein würde.

*) Die Fürstin Lichnowsky, welche sich in Baireuth aufhielt, wo Hofrath Schäfer die Erziehung ihres Sohnes leitete.

Jean Paul hatte ihn zuerst aus Briefen an eine Höfer Freundin, sodann bei seinem ersten Besuch in Baireuth persönlich kennen gelernt, und wie kurz auch das Zusammensein gewesen, er wußte es, daß er einen ewigen Freund in ihm gefunden hatte. In dieser Empfindung schrieb er an ihn (im October 1794): „Es thut meiner ganzen Seele wohl, daß Sie mich lesen. Ich und Sie gehören zusammen; unsre Bekanntschaft ist kurz, aber unsre Verwandtschaft ist ewig. Meine Seele ist nicht der Wiederhall der Ihrigen, sondern Echo und Klang fließen zusammen, wenn sie nahe an einander sind, in der Physik und in der Freundschaft. Ach, in diesem zerstäubenden Leben, in dieser finstern Baumannshöhle von Welt, wo Blut, wie Tropfstein, zu unsern Gestalten zusammentropft und wo diese Gestalten so kurz blinken und so bald schmelzen, in diesem schillernden Dunst um uns, gibt es ja nichts Stehendes und Fortglühendes und nichts was uns Gefühle der Unvergänglichkeit reicht, als ein Herz das geliebt wird, und eines das liebt. Und doch brauchen diese zerfließenden Schatten ein Dezennium, um einen Bund zu schließen, und nur eine Minute, um ihn zu trennen. — Ich und Sie haben das Dezennium nicht gebraucht. — Der Frühling, der uns soviel Blüthen wiedergibt, wird mir auch Baireuth und seine geliebten Menschen wiederschenken, die jetzt, wie er, sich von mir trennen. Lassen Sie uns wenigstens auf dem Papier öfter die Hände reichen, doch so, daß wir Briefe nicht wie Visiten nicht gegen einander berechnen, daß keiner schweige, wenn der Andere schweigt &c."

Der Briefwechsel, der sich von da an entspann, führte beide in immer wachsender Liebe näher zusammen. Unvermerkt war Emanuel der dritte im Bunde, welchen Jean Paul mit

seinem Otto für das Leben geschlossen. Emanuel umfaßte vornehmlich alles rein Menschliche im Freunde mit unaussprechlicher Liebe, das unermüdete Arbeiten am Salomonischen Tempelbau im Innersten der Seele und die Reinheit und Gluth seiner Empfindung und gewann dafür Jean Pauls Herz, das ihm durchs ganze Leben blieb und endlich noch am letzten Tage an dem seinigen mit den letzten schweren Schlägen ausschlug. Man hat vielfach die Meinung gehegt, Jean Paul habe diesem seinem Freunde in dem Emanuel des Hesperus ein Denkmal gesetzt; ohne zu bedenken, daß dem Zartgefühl des Dichters, der selbst um geliebte Todte, wenn er im Feuer der Begeisterung ihre Seele anrief, den verhüllenden Schleier legte, eine so plumpe Vergötterung eines lebenden Freundes unmöglich sein mußte. Wahr ist, daß viele Züge des Hesperus-Emanuels mit denen des wirklichen übereinstimmen; aber auch selbst diese sind nicht von ihm genommen, da der Hesperus geschrieben war, ehe Jean Paul die Bekanntschaft Emanuels gemacht.

Außer Otto hatte Jean Paul im kleinen engen Hof weder Liebe noch Verständniß, mithin auch keine Anerkennung gefunden. Die Leichtigkeit, mit welcher er sich in Baireuth überall einführte, die große Theilnahme, die man (und zwar, was er in Hof nicht erlebt hatte, unaufgefordert) seinen Schriften und ihrem Verfasser bewies, so daß er sich „wie ein Haifisch hätte umzeigen lassen können;" ein Verleger für seinen Quintus Fixlein und endlich die überaus reizende Gegend, die aus Baireuth ein „Maienthal" für ihn machte, bestimmte ihn, die Reisen dahin mehre Sommer nach einander zu wiederholen.

Die angenehmen Eindrücke des ersten Besuchs wiederhol-

ten und vermehrten sich und haben gewiß nicht wenig zu dem in spätern Jahren gefaßten Entschluß beigetragen, die freundliche Stadt zum bleibenden Wohnort zu erwählen.

Die Wolken, welche das Leben Jean Pauls überschattet hatten, traten mehr und mehr zurück, und wie es Licht um ihn ward, ward er weiter und weiter sichtbar. Schon flog sein Name durch Deutschland. Der Hesperus war wie der Verkünder eines neuen Morgens am Himmel der deutschen Literatur begrüßt worden und hatte wie ein Feuer gezündet. Die Forderung Herders an einen neuen Dichter (in den Briefen zur Beförderung der Humanität), zuerst und vor allem ein Wort des Herzens zum Herzen, einen Laut der allgemeinen Stimme, des Wunsches und Strebens der Nationen, den Hauch und Nachklang des mächtigen Zeitgeistes zu geben, schien Jean Paul erfüllt zu haben. Die Wahrheit der Darstellung, auf neue überraschende Weise gewürzt durch die stete Gegenwart des Verfassers, führte unmittelbar zum Glauben an ihn und zu ihm selbst; nur wer sie gelöst, konnte die höchsten Aufgaben des Lebens so klar erhebend hinstellen; nur wer im Besitz unverwüstlicher Seelenheiterkeit war, konnte so leicht und frei und hoch sich über das Leben hinbewegen; den Druck der Liebe, den er Allen gab, fühlte Jeder im eignen Herzen, und es war das natürlichste Gefühl von Dankbarkeit, Bewunderung und Gegenliebe, welches so viele seiner Leser bestimmte, sich ihm persönlich zu nähern.

Unter den Männern von Bedeutung, die dahin zu rechnen sind, muß hier zunächst Friedrich von Oertel genannt werden. Er hatte früher in Rußland gelebt und dort ein Buch „vom Adel“ gegen Kotzebue geschrieben. In Leipzig, wo er um die angegebene Zeit sich aufhielt, erschien von ihm ein

Buch „von der Humanität," dessen Herder rühmend gedenkt. Ueber Jean Pauls Schriften hatte er sich in einem Brief an einen Freund u. A. geäußert: „J. Paul ist ein Prophet, ein Apostel, und ich bin dem schon gram, der ihn auch nur kunstmäßig loben will. Les't! um Gottes Willen les't! das sollte seine einzige Recension sein!" — Mit diesem Manne trat Jean Paul rasch in ein inniges Freundschaftverhältniß, das sich auch auf seinen Bruder und seine Schwester, die nachmalige Fürstin Karolath in Schlesien, ausdehnte und zu einem sehr belebten brieflichen Verkehr führte.

Ein andrer Verehrer trat mit seiner Liebe und Güte verhüllt vor den Dichter. Jean Paul erhielt nehmlich durch die Post mit beigeschlossenen funfzig Thalern folgenden Brief:

„Sie sollen arm sein, lieber Herr Richter! Sie? der Millionair an Verstande? Weil diese Millionairs gewöhnlich arm sind, und dieses auch recht gut ist — denn die andern schreiben keine Bücher — so glaub' ich's, und weil Ihre Bücher mir Vergnügen machen, sehr viel Vergnügen, nichts als Vergnügen, so halt' ich für meine Schuldigkeit, Ihnen, lieber Herr Richter, auch ein kleines Vergnügen dadurch zu machen, daß Sie sehen, daß Ihre Leser dankbar sind, alle dankbar sind; die meisten können's aber nicht beweisen, und das ist auch recht gut; Sie, lieber Herr Richter, würden sonst reich, und schrieben keine Bücher mehr. — Grüßen Sie, lieber Herr Richter, Ihren Christian und Ihre Klotilde vom Dankbaren und seien Sie so großmüthig, als er dankbar ist. Ihr ergebenster Diener.

Scheerau, den 23. Mai 1796. Septimus Fixlein."

Der Septimus blieb lange Jahre unbekannt, bis einmal ein glücklicher Zufall „den ästhetischen Jubelsenior, dessen Tri-

umphwagen nicht blos das Musenpferd, sondern auch die weißen geheiligten Rosse der biedern Germanen ziehen," nehmlich den alten Gleim in Halberstadt als solchen verrieth.

Keine Stelle übrigens konnte zu jener Zeit die Augen eines jungen Dichters mehr auf sich ziehen, als die, von wo das Viergestirn der deutschen Literatur, Göthe, Schiller, Herder und Wieland, seine Strahlen sendete: Weimar. Und auch von dort erhielt Jean Paul die erfreuendsten Beweise der Anerkennung, „einen unverwelklichen Kranz, welchen Beifall und Achtung von Wieland und Herder ihm wand;" die Nachricht, daß er Knebel, Einsiedel u. A. zu seinen warmen Freunden rechnen dürfe, und die dringende Bitte, persönlich zu erscheinen.

„O lassen Sie mich (schrieb ihm Frau v. Kalb, die geistathmende und großherzige Freundin Schillers, Herders und fast aller großen Zeitgenossen), lassen Sie mich Ihnen von Ihren Freunden sagen, oder von Ihnen. Sie sind der Geist unserer Verbindung. Reich sind wir Alle durch die Achtung, Bewunderung und Hoffnung, die Ihre Schriften erregen; an ähnlicher Anerkennung Ihres Werths erkennen wir, die unsere Freunde sind oder werden können. Keines als ich weiß, daß wir Sie hier erwarten dürfen; doch ist es fast das Zeichen unsers Grußes: Ist Richter noch nicht hier? — Sie sind ein tiefer Forscher, ein ferner Seher in Zeit und Zukunft: ein Phänomen in dieser Zeit, die Ihrer bedarf. Krieg und Kampf ist überall, oder ödes kaltes Nichts, schale Form, kein Inhalt: in Ihnen erscheint uns aber ein Geist, — Herz und Seele — der Tausende, die schlafen, aus ihrem Todesschlummer retten könnte. Unsere Erwartungen sind nicht zu kühn . . . . und

doch vergeſſ' ich leider immer über dem ſchönen Genius, der Sie begleitet, den mächtigen, durch den Sie herrſchen."

Auf dieſen Brief reiſte Jean Paul nach Weimar.

Die Umſtände, unter denen Jean Paul Weimar ſah, waren viel zu außerordentlich, als daß dieſe Reiſe nicht einen entſchiedenen Abſchnitt in ſeinem Leben hätten machen müſſen. Sie ward nach ſeinem eignen Wort die „Bergſtraße in ſeiner Lebenslaufbahn, die eine neue Welt in ihm anfing." Aus dem Dunkel ſeiner bisherigen Verhältniſſe, in welche die wohlwollende Theilnahme einiger wenigen wenig oder nicht bekannten Menſchen nur eben die erſten Lichtſtrahlen des Entzückens geſendet, trat er plötzlich in den Feuerſchein eines Ruhmes, wie er ihn nie geahnet, und ſah ſich da, wo nur größtes Verdienſt Geltung haben konnte, mit Lob und Liebe völlig überſchüttet. Ueberwältigend war der Eindruck des Glücks, aber — nicht für ſein Herz: Er blieb, wie er verheißen, nicht ein beſcheidener, ſondern ein demüthiger Mann.

Am 11. Juni 1796 war Jean Paul in Weimar angekommen. Durch Frau v. Kalb, die er zuerſt beſuchte, war er überall angemeldet. Alle wollten den wunderbaren Menſchen ſehen; alle Herzen ſchlugen ihm entgegen; die Herzogin Amalia hatte an allen Thoren Auftrag gegeben, ſeine Ankunft ihr ſogleich zu melden, und lud ihn alsbald zu ſich und beglückte ihn mit den Zeichen der wärmſten Theilnahme und Bewunderung. Ein H. v. Oertel, Bruder des Leipziger Freundes, nahm ihn ohne Weiteres als Gaſt in ſein Haus und bot alles auf, ihm ſeine Liebe zu beweiſen. Kurz die Bewegung war allgemein und gewaltig, und unberührt blieb keine Stelle am deutſchen Parnaß, als allein ſein in die ewige Ruhe der Eisregion ragender Doppelgipfel: Göthe und Schiller.

Jean Pauls Aeußeres diente nicht grade zu seiner Empfehlung. Gegen die allgemeine Sitte trug er entblößten Hals und frei flatterndes Haar; stark und markig von Körperbau war er doch damals mager und von gelblich bleicher Gesichtsfarbe. Nur das Auge trug allen Zauber einer höhern, sich in ihm offenbarenden Welt. Er sprach, wie er schrieb, blühend und bestimmt; sein Organ war wohlklingend und volltönend, aber weich, und erhielt durch die voigtländische Mundart den besondern Reiz des Fremdartigen. Zu diesem Allen nun die Unschuld seines Wesens, die Wahrhaftigkeit und Innigkeit seiner Empfindung, der unerschütterliche Glaube an die Menschheit — dieß alles mußte an einem Orte, wo man über „geschminkten Egoismus und ungeschminkten Unglauben“ vielfach klagte, freilich erquicken, wie Bergluft.

Der größte Augenblick des ersten Tages war für Jean Paul das Zusammentreffen mit Herder. Auf dem Wege zu Knebel, wohin Frau v. Kalb ihn geleitet, war ihnen Einsiedel begegnet. Beide Männer hatten ihn wie einen alten Freund begrüßt. Es war im Park. Auf einmal sagt Knebel: „Wie sich das alles himmlisch fügt! Dort kommt Herder und seine Frau mit den zwei Kindern! — Und wir gingen ihm entgegen, schreibt Jean Paul an Otto, und unter dem freien Himmel lag ich endlich an seinem Mund und an seiner Brust, und ich konnte vor erstickender Freude kaum sprechen und nur weinen, und Herder konnte mich nicht satt umarmen.“

Schon der erste Abend machte beide Männer, wie verschieden sie auch an Jahren, zu ewigen Freunden. „Mit Richter, schrieb Herder an Jacobi, hat mir der Himmel einen Schatz geschenkt, den ich weder verdient, noch selbst erwartet habe. Jedes neue Zusammensein mit ihm eröffnet mir eine neue

größre Kiste, voll von alledem, was die heiligen drei Könige brachten. In ihm wohnen sie alle drei und der Stern geht immer über seinem Haupte. . . . Ich kann von ihm nichts sagen, als er ist ganz Herz und Geist; ein feinklingender Ton auf der großen Goldharfe der Menschheit, auf der es soviel zersprungene Saiten und verstimmte Töne gibt wie — ich z. B. Aber, sagt der Apostel Paulus, mir ist Barmherzigkeit widerfahren." Und gegen seine Frau äußerte Herder: „Richter steht auf einer hohen Stufe. Ich gebe alle künstlich metrische Form hin gegen seine Tugend, seine lebendige Welt, sein fühlendes Herz, seinen immer schaffenden Genius. Er bringt wieder neues frisches Leben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst."

Wieland war leider nicht anwesend in Weimar, und Jean Paul sandte ihm einen schriftlichen Gruß nach den Alpen, wo er sich grade aufhielt. Wieland schrieb darauf an Böttiger: „Sagen Sie unserm Freund Jean Paul, daß mir sein schriftlicher Besuch eine der schönsten Stunden meines Lebens gemacht hat, daß er in meinem Herzen unmittelbar seinen Platz über dem Freund Jean Jacques eingenommen hat, und daß ich noch nicht kalt genug bin, ihm, was ich von ihm denke, und was ich für ihn fühle, mit Worten auszudrücken. Ich freue mich unsäglich, diesen Winter einige Zeit seines persönlichen Umgangs zu genießen, und hoffe zuversichtlich, der Dämon, der mich versichert, wir würden beide uns gut dabei befinden, sei keiner von den Lügengeistern, die der Adoni Elohim der Juden in seinem Hofdienst hatte, und zuweilen wenn er ihre Könige und Propheten aufs Eis führen wollte, zu employieren kein Bedenken trug." Und später:

„Geben Sie mir eine neue Sprache, so will ich unter allen Briefschulden diese am liebsten tilgen. Bei manchem Versuche war mir jeder Ausdruck zu arm und kahl."

Sehr anders gestaltete sich das Verhältniß zu Schiller und Göthe, von denen der erste in Jena lebte. Sie hatten sich bereits, bevor sie Richter gesehen, in Briefen ungünstig, ja herb über ihn ausgesprochen; und höchstens hatte Schiller den „lustigen Patron" ergötzlich gefunden. Freilich wirkte die unmittelbare Erscheinung des außerordentlichen Menschen auch auf sie wenigstens so weit erwärmend, daß Göthe erklärte, durch seine „Wahrheitsliebe und den Wunsch, etwas in sich aufzunehmen, für ihn eingenommen zu sein;" und daß Schiller ihn nicht nur einlud, Mitarbeiter bei den „Horen" zu werden, sondern sogar seine feste Uebersiedelung nach Jena betreiben wollte.

Für Jean Paul übrigens, wie leicht und unbefangen er sich vor Fremden und Fernstehenden bewegte, hatte der Gang zu Schiller und Göthe, vornehmlich zu letzterm, besondere Schwierigkeiten. Er hatte ihm, und zwar als ein Zeichen der wahrsten innigsten Verehrung, vor Jahren die „unsichtbare Loge" und später, obschon Brief und Buch ohne Erwiederung geblieben, den „Hesperus" gesendet. Auch hierauf hatte Göthe nicht geantwortet. Kein Wunder, daß Jean Paul ihm gegenüber befangen war. „Ich kam mit Scheu zu Göthe, schrieb er an Otto. Jeder malte ihn ganz kalt für alle Menschen und Sachen auf der Erde. Die Kalb sagte: er bewundert nichts mehr, nicht einmal sich; jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse. — Ich ging ohne Wärme. Sein Haus frappiert; es ist das einzige in Weimar im italienischen Geschmack mit solchen Treppen, ein Pantheon voll

Bilder und Statuen. — Eine Kühle der Angst presset die Brust. Endlich tritt der Gott her, kalt, einsylbig, ohne Accent. Sagt Knebel z. B. „die Franzosen ziehen in Rom ein!“ — „Hm!“ sagt der Gott. — Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht. Aber endlich schürte ihn nicht blos der Champagner, sondern die Gespräche über die Kunst, Publicum, sofort an, und — man war bei Göthe. Er spricht nicht so blühend und strömend, wie Herder, aber scharf, bestimmt und ruhig. Zuletzt las er uns — d. h. spielte er uns — ein ungedrucktes, herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, so daß er dem enthusiastischen Jean Paul die Hand drückte. Beim Abschied that er's wieder und hieß mich wiederkommen. — Er hält seine dichterische Laufbahn für beschlossen. — Sein Vorlesen ist nichts als ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisen Regengelispel. Es gibt nichts Aehnliches. — Beim Himmel! wir wollen uns doch lieben!“

Wenn nun auch diese Hoffnung nicht vollständig in Erfüllung ging, so ward ihm dafür an einer andern Stelle reiche Entschädigung, bei den Frauen, und er wurde bald inne, daß er ganz besonders zu dem weiblichen Herzen geredet und dessen feinste Bebungen erkannt hatte. Außer Herders Gattin, die mit inniger Freundschaft ihm ihr ganzes Leben hindurch zugethan blieb, war es vornehmlich die Frau v. Kalb, die in ein näheres Verhältniß zu ihm trat. Das Imposante ihrer äußern Erscheinung, der helle Blick aus großen dunklen Augen (die leider in spätern Jahren erblindeten), die Kraft und Klarheit ihrer Rede, die hohe und reine Gesinnung, wodurch sie sich sogleich als Herders Schülerin kund gab, dazu das Feuer der Empfindung, das ebensowohl verzehren als erwär-

men konnte, machte den ersten Eindruck zu einem gewaltigen und gab ihr den Namen, mit dem Jean Paul sie nachmals bezeichnete, — Titanide, deren „allmächtiges Herz und Felsen-Ich" ihm bei der Linda im Titan vorgeschwebt haben mag. Die Begeisterung, mit der sie Jean Pauls Dichtungen erfaßt, reichte bei all ihrer Gluth für den Dichter selbst, der Alles und unendlich mehr war, als er dargestellt, nicht mehr aus, und ihr entzündetes Gemüth schlug bald in hellen, aber reinsten Flammen auf. Wie ein Wesen höherer Art, ausgerüstet mit allen Gütern, welche lautre Herzen beglücken können, war ihr Jean Paul erschienen; alle Räthsel des Lebens waren ihr in ihm gelöst, alle Aufgaben erfüllt, und als wär' er eine jener idealischen Gestalten, die er vor ihr Auge gezaubert, oder der Inbegriff aller, so erfaßte sie ihn und hielt ihn; und wenn sonst die Phantasie geschäftig ist, den Zug des Herzens zu verklären und zu verdoppeln, so war hier umgekehrt das Herz der Phantasie gefolgt und liebte, weil diese verehrte, bewunderte, anbetete. Fast täglich war sie um ihn, sie machte ihn mit ihren Freunden bekannt, verschaffte Bücher und Zeitschriften, sann auf größte Freuden für ihn und sorgte mit gleicher Liebe für die kleinsten und zeigte sich ganz als die edle, hohe und begeisterte Freundin, die sie für alle Zeiten geblieben.

Die Herzogin Amalie, welche im Schlosse Tieffurth bei Weimar wohnte und immer einen erlesnen Kreis ausgezeichneter Menschen um sich versammelte, hatte den Gast vom Fichtelberge freundlichst aufgenommen und oft bei sich gesehen. Hier hatte sich in gegenseitiger Hochachtung ein schönes Verhältniß gebildet, das über die kurze Dauer des ersten Aufenthalts in Weimar sich fortspann und welchem die edle Fürstin selbst den Namen der Freundschaft gab. Für Jean Paul aber

waren die Besuche in Tieffurth von ganz besonderm Werth, indem er hier zum ersten Male an einen Hof kam und Verhältnisse in der Wirklichkeit sah, für deren Schilderungen er bis dahin allein an seine Phantasie und an Bücher gewiesen war.

Drei Wochen hatte Jean Paul in Weimar und Jena verlebt, und nichts erfahren als Freude und Liebe. Von einem Blüthengipfel in den andern hineingeschnellet, schwimmend in Strudeln der Lust, mit den Erfahrungen eines Menschenalters bereichert, war er ganz glücklich, ganz selig. Und doch schwamm in diesem seinen „Freudenbecher" ein bitterster Tropfen: „Was Jean Paul gewann, schreibt er an Otto, das verliert die Menschheit in seinen Augen! Ach! meine Ideale von größern Menschen! . . . Wahrlich, mein Otto, wenn diese Erde so lumpig und so unter allen meinen Erwartungen ist, daß ich eine erfülle und etwas bin, so kann mich über den Verlust der angebornen, gehofften, erschmachteten Ideale nichts trösten, als die Gewißheit, daß diese Leute mehr sind, als das was sie loben, weil sie für Natur halten — weil es ihre ist — was nur, wenigstens zur Hälfte, Mechanik und Fleiß geboren hat. Ach! man hat nur die Wahl der Scham, entweder über die menschliche Natur, oder über die eigne!"

Mit diesem Stachel im Herzen kehrte er nach Hof zurück.

Was man in der Jugend wünscht, heißt es, hat man im Alter die Fülle. Jean Paul hatte es sich von jeher ausnehmend schön gedacht, wenn recht viele Menschen, ja wenn die ganze Welt an ihn schreiben würde. Die nächstfolgende Zeit brachte ihm überreiche Erfüllung dieses Wunsches und bald war der Verfasser des Hesperus der Rathgeber von Sorgen-

den, der Tröster von Betrübten, die Zuflucht von hundert schönen Seelen im unglücklichen Bewußtsein. Zu den persönlichen neuen Bekanntschaften von Auszeichnung kam in dieser Zeit die nachmals durch religiöse Schwärmerei berühmt gewordene Julie v. Krüdener, geb. v. Vietinghoff, die bei ihrer Durchreise durch Hof Richtern aufsuchte und durch Geist, Schwung der Empfindung und eine blendende Schönheit den Dichter zu bezaubern wußte, so daß er wenigstens eine kurze Zeit den Gedanken, ihrer Einladung an den Genfersee zu folgen, für ausführbar hielt. Entschiedener war er bei einer andern Aufforderung, der nehmlich, nach den Rheingegenden zu kommen, um dort die Erziehung eines Prinzen und einer Prinzessin von Hohenlohe zu leiten. „Ich werde, antwortete Jean Paul auf dieß Anerbieten, auf meinem literarischen Spiel- und Marktplatz keine Kinder mehr erziehen, als meine; ich werde jetzt nach der Manumission des Schicksals in meiner innern Reichsunmittelbarkeit leben und sterben. Ich habe soviel zu schreiben, daß, wenn ich im achtzigsten Jahre vom Schreibtisch aufstehe oder vielmehr umfalle, ich mich ärgern werde, daß mir der Tod aus der Schreibstube des Lebens schon veniam exeundi gibt.“

In dieser Zeit schrieb Jean Paul den Jubelsenior (vom 21. Sept. 1796 bis 4. Jan. 1797); das Kampanerthal, vom Januar bis 10. Febr. 1797, und die Erklärung der Holzschnitte, bis zum 1. April d. J. Die zweite Auflage des Hesperus ward beendigt am 8. Juni 1797 und am 21. Juni der erste Band des Titan angefangen, aber Ende Oct. unterbrochen.

Obwohl Jean Paul schon seit länger, vornehmlich aber seit dem kurzen Aufenthalt in Weimar empfunden hatte, daß

er aus den Höfer Verhältnissen heraus müsse, so war doch weder über das Wann? noch das Wie? ein Plan in ihm gereift. Plötzlich griff das Schicksal mit einem tiefen Schmerz in sein Leben und gab die Entscheidung. Während er im Bad zu Eger seine durch anhaltendes Arbeiten angegriffene Gesundheit herstellte, schloß der Tod daheim die Augen seiner inniggeliebten Mutter und verschüttete ihm die gewohnten Pfade mit einem Grabe. Dazu kam, daß ihn die wissenschaftliche Ausbildung seines jüngern Bruders Samuel, eines sehr talentvollen Jünglings, deren Ueberwachung er sich zur Pflicht gemacht, nach einer Universitätstadt wies, und so erkor er Leipzig als Aufenthaltsort für die nächsten Jahre, und setzte die Abreise auf den herannahenden Herbst fest. Leicht wurde ihm der Abschied nicht von einem Ort, der ihm zur Vaterstadt geworden, von seinem Freunde Otto, für den er — das wußte er — nirgend einen Ersatz fand; von so vielen liebgewordenen Orten und Menschen, und sein Herz blutete, wie jedes dem er Lebewohl sagte. Statt vieler sei nur einer liebenswürdigsten Seele gedacht, der Frau Sophie von Brüning auf Hohenberg nahe bei Hof, die mit einer von der lieblichsten Anmuth und reinsten Unschuld getragenen Zuneigung Richtern beglückte, und in der Trennung von ihm Alles zu verlieren meinte, was ihr werth war.

Inzwischen hatte ihm das Schicksal eine Entschädigung für so viele Verluste bereitet. Emilie von Berlepsch, eine junge Frau von hohem Geist, hellem Verstand und ausgebreiteten Kenntnissen, ausgestattet mit einer imponierenden Schönheit, die durch den Ausdruck mannichfacher Leiden — sie war seit kurzem Wittwe — noch erhöht wurde, war um jene Zeit nach Hof gekommen, hatte Jean Paul aufgesucht, war dann

nach Eger ins Bad gereist, und hier hatte sich zwischen beiden ein glühend heißes Freundschaftbündniß gestaltet, wie es bei Emiliens vor geistiger Größe hell auflodernдem Herzen und bei seinem rasch entzündetem (obwohl dann nicht brennendem, sondern nur leuchtendem) Gemüth nicht anders sich fügen konnte. Sie gehörte zu jenen großartigen Frauen, die unbekümmert um die Welt und ihr Urtheil ihren eignen Weg gehen und fast scheint es, als habe das Schicksal Antheil haben wollen an der Schöpfung von Jean Pauls Titan, da es ihm grade jetzt solche das Maß des Gewöhnlichen überschreitende Gestalten, wie er sie dort zu schildern hatte, in der Wirklichkeit vorführte.

Emilie hatte länger in der Schweiz gelebt und den politischen Zuständen dieses Landes ihre schriftstellerischen Kräfte gewidmet *), zog sodann über Eger und Hof in die Nähe von Altenburg, von da nach Weimar und kam, als Jean Paul in Leipzig war, auch dahin; ging aber noch im selben Jahre nach den schottischen Hochlanden, und blieb mit Jean Paul in lebhaftem brieflichen Verkehr, bis sie nach ihrer Rückkunft in einer zweiten Ehe eine neue Richtung für Herz und Gedanken fand.

Jean Paul aber schrieb am 28. Oct. an seinen Christian Otto, von dem ein mündlicher Abschied ihm zu schwer geworden wäre: „Und so lasse mich ziehen von Deinem Herzen und von meinen Freuden und von meiner Jugend!“ und verließ Tags darauf Hof für immer.

*) Von ihr ist das Buch: Einige Bemerkungen zur richtigen Beurtheilung der erzwungenen Schweizerrevolution und Mallet du Pan's Geschichte derselben. Leipzig 1799.

V.

Leipzig. Weimar. Berlin. Liebe. Gipfelpunkt der Poesie und des Glücks. Meiningen. Koburg.

1797 — 1804.

Aus der fast ländlichen Stille und Verborgenheit des Höfer Lebens trat Jean Paul in Leipzig auf den Markt des literarischen Verkehrs, auf welchem bereits Aller Blicke nach ihm gerichtet waren. Die Störungen durch Besuche und Bekanntschaften scheinen nicht ohne Einfluß auf seine Thätigkeit gewesen zu sein; denn während dieses Aufenthaltes in Leipzig schrieb er nur die Palingenesien (vom Nov. 97 bis März 98), bekanntlich eine Wiedergeburt der Teufelspapiere, mit Zusätzen; besorgte einen Theil der zweiten Ausgabe des Hesperus und überarbeitete den ersten Band des Titan, dessen Erscheinen um so mehr von ihm verzögert wurde, als er ihn als seinen Haupt- und Kapitalroman im voraus bezeichnet hatte.

Zu seinen Bekannten in Leipzig, deren Häuser er besuchte, gehörte vor allen sein Lehrer in der Philosophie, Platner, sein Freund Friedr. v. Oertel, ferner Weiße, der Kinderfreund, bei dem er wie ein Kind aufgenommen war, Frege, Kummer u. a. m. Vornehmlich angenehme Stunden bereitete ihm Emilie v. Berlepsch, die in ihrem Landhaus in Gohlis ein eignes Arbeitzimmer für ihn eingerichtet hatte, das er gern benutzte, da sie (nach seinem Ausspruch) „die reinste, am wenigsten sinnliche, idealischste, festeste weibliche Seele" war, die er je kannte. Unter den jüngern Leuten, die

sich an ihn angeschlossen, sehen wir einen sehr eigenthümlichen Character, einen Jüngling voll Feuer, Talent, Kenntniß und großer Herzensgüte: dieß war Paul Emil Thieriot, ein tüchtiger Philolog und ausgezeichneter Violinspieler, durch eine ursprüngliche Seelenbrüderschaft zu Jean Paul getrieben (dessen Handschrift sogar der seinigen zum Verwechseln ähnlichte), und sein herzlichster Verehrer und Freund durch das ganze Leben. Leider hat dieser vorzügliche Mann die seinen Fähigkeiten entsprechende Laufbahn nicht gefunden und obwohl alle, die ihn gekannt, ihre Liebe ihm bewahrt haben auch über das Grab, so war doch die Stelle, die er vor demselben einnahm, weder sehr glänzend, noch sehr grün. Er starb am 20. Jan. 1831 als Vorstand einer Erziehungsanstalt in Wiesbaden.

Während Jean Paul sich so von Liebe und Achtung umringt und auf eine Höhe gestellt sah, zu der er selber emporzublicken von jeher gewohnt war, fühlte sein Herz nur um so dringender das Bedürfniß nach Menschen über ihm. Außer Herder lebte vornehmlich noch ein Mann, zu welchem ihn inbrünstige Verehrung und Dankbarkeit zog: das war Friedrich Heinrich Jacobi. Und so schrieb er an ihn am 13. Oct. 1798:

„Verehrtester Lehrer meines Innersten! So oft dieses in der Philosophie einen Feind antrifft, so denk' ich an Sie als an den königlichen Beschützer seines Glaubens und will mein Schreiben nicht länger verschieben . . . . Sie können aus meinen Werken nur wenig errathen, wieviel mein Herz und mein innerer Tag dem Ihrigen schuldig ist. Und wie mich die jetzige fuga pleni, der transscendente Fohismus, der gern jeden Welten- und Kometenkern in einen Nebel zertreiben will, traurig und beklommen macht: so erhebt mich wieder jedes

aufgespürte Gerücht irgend eines Werkes, das Sie der Asthenie des Jahrhunderts entgegen setzen.

Jetzt, in diesem Wolfsmonat der Literatur, wo eine ästhetische (Schlegelsche) Erhebung über die Erhebung alles Positive unter Termen-Schnee vergräbt und wo man an der moralischen Welt, wie am Monde, nur die verglasete Seite sieht, indeß die abgekehrte — nach Kant aber nur beim Monde — Luft und Auen hat, da ist Ihre Dichtkunst und Ihre Philosophie gleichsam Circenses et panis, — uns unentbehrlich, nehmlich Ihre Fortsetzung derselben.

.... O Verehrtester! Schon dieses Schreiben erfrischt mich; wie würde mich Ihr Anblick erquicken, da doch der Traum des Vorbilderns erblasset vor dem Wachen der Gegenwart! — Verzeihen Sie mir den Ton, der von der Vertraulichkeit meines Herzens mit Ihren Schriften die seinige entlehnt. Ich wollte meinen Aufenthalt in Leipzig, gleichsam wie die Jahreszeit, mit einem magischen Nachsommer beschließen.

.... Wenn je meine Seele am Schlusse eines Briefs die herzlichsten Wünsche für ein fremdes Glück und Leben that, so ist es an diesem.“

Mit der Antwort, die Richter erhielt, war der Bund beider Männer für immer geschlossen. Gesehen haben sie sich freilich erst im J. 1812, allein ein inniger Austausch der Seelen war ihnen darum nicht vorenthalten und ein eifriger Briefwechsel entschädigte Beide für die Ferne, in welche das Schicksal sie von einander gestellt. Jacobi antwortete:

„Seit anderthalb Jahren, mein innigst geliebter Jean Paul, — denn länger ist es nicht, daß ich mit Ihren Schriften eigentlich bekannt worden bin — hat mich der Gedanke, an Sie zu schreiben, der oft brennende Begierde war, nicht

verlassen. Noch jüngst in Dobberan, wo ich den ersten Theil Ihrer Palingenesien mit Entzücken las, war es nahe daran, daß ich mich nicht mehr gehalten hätte. Dessen was ich für Sie in und auf dem Herzen hatte, war zu viel, es war unendlich; dieß hemmte mich jedesmal .... Wahrlich, mein lieber Jean Paul, es ist unendlich, was ich Ihnen zu sagen hätte von meinem Leben mit Ihnen in Ihren Schriften. Wie Sie die meinigen gelesen haben, ist mir wohl zu Herzen gegangen auf eine ganz eigne Weise im zweiten Theil des Siebenkäs, was Ihnen selbst vielleicht nicht so einleuchten mag. Ich verweise Sie an den Geist der Weissagung in Ihnen; wenn er Ihnen auch nicht genug sagt nach meinen Wünschen, so sagt er Ihnen doch mehr, als ich auszudrücken vermag, und als überhaupt sich ausdrücken läßt."

Zu den Zerstreuungen, die der Aufenthalt in Leipzig mit sich brachte, kamen auch noch kleine Reisen, zu denen sich mannichfache Veranlassung fand. Heimweh führte ihn nach Hof, obwohl außer dem Grabhügel der Mutter und dem Händedruck seines Christian dort nicht viel war, was seiner Sehnsucht Flügel angesetzt haben konnte. Ein Ausflug nach Halle und Halberstadt brachte ihn mit Reichardt (in Giebichenstein), mit Niemeyer und Lafontaine zusammen und führte ihn endlich auch an das biedere, warmliebende Herz des alten „Deutschmeisters" Gleim. Mit Emilie v. Berlepsch reiste Jean Paul nach Dresden, und hier verlebt er — zwar nicht unter Menschen, obschon sie ihn mit zuvorkommender Freundlichkeit aufnahmen; nicht durch die Reize der Umgebung, deren Schönheit sprüchwörtlich geworden ist, — in seiner Dichterseele einen neuen gewaltigen Eindruck durch die Kunst.

„Ich will nichts ausheben, schreibt er an Otto, als den

Abgußsaal, der sich gestern wie eine neue Welt in mich drängte und die alte halb erdrückte. Du trittst in einen langen, lichten, hohen, gewölbten Saal, durch den zwei Alleen von Säulen laufen. Zwischen den Säulen ruhen die alten Götter, die ihre Grabeserde oder ihre Himmelswolken abgeworfen haben, und die uns eine heilige, selige, stille Welt in ihrer Gestalt und in unsrer Brust aufdecken. Du findest da den Unterschied zwischen der Schönheit eines Menschen und der eines Gottes; jene bewegt, obwohl sanft, noch der Wunsch und die Scheu; aber diese ruhet fest und einfach, wie der blaue Aether vor der Welt und der Zeit, und die Ruhe der Vollendung, nicht der Ermüdung, blickt im Auge und öffnet die Lippen. So oft ich künftig über große, schöne Gegenstände schreibe, werden diese Götter vor mich treten und mir die Gesetze der Schönheit geben. Jetzt kenn' ich die Griechen und vergesse sie nie mehr!" *)

Endlich unternahm Jean Paul in diesem Jahre auch noch eine Reise nach Weimar, und zwar um Wohnung dort zu machen für sich in der nächsten Zeit. Hauptsächlich die Sorge für seinen Bruder hatte ihn nach Leipzig geführt; dieser Sorge war er durch einen großen Schmerz überhoben worden, da ihn

*) Wohl in Folge dieses Eindrucks nahm Jean Paul die griechischen Classiker wieder vor. „In diesem nordischen Winter, schrieb er an Thieriot, wurde mein Geist in Jonien und Attika erquickt; ich meine, ich las mit einer Wonne, wovon Ihnen Herder erzählen könnte, die Odyssee, die Ilias, den Sophokles, etwas vom Euripides und Aeschylus. Ilias und Sophokles ergriffen mich fast bei den Nerven; nach den letztern Gesängen der Ilias und dem Oedip zu Kolonos kann man nichts mehr lesen als Shakespeare oder Göthe. Sie wirken schön auf meinen Titan, aber nicht als Väter, sondern als Lehrer; nicht als plastische Form dieser Pflanze, sondern als reifende Sonnen."

der Bruder — während des Ausflugs nach Dresden — heimlich verlassen, um nie wiederzukehren. Die „bruderlose Clause" verleidete ihm Leipzig, dessen „leere, eingesunkne Gegend" ohnehin keinen Reiz für ihn hatte. In Weimar ward er von Wieland, Herder mit herzlicher Freundschaft, selbst von Göthe mit „Verbindlichkeit und Freundlichkeit" empfangen, und so schön war der Kreis, den man dort um ihn zog, daß er es für eine Thorheit hielt, außer ihm zu leben. Er kehrte daher blos nach Leipzig zurück, um Abschied zu nehmen, und siedelte am 26. Oct. 1798 nach Weimar über, wo er am Markt bei dem Sattlermeister Kuhnhold eine heitere, bequeme Wohnung und gute, gefällige Leute zu seinem Empfange bereit fand, und wo er sich so behaglich fühlte, daß er sich sogleich daran gab, sein Leben zu schildern, aber freilich nicht sein zurückgelegtes, sondern sein künftiges, in seiner „Konjekturalbiographie."

In Weimar erlebte Jean Paul beglückte Tage. Einen nicht geringen Theil dieses Glücks dankte er seinem häuslichen, nehmlich seiner Hauswirthin, der guten rechtschaffenen Frau Kuhnholdin, die wie eine Mutter über all seinen kleinen Bedürfnissen wachte und sie vorsorglich befriedigte. Außer seinem Stübchen aber standen auch überall nur Liebe und Freude, ihn zu empfangen. Zwar hatten die Xenien damals einen Feuerbrand unter die Geister in Weimar geworfen und namentlich Herder und Göthe sich entfremdet; allein Jean Paul blieb unversehrt, wenn er auch mit seinem Herzen auf Herders Seite stand. Im Umgang mit diesem, Wieland, der Frau v. Kalb, der Herzogin Amalia, Knebel, Böttiger u. A. feierte Jean Paul nur Seelenfesttage; dabei wuchs in ihm die schaffende Dichterkraft mächtig fort, und gab ihm eine Jugendheiterkeit, Lebens-

fülle und Frische, die, verbunden mit einer Freiheit von Banden, die sich in Leipzig allmählich enger, wenn auch sanft um ihn zu legen gedroht hatten, zu dem oft wiederkehrenden Ausruf bewogen: „Wahrlich! ich bin glücklich!“

Aus dieser harmonischen Stimmung, diesem seltenen Gefühl der Befriedigung ist das bereits erwähnte Werkchen (Briefe und bevorstehender Lebenslauf) hervorgegangen, das an Reichthum der Gedanken und Leichtigkeit der Bewegung, an Anmuth des Ausdrucks, an Witz, Laune und dem sanftesten Spiel zwischen Ernst und Scherz, mit einem Wort an Liebenswürdigkeit gewiß kaum seines Gleichen in unsrer Literatur hat.

Der erste Band des Titan ward nun auch vollendet und trat zugleich mit dem komischen Anhang ans Licht. Denn Jean Paul konnte es nicht über sich gewinnen, der einen seiner beiden Naturen allein das Wort zu geben, und wie er das „Kampanerthal“ nicht ohne die „Erklärung der Holzschnitte,“ die „Mußtheile für Mädchen“ nicht ohne „Jus de tablette für Mannspersonen“ in die Welt sandte, so mochte er seine Leser auch nicht in seine hohen italienischen Landschaften führen, ohne wenigstens einige niederländische Bilder an den Weg zu stellen.

Aber noch eine andere Kraft im Genius Jean Pauls, der wir nachmals die erhabensten und erhebendsten Worte an die deutsche Nation verdanken, tritt jetzt in ganzer Fülle hervor. Schon in den frühesten Regungen seines Geistes während der Schul- und Universitätsjahre sprach sich Enthusiasmus für das Fortschreiten menschlicher Bildung, für Freiheit und Selbstständigkeit der Völker und Individuen mit Entschiedenheit aus. Mit einer solchen Gesinnung war er nicht fähig,

müßiger oder kalter Zuschauer zu sein bei den großen Ereignissen der Zeit. Aber bei all seiner heißen Liebe zur Freiheit und deren Vorkämpfern, war er doch voll glühenden Zornes gegen die Ausgeburten der Revolution und ließ sich das klare prophetische Auge nicht blenden durch die funkelnden Irrlichter des Tags. Ein Denkmal seiner edlen und großartigen politischen Denkweise ist die kleine Schrift über den Tod der Charlotte Corday, die er auf die Veranlassung von Böttiger und Gentz gegen Ende des Jahres 1799 abfaßte.

Nächst der Politik faßte ihn aber auch die Philosophie am Schreib-Arm. Durch Herders „Metakritik," die er im Manuscript mit ihm durchging; durch den Briefwechsel mit Jacobi und durch die Nachbarschaft von Jena war er ihr wieder nahegekommen. Die kantische Schule hatte sich, über die Absichten ihres großen Meisters hinaus, als einzig und unfehlbar ausgerufen und drohte mit Geringschätzung des Positiven, mit ihrem blos negativen Verfahren eine alles reale Wissen vernichtende Verflachung der Geister. Aus ihr war der Fichtesche Idealismus hervorgegangen, der die Welt begrub, indem er sie zum Product des Ich, dieses selbst aber, und somit den Egoismus, transscendental machte. Jean Paul sah in dieser Lehre, ungeachtet aller Achtung vor ihrer folgerichtigen Durchführung, eine neue Verwirrung der Geister, ein trostloses Streben nach einem Nichts, das keinem äußern, keinem innern Auge sichtbar war. Die heiligsten Interessen der Menschheit, der Glaube an einen persönlichen Gott, freien Urheber und Erhalter der Welt, der Glaube an Unsterblichkeit des Menschen, d. h. als eines persönlichen, selbstbewußten Wesens, und die Liebe als Triebfeder des Universums: dieß war es, was er von der Philosophie forderte. Hier hatte er in Jacobi den unerschütterlichen

Fels erkannt, hier Herders rastlosen Kampf für die Wahrheit, der er huldigte; und so folgte er nun, da das Schicksal ihn mit beiden so eng verbunden hatte, dem natürlichen Rufe, der ihn auf den Kampfplatz rief. Schon in dem „Briefe an seinen künftigen Sohn Hans Paul" trat er gegen die kritische Schule, natürlich bei allem philosophischen Scharfsinn, vornehmlich mit der ihm eignen Waffe der Laune und Satire auf. Noch entschiedener aber wandte er sich gegen das Haupt der Schule, gegen Fichte (den er übrigens persönlich hochachtete, ja dessen patriotische Tugenden er mit lyrischer Begeisterung pries), dessen philosophische Irrwege aufzudecken er den Clavis Fichtiana schrieb (14. Dec. 1799 bis 8. Jan. 1800).

Manche kleine Reisen wurden im Jahre 1799 ausgeführt. Nach Gotha zog ihn die liebenswürdige Familie Schlichtegroll, wo „San Paul" (so nannten ihn die Kinder) immer mit lautem Jubel empfangen ward. Mit dem damaligen Erbprinzen, nachherigen Herzog Emil August, der auch als Schriftsteller einen Namen zu erwerben suchte, entspannen sich erst später die engern Verhältnisse, aus denen der Briefwechsel hervorgegangen, davon ein Theil vor dem Freiheitbüchlein steht.

Von ganz besondrer Bedeutung für Jean Paul waren wiederholte Ausflüge nach Hildburghausen, wohin ihn zuerst der Brief einer Unbekannten gerufen, die ihm statt des Namens ihre silhouettierte Gestalt geschickt, „ein edles, tieffühlendes, männlich festes, vom Schicksal verwundetes schönes Mädchen," Hofdame bei der Herzogin. Hier, nehmlich am Hof, war Jean Paul ganz besonders gut aufgenommen. „Denke Dir, schreibt er an Otto, male Dir die himmlische Herzogin,

mit schönen kindlichen Augen, das ganze Gesicht voll Liebe und Reiz und Jugend, mit einer Nachtigallen-Stimmritze und einem Mutterherz; dann denke Dir die noch schönere Schwester, die Fürstin von Solms, und eben so gut; und die dritte, die Fürstin von Thurn und Taxis, welche beide mit mir an einem Tage mit den gesunden, frohen Kindern ankamen. Diese Wesen lieben und lesen mich recht herzlich und wollen nur, daß ich noch acht Tage bleibe, um die erhabene schöne vierte Schwester, die Königin von Preußen zu sehen. Ich bin auf Mittag und Abend immer gebeten. — Gestern habe ich vor dem Hofe auf dem Flügel phantasiert."

Eine Folge dieses Besuches in Hildburghausen war, daß ihm der Herzog den Titel und die Rechte eines Legazionsrathes verlieh; ferner, daß er den Titan den „vier Schwestern auf dem Thron" widmete; endlich, daß aus der neuen enthusiastischen Freundin, wenn auch mit anfänglichem Widerstreben der Anverwandten, eine — Braut wurde. Es war ein Frl. Caroline v. Feuchtersleben, deren schöne Seele Jean Paul innig und mit heiliger Verehrung geliebt, die ihm aber doch vom Schicksal nicht bestimmt war. In Ilmenau sollte die Verlobung gefeiert werden; Herder begleitete mit seiner Frau den Freund zu diesem wichtigen Fest und war entzückt, wie dieser. Aber bei näherer, besonnener Prüfung erkannten noch beide rechtzeitig den großen Abstand in Lebensgewohnheiten und Anforderungen, und entschlossen sich, wenn auch unter bittersten Schmerzen, spätern Enttäuschungen vorbeugend, das Band der Freundschaft dem Bunde der Liebe vorzuziehen. Die Verlobung unterblieb.

Aber Jean Paul war nun einmal erlesen, das weibliche Herz von allen Seiten und in allen Weisen kennen zu lernen.

Ungefähr um die ebengedachte Zeit empfing er einen anonymen Brief aus Belgard in Hinterpommern, der so anfängt:

„Si j'étois reine, l'auteur d'Hesperus seroit mon premier ministre. Si j'avois quinze ans et que je puisse espérer d'être sa Clotilde, je me croirais plus heureuse que d'être reine etc."

Die Briefstellerin war Frau v. Sydow, eine geborne Französin, Schriftstellerin und der deutschen Sprache soweit mächtig, um mehres von Jean Paul ins Französische übersetzen zu können.

Der Brief und die über denselben ausgegossene kindliche Unschuld und tiefe Empfindung nahmen den Dichter so für die Urheberin desselben ein, daß er in eifrigen Briefwechsel mit ihr trat und ihretwegen im Mai 1800 nach Berlin ging, um dort zwei Tage (länger konnte sie ihr Haus nicht verlassen) in ihrer Gesellschaft glücklich zu sein. „Meine Sydow, schrieb er von dieser Zusammenkunft an Otto, hat meine vermehrte Achtung mitgenommen. Welches Weib! Südliche Naivetät bis zum Komischen, südliches Feuer, Festigkeit, Weichheit und ein treues deutsches Auge! Sie liebt' ich, wie Gott es haben will!"

Aber dieß war nicht der einzige Schatz, den er in Berlin hob. Von allen Seiten flogen ihm Kränze und Herzen zu. „Ich kenne keinen Schriftsteller ältrer oder neuerer Zeiten (schrieb ihm Frau v. Gad, eine der geistreichsten Freundinnen Jean Pauls in Berlin, Verfasserin vorzüglicher Schriften über England und Portugal), der so allgemein von den Frauen geliebt wurde als Sie. Dieß anzuführen muß Ihr Biograph einst nicht vergessen." Noch ehe sie seine persönliche Bekanntschaft gemacht, hatte sie in ihr Tagebuch geschrieben:

„Zu den wundervollen Erscheinungen aller Zeiten und womit besonders der Glanz unsers Jahrhunderts noch einen ausgezeichneten Strahlennachschuß bekam, gehört die Erscheinung des Jean Paul. Hier unter uns kennt ihn fast niemand, und diejenigen, welche sich rühmen können, ihn gesehn und gesprochen zu haben, werden selbst als Erscheinungen einer andern Welt betrachtet, als Propheten, die da kommen und von einem Wunder zeugen, welches den Sinnen unbegreiflich ist. Seine Entstehung in der Schriftsteller-Menge kam so schnell und unberechnet, wie noch niemals ein außerordentlicher Mann erschienen ist. Aller Reichthum der Sprachen, nicht unsrer Sprache allein, schien erschöpft durch die ersten Denker der Nation; nichts Mögliches an Kraft schien mehr für Worte und Darstellung der Gedanken übrig zu sein, — als in einer ganz neuen, ihm nur eignen Sprache ein Jean Paul geharnischt auftritt und dem deutschen Genius selbst die Spitze bietet. Niemand hat ihn vorher gewittert, niemand von einem so seltnen Manne Spuren gehabt; wie ein Wetterstrahl brach seine Ankunft herein; aber wohlthuend wie das Gestirn des Tages ist sein Verweilen.

Seine Schriften, die selbst von den geübtesten Lesern sich schwer lesen lassen, haben ihren eignen Gang und Ton. Die Natur ist sein Haus, die Weisen sind sein Spielwerk, die Menschen seine Maschinen. Keine Kraft, kein Geschaffnes in der geoffenbarten Welt ist ihm unbekannt, mit unsäglichem Forschen hat er alles in sein Gedächtniß gezogen, was nur einen Namen hat. Wie die Sonne durchleuchtet er das Verborgene der Naturkräfte und die Labyrinthe des Herzens. Wie sehr er uns auch oft durch seine Launen im ruhigen Anschauen seiner göttlichen Bilder stört; und wie wir auch murren über die Arbeit, welche

er uns im Gehen über seine Bruch- und Felsenstücke auflegt; wie wir muthlos still stehen, wenn er uns auf Wege führen will, die dunkel und verworren scheinen: so gewährt er uns doch auch dann, wenn wir ihn bis an das von ihm gesteckte Ziel folgen, eine überschwänglich herrliche Aussicht, einen Vorschmack von dem, was noch kein Auge gesehn, kein Ohr gehört hat."

Diese und ähnliche Worte waren nicht der Ausdruck einer individuellen Begeisterung; sie bezeichnen die allgemeine Stimmung, mit der Jean Paul überall in Berlin aufgenommen war, bei Männern und Frauen, bei Gelehrten und Staatsmännern und selbst am Hofe von Sanssouci wurden ihm Zeichen, wenn auch nicht feuriger, doch warmer Theilnahme und Anerkennung von der schönsten der Königinnen gegeben.

Der ganze Zuschnitt des Lebens in Berlin gefiel Richtern ausnehmend, die Höhe und Allgemeinheit der Bildung, die schöne Gastlichkeit und Geselligkeit, die weitblickende Beurtheilung politischer Verhältnisse, Alles. „Nur in Berlin ist Freiheit und Gesetz," schrieb er an Otto, und rasch war sein Entschluß gefaßt, für den Winter dahin zurückzukehren.

Allerdings hatte zu diesem Entschluß noch ein besondrer Umstand mitgewirkt, der ihn an die wichtigste Entscheidung über seine Lebensverhältnisse führte. Viele Frauen und Mädchen hatte Jean Paul kennen gelernt, edle, feine, großherzige, anmuthige Seelen, alle entzündet von seinem reinen, reichen, hohen Geist und voll überströmender Liebe für ihn; aber die Sehnsucht seines Herzens, wie willig er sich auch immer von neuem einer Täuschung hingegeben, war unbefriedigt geblieben. Ja, fast umschlungen schon von den Rosenketten einer zartesten Neigung, hatte er einmal in Tharandt (Aug. 1798) neben dem Wesen, das er innig verehrte, in seine Brieftasche eine

Anrede an seine künftige Geliebte geschrieben: „Unbekannte, Ungesehene! hier unter Tönen, neben den auf die Berge steigenden Schatten, in der Stille meines leeren Zimmers tritt Dein Bild, ach! der Wunsch Deines Bildes vor meine Seele. Ach! wie werde ich Dir einmal dieses geschwollene Herz, das jetzt sanfte Thränen drücken, öffnen! Wie werd' ich endlich einmal für alle meine innersten Worte, alle meine wärmsten Thränen das Wesen finden? O, wie will ich Dir, Dir Alles sagen! Die Töne werden mein Inneres zerschneiden, die Thränen werden mich erschöpfen, ich werde in Dein nasses Auge sehen und an Dich fallen und Dich anblicken, und Dich wieder umarmen. Ach! nur einmal, nur einmal, du Alliebender, schenke meinem lechzenden Herzen jene feurige Minute, die wie ein ewig glänzender Polarstern hoch über mir stand, und die ich nie erreichte!"

Diese Minute und alles ersehnte Glück mit ihr sollte Jean Paul in Berlin finden; die Stadt, die ihm für seine literarische Laufbahn den ersten Fußbreit Weges geschenkt, von wo der erste Klang der Bewunderung gekommen, sollte ihm auch die Liebe schenken.

Es war in der York-Loge, wohin Jean Paul vom Consistorialrath Zöllner eingeladen worden und wo er durch Zufall bei der Abendtafel neben die zweite Tochter des Obertribunalrath Maier, Karoline, zu sitzen kam. Die anfängliche Bangigkeit des Mädchens vor dem hochausgezeichneten Gast wurde bald durch die Milde und Freundlichkeit desselben verscheucht, und nun sprach ein so inniges Vertrauen und eine so liebliche Unschuld aus jedem ihrer Worte, daß Jean Paul, offenbar davon betroffen, sich dem Vater vorstellen ließ und an einem der nächsten Tage das Haus desselben besuchte. Die Ueberraschung war so groß als die Freude, und Karoline

wußte beides im Enthusiasmus nicht besser auszudrücken, als daß sie dem geehrten Manne die Hand küßte; was freilich eine ernste Rüge des Vaters zur Folge hatte, und nachmals zu einem abgeschmackten Mährchen die Veranlassung gab, das erzählt: „Jean Paul sei in einer Gesellschaft eingeschlummert; Karoline habe ihn mit einem Kuß geweckt und er habe ausgerufen: Diese soll es sein!“

Jean Paul war indeß heimisch geworden im Maierschen Hause; aber der Gedanke an seinen Besitz war in Karolinen so wenig erwacht, daß sie nach seiner Abreise von Berlin an ihre Schwester Spazier nach Dessau schrieb: „Ich glaubte, wir (nehmlich sie und ihre Schwestern) würden unglücklich sein, sobald wir von ihm getrennt wären, die beraubte Wirklichkeit würde schmerzlich uns von der idealen Höhe, zu der er uns erhoben hatte, herabziehen; allein ich fühle eine Kraft, einen Muth in mir, das Leben zu ertragen, wie niemals. Ich könnte sogar glücklich sein, ohne ihn je in diesem Leben wiederzusehen.“

Im October desselben Jahres (1800) kehrte Jean Paul nach Berlin zurück. Karoline war die erste, der er seine Ankunft und seinen Besuch meldete, und schon am 9. November war sie seine erklärte Braut. Jean Paul hatte einen eignen Aberglauben an die „Wunder des Dualismus,“ wie er ihn nannte. Ein bedeutendes Ereigniß mußte sich wiederholen, alsdann trat das Gegentheil ein. Wunderlich genug war es, daß das erste Mädchen, mit dem er sich in Hof (vorübergehend) versprochen hatte, Karoline hieß; die Braut in Hildburghausen gleichfalls; daß beide Verbindungen sich lösten und nur die mit der dritten Karoline Bestand hatte.

Seine auf den Wogen des Lebens herumschiffende Seele

hatte den Hafen gefunden und Ruhe; aber auch alle andern Erlebnisse in Berlin trugen dazu bei, den Aufenthalt ihm zu verschönern. Von Gelehrten sah er vornehmlich Fichte, der es in seinem Umgang gern vergaß, daß er's mit dem „Clavis-Schmid" zu thun habe; Schleiermacher, Tieck, Bernhardi u. A. Von Frauen sah er, und zwar mehrentheils in engen, gemüthlichen Kreisen, die Gräfin Schlabberndorf, Frau v. Bernhard, geb. Gad, Frau v. Boye, Frau v. Haßtfer, Frau Herz ꝛc. Auch Julie v. Krüdener war damals in Berlin und er öfter bei ihr. Ein ganz besonders freundschaftliches Verhältniß entspann sich zwischen Jean Paul und dem Bruder der Königin Luise, dem Erbprinzen Georg v. Mecklenburg, in dessen Gesellschaft sich die liebenswürdige und geistreiche Frau v. Berg (die Santa Carolina Gleims) befand. Kurz ein Kreis der edelsten, besten und ausgezeichnetsten Menschen umgab ihn und Alle waren glücklich mit ihm und durch ihn, und er ein Seliger unter ihnen.

Zu verwundern war es unter diesen Umständen, und bei der vielen Huld, die ihm die Königin schenkte, daß von Seite des Königs kein Zeichen der Werthschätzung gegeben wurde. Umsonst rief der alte Gleim: „Ist denn Keiner, der dem Könige sage: den Jean Paul Friedrich Richter müssen wir in Berlin festhalten! Er macht ihm Ehre, bringt uns Geld ins Land! Will denn Keiner ein Colbert sein? Kein Schulenburg? kein Voß? kein Hardenberg? kein Maaßen? Nicht auch die Königin?" Keiner wollte, und Jean Paul, der selber schwerlich eingewilligt hätte in ein Verhältniß, das ihn an Berlin gebunden haben würde, erhielt vom König nichts als die Zusicherung einer Präbende, ein Versprechen das im Jahr 1805

wiederholt und dann, ohne je erfüllt worden zu sein, 1815 zurückgenommen wurde.

Der 27. Mai 1801 war der Tag der ewigen Verbindung Jean Pauls mit Karoline. Er war ganz und vollkommen beglückt. „Bruder, schrieb er an Otto, was die lauterste, quellenreinste, ewige Liebe gegen die Menschheit, nicht etwa blos gegen mich ist, das lern' ich an meiner Karoline. Jeden Tag wachsen ihr mehr Flügel nach. Sonderbar besteht neben ihrer Anbetung des Ueberirdischen, der Poesie, der Uneigennützigkeit, der Natur, der vollendeten Resignation — (es gibt gar nichts, was sie nicht für mich oder auch für Andere thäte; mondenlange Mühe wär' ihr ohnehin nichts) — ihr Fleiß aus Pflichtliebe; erst mir zu Liebe liebt sie jetzt Kleider, die sie sich alle selber macht ..... Noch immer haben wir kein, auch nur kleines Erbittern gehabt; ich komme ganz aus meiner Bahn. Sie hat keinen Schmerz als den, daß sie nicht die Allerschönste und Allerklügste für mich sein kann. Ach! sieh sie! Was sind Worte? Du gehst gar nicht von ihrem Herzen weg. — Das Schönste in Deinem letzten Briefe ist ohnehin das Versprechen zu kommen. Karoline, diese Heilige im eigentlichen Sinn, diese Geduldige, Geschäftige und Liebende, wie ich nie nur d a c h t e, ist selig von Deinem Versprechen. Ihr werdet Euch recht lieben und Du sollst freie und frohe Tage bei uns haben."

Die Heimath aber, welche sich vorerst Jean Paul ausersehen, liegt in den anmuthigen fränkischen Bergen. Unmittelbar nach der Hochzeit zog er dorthin über Dessau, Weimar, wo er sich durch Herders Liebe und das gemüthliche Stübchen bei der guten Frau Kuhnholdin vierzehn Tage festhalten ließ, und Gotha, wo in Schlichtegrolls Hause offne Arme

der Glücklichen harrten, nach dem stillen, anmuthigen und vornehmlich im Frühlingsschmuck unendlich reizenden Meiningen.

Nach den Auszeichnungen, die Jean Paul im Lauf der letzten Jahre erfahren, nach der begeisterten Huldigung namentlich, die ihm von den schönsten und ausgezeichnetsten Frauen dargebracht worden, wäre die Ehe ohne die felsenfeste Gewißheit einer ewigen, heiligen Liebe ein großes Wagniß gewesen. Aber Herder war beim ersten Anblick der jungen Frau in tiefster Rührung in die Worte ausgebrochen: „Ja, Sie sind, was er haben mußte; Sie brauchen nicht zu sprechen; man sieht schon alles!" Jean Paul aber schrieb am 21. Juni d. J. an Otto: „Ich habe Dir wenig zu sagen, wenn Du nicht neben mir sitzest. An Zeit ist nicht zu denken. Ich kann nicht sagen, daß ich eben zufrieden bin; indeß bin ich wenigstens selig. Die Ehe hat mich so recht tief ins häusliche, feste, stille, runde Leben hineingesetzt. Gearbeitet und gelesen soll jetzt werden; das Verlieben kann ausgesetzt werden. — Herder und sie wurden die Amorosi meiner Frau; die Herzogin Mutter, bei der sie aß, sagte zu meiner Beruhigung, ich sei ihrer gar nicht werth; Wieland schreibt, ich sei ein Günstling des Schicksals. Hier am Hofe gefiel sie Allen sehr .... Ich habe mit ihr weiter nichts in der Ehe gefunden, als was ich vorher vermuthete, daß man sich darin noch hundert Mal inniger und neuer liebt, als vorher." —

Und Jean Pauls Gattin schrieb an ihren Vater: „So glücklich als ich bin, glaubte ich nie zu werden. Jede Minute schlingt unsre Seelen fester in einander. Sonderbar wird es Ihnen klingen, wenn ich Ihnen sage, daß der hohe Enthusiasmus, der mich bei Richters Bekanntschaft hinriß, der aber

hernach durch das Hinabsteigen in das reellere Leben verging, oder auch nur schwächer wurde, jeden Tag von neuem auflebt. Niemals kann ein Mißverständniß zwischen uns entstehen. Mein Gemüth wird durch Liebe und die höchste Güte so weich gestimmt und mein Sinn zur Tugend immer mehr erhoben, so daß ich nicht mehr an mir selbst verzage wie sonst. Wie könnte ich dem herrlichen Menschen, bei dem Liebe und Demuth allmächtig wirkt, einen eignen Willen gegenüberstellen! Gottlob! daß ich einen Mann habe, bei dem die eheliche Liebe den Weg durch die Moralität machen muß, dessen Uebergewicht ich so lebendig empfinde, dem ich aus Verehrung gehorsam bin, wie man der Tugend gehorsam ist, und der mich so liebt. Wir haben nichts mehr zu wünschen, als daß wir zu gleicher Zeit sterben."

Und später: „Lassen Sie mich es immer wiederholen, daß wir jeden Tag glücklicher werden. Es ist nichts im Aeußern, noch im Innern, was uns stört. Jetzt über die Momente des Enthusiasmus weggehoben, wird man mir glauben — wie phantastisch auch mein Urtheil klingen mag — daß Richter der reinste, heiligste, gottähnlichste Mensch ist, der je gelebt. Könnten Mehre, wie ich, in sein Innerstes eindringen, wie viel höher würde man ihn achten! Ich habe Augenblicke — die wo ich ihn still anschaue — wo ich vor seiner Seele knieend liege."

Außer dem Haus waren die Verhältnisse Jean Pauls in Meiningen gleichfalls im hohen Grade befriedigend. Am Herzog hatte er einen Freund gewonnen, der ohne ihn fast nicht leben mochte und so sehr alle Schranken des Standes aufgehoben hatte, daß er sich sogar bei Richters mit zu Tische setzte und zum Ueberfluß sein Essen aus dem Schloß dazu holen

ließ. An dem Präsidenten Heim hatte Jean Paul einen Mann der umfassendsten Bildung und mit ihm die glücklichsten Stunden. Sonst war allerdings der Umgang etwas beschränkt und Richter fühlte bald den Mangel hinreichender Anregung von außen, vor allem aber den Mangel einer größern Bibliothek, so daß er nach einem Besuch in Koburg, im Octob. 1802, wo grad' in letztgedachter Beziehung vortrefflich gesorgt war, den Entschluß faßte, dahin überzusiedeln.

Jean Paul hatte während seines Aufenthaltes in Meiningen mehre kleine Reisen gemacht, nach Cassel, nach Baireuth, nach Hildburghausen, auch nach Weimar, wo indeß der edle Herder schon sichtlich seinem Ende zuging und ihm damit tief eindringende Schmerzen gab; auch hatte die Freundschaft des Fürsten zu manchen, wenn auch ergötzlichen, doch immer zeitraubenden Ausflügen in die schöne Umgegend geführt; und dennoch war er dabei außerordentlich fleißig. Vor allem wurde der Titan, von dem bei seiner Ankunft in Meiningen erst zwei Bände erschienen, gänzlich vollendet. Es ist ein schönes Zusammentreffen im Leben Jean Pauls, daß sein größtes und herrlichstes Werk, von dem er später sagen konnte, daß er darin „das Heiligste in seiner Brust anbete, und daß ihn diese Idealität seines Innern nur zu stark ergriffe," aus der Stimmung der höchsten Befriedigung, aus dem Genuß der vollkommensten Erdenglückseligkeit (denn auch die ersten Vaterfreuden erlebte er in Meiningen am 20. Sept. 1802) hervorgehen durfte, und deutlich trägt es auch die Zeichen eines ganz harmonischen Daseins auf allen Blättern. In Berlin, unter dem Sonnenaufgang seiner Liebe, hatte Jean Paul den zweiten Band des Titan geschrieben (14. Nov. 1799 bis 10. Dec. 1800). Dazwischen fallen einige kleinere Werkchen: „das heimliche

Klaglied der jetzigen Männer" und „die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht;" dazu der zweite komische Anhang zum Titan. Gleichzeitig begann Jean Paul auch bereits die „Flegeljahre" (19. Apr. 1801), die er zuerst unter dem Titel „Geschichte meines Bruders" herausgeben wollte. In Meiningen nun schrieb er (vom 19. Juni 1801 bis 17. Dec. d. J.) den dritten Band des Titan; dazwischen den „Tod in der andern Welt" (steht im Katzenberger) und gab sich wieder an die Flegeljahre. Aufforderungen von allen Seiten um kleinere Gaben für Taschenbücher und Zeitschriften drohten ihm Zersplitterung seiner Kräfte; so sehr er sich auch dagegen wehrte, konnte er doch nicht allen Wünschen ein Nein entgegensetzen und viele köstliche Aufsätze verdanken wir diesen Bewerbungen. Obenan steht hier Cotta, der bald in sehr umfassender und hochehrender Weise die Thätigkeit Richters in Anspruch nahm. Vom 12. Aug. 1802 bis 21. Nov. d. J. wurde der fünfte Band des Titan geschrieben und das Ganze am 6. Dez. beendigt. Unmittelbar darauf wurden die Flegeljahre wieder aufgenommen und ohne Unterbrechung daran fortgearbeitet. Auffallend ist, daß mitten in diesem Feuer dichterischer Production Jean Paul schon an das Ende derselben dachte. Er schreibt in dieser Beziehung am 1. Febr. 1802 an Otto, daß er nach den Flegeljahren noch die „biographischen Belustigungen" beendigen und Siebenkäsens Ehe mit Natalien schreiben wolle; dann nichts mehr als kritisierende und philosophische Arbeiten. Die biographischen Belustigungen waren auf einen großen, dem Titan verschwisterten Roman angelegt, und vieles ist dafür vorgearbeitet; auch für Siebenkäsens zweite Ehe sind der Plan und vielfältige Studien vorhanden; allein beide Arbeiten blieben

ungethan; dagegen folgte noch manch heiteres und erhebendes Werk auch außer den kritischen und philosophischen.

Was aber ganz besonders bei dem Rückblick auf diese reiche, rastlose Thätigkeit erquickt, ist, daß Jean Paul einen festen Boden für dieselbe unter sich, und daß er denselben durch seinen Genius allein und durch treues Festhalten an ihm sich errungen hatte, so daß er getrosten Muthes unterm 21. Juli 1802 an den Freund und Wohlthäter seiner Jugend, den Pfarrer Vogel in Arzberg, schreiben konnte:

„Ich habe durch meine zwanzigjährige Festigkeit endlich die Unabhängigkeit und das ganze gelobte Land erkämpft, das anfangs nur eine Wolke war, dann unter einer lag, und endlich lebendig da ist."

An den Aufenthalt in Meiningen knüpft sich noch die Erinnerung an zwei Männer, die, wenn sie nachmals literarischen Ruhm und Anerkennung gefunden, die ersten Wege dazu Jean Paul zu verdanken haben; diese beiden Männer waren J. E. Wagner und W. Kanne. Der letztre hatte sich, und zwar in großer äußrer Bedrängniß, unter dem erborgten Namen Walther Bergius mit einem Manuscript an Jean Paul gewendet um Rath, Hülfe und Geldunterstützung. Jean Paul hatte die eigne Leidenszeit noch zu frisch im Gedächtniß und das Talent und die Eigenthümlichkeit Kanne's lagen ihm so offen da, daß er (der Grundverschiedenheit ihrer Lebensansichten ungeachtet) für ihn that, was in seinen Kräften stand, und ihm außer augenblicklicher Hülfe auch einen Verleger für sein Manuscript verschaffte, das unter dem Titel „Kleine Handreise von W. Bergius" bei Dienemann erschien. Daß Jean Paul später Kanne's „erste Urkunden der Geschichte" mit einer Vorrede begleitete, ist bekannt.

Wagner, der liebenswürdige Verfasser der „reisenden Maler," des „A B C eines vierzigjährigen Fibelschützen" 2c. konnte Jean Paul mit Recht einen Freund nennen, für den ihm die Namen „Wohlthäter, Vater, Bruder" nicht voll genug klangen. Einsam auf dem Lande, mit überströmendem Herzen und quellender Phantasie, aber ungewiß über seinen Beruf zur Poesie, hatte er an Jean Paul vertrauend geschrieben, und durch ihn Muth zur Kunst, Gewißheit des Gelingens und selbst eine Stellung, wie er sie nur wünschen konnte (als Kabinet=Secretair des Herzogs) erhalten, die ihm Freiheit genug ließ, alle dichterischen Pläne zur Ausführung zu bringen.

Im Mai 1803 war Jean Paul nach Koburg übergesiedelt. Die großen Veränderungen in den europäischen Verhältnissen, welche durch das Ende der französischen Revolution, durch die Gründung einer neuen Alleinherrschaft in Frankreich und durch ihre Ausbreitung nach allen Seiten vorbereitet und herbeigeführt wurden, mußten auch in dem Leben eines Dichters Umwandlungen bewirken, welcher von Jugend an der Bewegung seiner Zeit gefolgt, und ihre Begeisterung für Freiheit im Denken und Handeln immer getheilt hatte. Wenn er daher an Otto schrieb: „Göthe war weitsichtiger als die ganze Welt, und verachtete den Anfang der Revolution so als wir das Ende," so spürt man etwas von der niederdrückenden Schwere der Erlebnisse und vom Herannahen der Macht, die bald alle Kräfte in Deutschland, nicht nur die poetischen, lähmen sollte. Und so konnte er wohl (1807) in sein Tagebuch schreiben: „Seit vier oder fünf Jahren hab' ich wohl aus und mit dem Herzen geschrieben, aber ich borgte nur aus dem Herzen den Stoff; und der Stoff und die Zeit waren

nicht die jetzigen." Dazu kam ein ungeheurer Schmerz, der tief in seine Seele schnitt und kalt wie eine Sonnenfinsterniß über seinen Himmel zog: Herders Tod. Er hatte ihn geliebt, wie keinen Andern, und war von diesem großen Menschen geliebt und erkannt worden, wie von keinem andern. Das Grab, das seine Hülle deckte, umschloß für ihn eine Welt von Liebe und Geist und warf einen dunkeln breiten Schatten über ihn und alle seine Freuden. Wohl hat er seiner Liebe und seinem Schmerz ein herrliches Denkmal gesetzt am Schlusse des Buches, womit er grade beschäftigt war, der Vorschule der Aesthetik, aber sicher dürfen wir annehmen, daß der Verlust Herders zu der veränderten Richtung in Jean Pauls Thätigkeit mitgewirkt habe.

Mit unsäglicher Lust hatte Jean Paul die „Flegeljahre" zu schreiben begonnen. Das Glück, die Güte und die Thorheit einer wahren Dichterseele gegenüber dem Weltverkehr und Weltverstand zu schildern und durch alle Gefahren und Widerwärtigkeiten zum rechten Ziele zu führen und dabei sich in den behaglichen Niederungen des Lebens zu bewegen, in denen ein pensionierter General die höchste geographische Höhe bildet — alles dieß hatte die größten Reize für ihn, und einen großen Theil seiner Zeit während des Aufenthaltes in Koburg widmete er dem Ausbau dieses Romans; und dennoch verließ er ihn, und mit ihm vorläufig die Dichtkunst, um seine Kräfte auf ernste wissenschaftliche Untersuchungen, auf Werke philosophischen Inhalts zu lenken. Vor allem legte er in der „Vorschule zur Aesthetik" seine Ansichten und Erfahrungen auf dem Gebiet der schönen Literatur nieder und begann die Vorbereitungen zu seiner „Levana," dem goldenen Buch der Erziehung. Ein eigenthümliches, zunächst nur komisches Er=

lebniß stellte auch das politische Tintenfaß auf seinen Schreibtisch.

Er hatte nehmlich dem Herzog Emil August von Gotha, mit welchem er schon seit lange in freundschaftlichem Verhältniß stand, die Aesthetik gewidmet. Der Herzog hatte die Widmung und die seiner Genehmigung unterworfene Form derselben mit großer Freude angenommen; aber — die philosophische Facultät zu Jena, aus Machtvollkommenheit des ihr übertragenen Censor-Amtes, strich die Dedication, da sie ihr dem gegen Serenissimum unerläßlichen Kanzleystyl nicht gemäß zu sein schien. Es half auch nichts, daß Serenissimus sich besonders für die Dedication aussprachen: die Facultät hatte gesprochen und die Freiheit mußte der Weisheit weichen. Aber sie trat nur zurück, um mit der Geißel in der Hand wieder zu erscheinen. Jean Paul schrieb das „Freiheitsbüchlein," und gab in demselben seine Correspondenz mit dem Herzog und sein erstes energisches Votum für Preßfreiheit.

In Koburg wurde Richtern ein Sohn geboren, der den Namen Maximilian erhielt, unter schönen Hoffnungen heranwuchs, aber dann im schönsten Jünglingsalter plötzlich starb.

Jean Paul hatte viel angenehme Verhältnisse in Koburg gefunden. Der Hof behandelte ihn mit gebührender Auszeichnung. Die alte Herzogin war geistreich, und die beiden noch unvermählten Töchter sehr liebenswürdig. Jeden Sonntag wurde er zur Mittagtafel geladen, der immer ein Concert, zuweilen ein Ball folgte, wo sich die schönen Prinzessinnen besonders reizend zeigten. Damals fand die Vermählung der nachmaligen Herzogin von Kent mit dem Fürsten v. Leiningen statt und Jean Paul mußte allen Hoffesten beiwohnen. Nun

vereinigte zu der Zeit Koburg mehre ausgezeichnete Gelehrte, oder sonst bedeutende Menschen, wie Ortloff, v. Thümmel, Truchseß v. d. Bettenburg, Prinz Louis und den alten östreich. Feldmarschall Prinz Friedrich. Auf eigenthümlich leidige Weise wurde Jean Paul durch den bekannten Streit zwischen Kretschmann und v. Wangenheim berührt. Kretschmann hatte ihn in seine glänzendsten und seine vertraulichsten Kreise gezogen, und sah in ihm eine feste Stütze in seiner durch seine bürgerliche Herkunft erschwerten Stellung dem Hofe gegenüber, und hatte durch sein Talent und seinen Geist Jean Paul sehr für sich eingenommen. Zu gleicher Zeit konnte der Enthusiasmus Wangenheims, die Fülle von Kräften und Fähigkeiten, die sich hier erschloß, nicht verfehlen, auf Richter einen tiefen Eindruck zu machen, und er erwiederte die dargebrachte Begeisterung mit warmer Gegenliebe. Als nun der Vernichtungskampf dieser beiden Männer, die sich mit gleichem Vertrauen an Jean Paul angeschlossen, ausbrach, kam letzter in eine für sein Gemüth unerträgliche Stellung. Dankbarkeit band ihn an Kretschmann, und doch zwang ihn die Rechtschaffenheit Wangenheims, für diesen öffentlich und selbst vor Gericht zu zeugen. Diese Verhältnisse mußten ihm den Aufenthalt in Koburg verleiden. Nur zwei Dinge fesselten ihn mit festen Banden: die äußerst reichhaltige herzogliche Bibliothek und die schöne Gegend. Diese verlor bei längerm Aufenthalt keinen der Reize, mit denen sie ihn beim ersten Besuch zum Wiederkommen und Bleiben gelockt hatte; namentlich hatte er für seine Lust, im Freien zu arbeiten, ein Plätzchen auf dem nahen „Adamiberg" gefunden, und oft ganze Tage in den benachbarten Dörfern mit seinem wandernden Schreibtisch und der kleinen Familie zugebracht; — und doch wollte der

Wanderstab nicht ruhig im Winkel stehen, so lange der Kreislauf noch nicht beschlossen und Jean Paul noch nicht wieder vereinigt war mit dem Freunde, mit dem er zuerst hinaus getreten war auf den verhüllten Pfad, und an den sich fort und fort seine dichterischen und philosophischen und politischen Gedanken richteten, mit seinem Christian Otto in Baireuth.

VI.

Baireuth. Politische Dichtkunst. Hausleben. Via recti. Charakterzüge.

1804 — 1813.

Der Umzug von Koburg nach Baireuth im November 1804 bildet einen entschiedenen Abschnitt in den äußern Lebensverhältnissen Jean Pauls. In Leipzig, Weimar, Berlin, in Meiningen und Koburg hatte er in der That nur wie ein Gast gelebt; nach Baireuth zog er wie in seine eigentliche Heimath. Die weiten grünen Auen, das sanfte Blüthenthal von Fantaisie, die reizenden Gartenanlagen der Eremitage hatte er schon vor Jahren für seinen „Siebenkäs" durchstreift. Jede Stelle war ihm lieb geworden und vor allem theuer der Blick auf die blauen Fichtelberge, „hinter die seine Phantasie so gern zog und in deren Nebelwelt, auf deren Nebelrücken er sich eine neue Morgenwelt erbaute." Bald auch hatte er einige stille Plätzchen gefunden, wo er nach seiner Gewohnheit unter freiem Himmel arbeiten konnte, wie namentlich eine grüne, oben offene Laube im Garten des H. Kammerrath Mindel

nahe bei der Stadt. Häufig auch sah man ihn des Morgens, den Büchsensack mit Papieren und Büchern über der Schulter, in der Hand einen starken knotigen Stock, seinen Seidenspitz zur Seite, durch die große Lindenallee, die nach der Eremitage führt, gehen. Eine halbe Stunde von der Stadt, wo der Weg sich theilt, steht mit freier Aussicht über das Thal von Aichach und auf das Fichtelgebirge ein kleines Haus, in dessen oberm Stockwerk Jean Paul ein Zimmerchen zu seiner Arbeitstube machte. Die gutmüthige, freundliche und auf die Ehre eines solchen Besuches stolze Besitzerin des Hauses, Frau Rollwenzel sel., hat nicht nur das Glück erlebt, daß ihr hochverehrter Gast ihrem Häuschen bis an sein Ende treu geblieben ist, sondern auch daß ihr Name mit den Erinnerungen an ihn in dauernde Verbindung gebracht worden. Denn wer nach Jean Paul fragte in Baireuth, der wurde in der Regel zur Frau Rollwenzel gewiesen, wo er so häufig arbeitete, und noch bis zum Tode der guten Frau, ja noch lange nachher, wurde das Stübchen unverändert gelassen, wo der Schreibtisch des Dichters gestanden. Und da ihr diese Stelle gesichert ist im Leben Jean Pauls, so wollen wir sie auch selbstredend einführen mit den Worten, wie sie uns ein treuer, trefflicher Berichterstatter, der Dichter Wilhelm Müller, überliefert hat, als er nach Jean Pauls Tode Baireuth und das Rollwenzel-Häuschen besucht hatte. Er schreibt:

„.. Eine schattige Kastanien-Allee führt nach der Eremitage. Aber auf halbem Wege, da wo er eine scharfe Ecke bildet und sich links wendet, machen wir an einem kleinen bräunlichen Wirthshause Halt, vor dessen Thür uns eine ältliche, wohlbeleibte, kleine Frau, mit einem klugen und beredten Gesicht, in einer zwischen Stadt und Dorf schwankenden Tracht,

wie liebe Bekannte grüßt und zu sich herein ladet. Gute Alte, woran hast du uns Fremdlingen es abgesehen, daß wir nicht nach Bier und Wein in deine Schenke treten? du fragst nicht, was wir essen wollen, oder wonach wir dürsten, du führst uns geheimnißvoll die Treppe hinauf, öffnest eine kleine Thür und sprichst zu uns mit Thränen in den Augen und stolzer Freude auf den Lippen: das ist die Stube! hier hat Jean Paul seit 20 Jahren fast tagtäglich gesessen und geschrieben; hier an diesem Tische hat er gearbeitet, viel gearbeitet, ach Gott, er hat sich zu Tode gearbeitet. Ich hab' es ihm oft gesagt: Herr Legationsrath, Sie arbeiten sich zu Tode! Schonen Sie sich! Sie halten es nicht lange so aus! — Wenn ich manchmal um zwei Uhr mit dem Essen fertig war und anklopfte und frug: Herr Legationsrath, befehlen Sie zu speisen? dann saß er da, die Augen roth und groß aus dem Kopfe heraussstehend, und sah mich lange an, eh' er sich besinnen konnte. Gute Rollwenzeln, sprach er dann, noch ein Stündchen. Und nach einem Stündchen kam ich wieder, aber der Geist ließ ihn noch nicht zu sich kommen, und wenn er endlich aufstand und die Treppe herunter kam, da schwankte er hin und her, und ich ging, ohne daß er es merkte, vor ihm her, damit er keinen Schaden nähme. Ach Gott, da dachten die bösen Menschen, die ihn nicht kannten, er hätte zu viel getrunken. Aber, so wahr mich Gott seelig mache, das war es nicht. Ein Fläschchen Rousillon des Tags über, Abends manchmal ein Krug Bier, mehr hat er bei der Rollwenzeln nicht zu sich genommen, einen Ehrentag etwa ausgenommen, wenn er mit einem Paar guten Freunden hier war. Ja, denn es konnte es ihm Keiner so recht machen, wie die alte Rollwenzeln, und er hat viel, sehr viel auf mich gehalten. Aber ich habe ihn auch ge-

pflegt, wie einen Gott auf Erden habe ich ihn angesehen, und wenn er mein König und mein Vater und mein Mann und mein Sohn zusammen gewesen wäre, ich hätt' ihn nicht mehr lieben und verehren können. Ach, das war ein Mann! und wenn ich gleich seine Schriften nicht gelesen habe, denn er wollte es nicht haben, so bin ich doch immer so glückselig gewesen, wenn ich hörte, wie sie weit und breit gelesen und gelobt würden, als hätt' ich selber daran geholfen. Und die Fremden, die hieher kamen, die mußte man hören, wenn man den Herrn Legationsrath wollte schätzen lernen. Denn hier in Baireuth haben sie ihn gar nicht zu ästimieren gewußt. Aber in Berlin, da haben sie seinen Geburtstag in einem prächtigen Saale gefeiert, lauter große und gelehrte Leute, und da haben sie auch meine Gesundheit getrunken, das hat mir der Herr Legationsrath selber aus dem Briefe von Berlin vorgelesen. Und er hatte mir auch versprochen, in seinem neuen Buche sollte ich den Schluß machen. Ach Gott, wenn er nur noch lebte, ich wollte die Ehre, die er mir zugedacht hatte, gar nicht in Rede bringen. . . .

Die Rollwenzeln unterbrach unsre stillen Betrachtungen, die sich um den Kulm bewegten, und rief uns in die kleine Stube zurück. Ach Gott, wenn ich bedenke, wie viel der Herr Legationsrath hier, hier auf dieser Stelle geschrieben hat! und wenn er sich hätte ausschreiben sollen! Fünfzig Jahre noch hätte er zu schreiben gehabt, das hat er mir selber oft gesagt, wenn ich ihn bat, sich zu schonen und das Essen nicht kalt werden zu lassen. Nein, nein, so ein Mensch wird nicht wieder geboren. Er war nicht von dieser Welt. Ich habe oft darüber nachgedacht, und da habe ich einmal zu ihm gesagt: Herr Legationsrath, lachen Sie die alte Rollwenzeln nicht aus:

ich habe mir Sie so vorgestellt, wie einen Kometen, lauter Licht, und man weiß nicht, wo er hergekommen ist und wo er bleibt. Und ein anderesmal, als er seinen Geburtstag hier feierte, da hab' ich gedacht: Rollwenzeln, du mußt dem Herrn Legationsrath doch auch einmal etwas machen. Da hab' ich auf ein großes schönes Blatt Papier schreiben lassen: An diesem Tage sahe Er das Licht und Er ward Licht. Wie er sich nun zu Tische setzte, da lagen unter seinem Teller viele Gedichte und Glückwünsche, gedruckte und geschriebene. Und er fing an zu blättern, und wie er meine Schrift in die Hände bekam, da lachte sein ganzes Gesicht vor Freude, und er gab mir die Hand und sagte: „Das ist von meiner guten Rollwenzeln.“ Gott hab' ihn selig! Er war's hier schon. Eine Blume konnte ihn selig machen über und über, oder ein Vögelchen, und immer wenn er kam, standen Blumen auf seinem Tische und alle Tage steckt' ich ihm einen Strauß ins Knopfloch. Es ist nun wohl ein Jahr, da blieb er weg und kam nicht wieder. Ich besucht' ihn drinnen in der Stadt, noch ein paar Wochen vor seinem Tode; da mußt' ich mich ans Bett zu ihm setzen, und er frug mich, wie es mir ginge. Schlecht, Herr Legationsrath, antwortete ich, bis Sie mich wieder beehren. Aber ich wußt' es wohl, daß er nicht wieder kommen würde, und als ich erfuhr, daß seine Kanarienvögel gestorben wären, da dacht' ich: Er wird bald nachsterben. Sein Pudel überlebt' ihn auch nicht lange, ich hab' ihn neulich gesehn, das Thier ist nicht mehr zu kennen.

Gott, nun hast du ihn bei Dir! Aber ein Begräbniß hat er bekommen, wie ein Markgraf, mit Fackeln und Wagen, und ein Zug von Menschen hinterdrein, man kann's nicht erzählen. Ich war vorangegangen auf den Gottesacker hinaus, und wie

ich so allein vor dem Grabe stand, in das er hinunter sollte, da dacht' ich mir: Und da sollst du hinunter, Jean Paul? — Nein, dacht' ich, das ist Jean Paul nicht, der da hinunter kömmt. Und wie der Sarg vor mir stand, da dacht' ich wieder so: Und da liegst du drinnen, Jean Paul? — Nein, das bist du nicht, Jean Paul. — Sie haben auch eine schöne Leichenpredigt gehalten, und sie haben mir einen Stuhl dicht beim Grabe gegeben, darauf hab' ich sitzen müssen, als ob ich dazu gehörte, und als Alles zu Ende war, haben sie mir die Hände gedrückt, die Familie und der Herr Otto und noch viele große Herren.

Thränen erstickten die Rede der guten Alten, und wir drückten ihr die Hand, wie die Leidtragenden am Grabe. Was sind alle Ehrenschriften und Lobreden auf den großen Geist gegen das stille Brandopfer deiner Verehrung! möge dein kleines Haus zu einem Denkmale für ihn sich umgestalten! das Häuschen bleibe unverändert, die Stube desgleichen, aber, wie ein Reliquienkästchen werde es mit einem Bogen des Triumphes überbaut und der Bogen überzogen mit siebenfarbigen Blumengürteln, ein Bogen des himmlischen Segnens!

— — — —

Er (Jean Paul) pflegte die Eremitage nicht selten zu besuchen, hörten wir erzählen, manchmal als Gast des dort den Sommer über wohnenden Herzogs Pius, zu dessen Tafel er gezogen wurde. Jedoch mußte sein Pudel immer mit eingeladen sein, versicherte man uns, sonst hätte er sich an keines Kaisers Tafel gesetzt. Der Herzog Pius fügte sich mit seiner Hofordnung in die geniale Laune Jean Pauls, und wenn ein Geist, wie er, die Weltordnung gleichsam verrückt, warum sollte sich die Hofordnung nicht eben soviel gefallen lassen?"

Bei der Art der Zeiteintheilung und Zeitbenutzung, wie sie Jean Paul sich zum Gesetz gemacht, lag das Bedürfniß nach geselligem Umgang ihm ziemlich fern. Dennoch hatte ihm Koburg zu wenig gewährt. In Baireuth hatte er außer den beiden seinem Herzen angehörigen Freunden Otto und Emanuel noch einen Kreis auserlesener, in Wissenschaft, Staatskunst und allgemeiner Bildung hervorragender Männer, wie den Arzt Langermann, den nachmaligen Staatskanzler v. Hardenberg, Minister v. Schuckmann, den Präsidenten v. Völderndorf, die literarisch thätigen Regierungsräthe v. Dobeneck, Krause, den Naturforscher Dr. Seebeck u. A., mit denen ein vielfach anregender Verkehr gepflogen wurde.

Baireuth und das Voigtland gehörten damals zu Preußen. Ein Besuch des Königs und der Königin in Alexanderbad, im Junius 1805, und eine Einladung Hardenbergs brachte Jean Paul wieder einmal in seine Geburtstadt Wunsiedl und gab ihm die Veranlassung zu einem musikalischen Festspiel, das den königlichen Gästen in den Felsenschluchten der Luchsburg aufgeführt wurde. Es war ein „Wechselgesang der Oreaden und Najaden," der sich in der Herbstblumine zweitem Theil abgedruckt findet.

Was nun Jean Pauls schriftstellerische Thätigkeit in dieser Zeit überhaupt betrifft, so ist bereits gesagt worden, daß er nach Beendigung der Vorschule der Aesthetik (16. Juli 1804) die Levana geschrieben (vom Juli 1805 — Oct. 1806). Die Flegeljahre, deren vierten Band er vom 15. Aug. 1804 bis 30. Mai 1805 umgearbeitet, ließ er unvollendet, vornehmlich weil die Zeitereignisse eine für die Aufnahme eines so harmlosen Lebensbildes nothwendige Stimmung nicht

gewährten. Ja es war ganz natürlich, daß Jean Pauls Phantasie, die nie und nirgend von seinem Herzen sich getrennt, auch jetzt allen Bewegungen desselben folgen und seinen Empfindungen des Schmerzes und der Hoffnung Gestalt und Ausdruck geben wollte.

Die Franzosen waren im Lande. Zu der doppelten Demüthigung Oestreichs (durch den Frieden zu Luneville und den zu Preßburg); zu dem Abfall mehrer deutschen Staaten vom Reichsverband, der Auflösung des deutschen Reiches selbst und der Abdankung des Kaïsers; zu der Gründung eines deutschen Fürstenbundes unter Napoleons Oberhoheit zu Paris, kam 1806 noch der Fall von Preußen, an dessen Größe sich seit Friedrich II. Deutschland wie an seine eigne einstige gehalten. Den deutschen Fürsten war der Scepter gebrochen, auf den Völkern lastete schwerer Druck und unsre Literatur wurde nicht mit scheelem, sondern mit polizeilich scharfem Auge betrachtet, bewacht und in immer engere Schranken gestellt; ein neues Kaiser-Rom schien von Paris aus der germanischen Freiheit und Selbstständigkeit den Untergang zu verkündigen und wiederum griffen die Fänge des blutigen Adlers ins Mark unseres Volkes.

Aber in diesem lebte der ursprüngliche Geist noch, wenn er auch Vielen im Wettersturm unsichtbar geworden. Die Weisen der Nation sahen und erkannten ihn und wußten von seiner jugendlichen Kraft, und Vaterlandsliebe verband sie zu gemeinsamen Thun. Unter den Vorderkämpfern einer der ersten war Jean Paul. Von je der begeisterte Wortführer der Freiheit ergriff er die heilige Waffe der Dichtkunst gegen jede Knechtschaft, woher sie auch kam, für die Selbstständigkeit des deutschen Vaterlandes und für dessen Einheit erglühend und

beseelt von dem Muthe, ungebeugt jedem Unglück, jeder Gefahr entgegen zu treten. Eine Zeitlang kämpfte die Bewunderung der Größe Napoleons in ihm mit der Empöruug seines deutschen Herzens; als aber das Schicksal Deutschlands immer unzweideutiger wurde, als sich die Bessern zusammenthaten zu fester Vereinigung gegen die wachsende Gewalt, da trat auch Jean Paul dem höhern Tugendbunde bei und wirkte für die deutsche Sache mit Wort und That. Für die Menschheit hätte er gern die Deutschheit gegeben; als aber beide einen Feind hatten, wandte er sein Auge wider diesen. Nur in den Jammergesang der Verzagten stimmte er so wenig, als in den Aufruf zum Franzosenhaß. Am wenigsten hatte die Furcht vor Vernichtung Deutschlands Raum in seinem Herzen. „Geschichte, Geschäfte, ein philosophisches rechtes, ein poetisches linkes Auge und die Ahnung und Pflege der sittlichen Welt" ließen ihn durch den Schleier, der vor der Zukunft lag, dringen; von seiner Höhe überblickte er alle Zeiten und alle Völker, sah ihren unaufhaltsamen Fortgang und überließ es den Geistes-Wilden, die Sonnenfinsterniß für Weltuntergang zu nehmen. „Was sind Aussichten Deutschlands, oder Europas? die auf ein Jahr oder ein Jahrhundert? Man darf eben keine Zeit nennen und meinen, sondern nur die ewigen Naturgesetze, welche jetzt ja schon hinter uns in der Geschichte thronen und reden."

So empfand und dachte Jean Paul für Deutschland, für die Welt; und so konnte er nicht schweigend seine Wege ziehen neben den Begebenheiten, die die Herzen der Zeitgenossen erschütterten, empörten oder brachen: er ward zum politischen Dichter. Fragen wir aber, was ungebeugt und aufrecht durch alle seine politischen Schriften geht, so ist es die — Hoffnung.

Diese Sprecherin und Bürgin der Vorsehung begleitete ihn durch jene Zeit, wo über jeder Wolke eine höhere stand, und über dieser wieder eine emporstieg; sie schaute durch diese Wolken hindurch und sah und zeigte die Sonne; sie führte ihn herab in die vom Sturm bewegten Niederungen und er brachte Trost, Kraft und Erhebung in die gebeugten Herzen. Mit dieser aus dem Anschauen ewiger Gesetze gewonnenen Weltansicht konnte er dem Einzelnen im Volk wie auf dem Thron die Wege des Heils und des Verderbens lehrend und warnend zeigen; der Ausgang der Begebenheiten mußte vor sein Auge treten, daß er mit prophetischem Worte der Zukunft voraneilte; er mußte selbst in sich Ruhe und Festigkeit gewinnen, dem näher und höher steigenden Unglück zu begegnen und mitten in der verworrenen und trüben Gegenwart die Freude festzuhalten und den Scherz und grade dann mit ihren Gaben hervorzutreten, wenn die Menschheit am meisten ihrer bedurfte. Und so geschah es, daß mitten im Krieggetümmel das wunderliche Hasenherz Attila Schmelzle, der kleinmeisterliche Fibel, der ergötzliche Zyniker Katzenberger, die tapfern Ziebinger und Großlausauer mit ihrer Heerschau aus seiner Feder an das Licht der Welt traten, während der erhabene Flug seiner Dämmerungen, das milde Feuer seiner Friedenspredigt und das hochauflodernde seiner politischen Fastenpredigten mahnend und warnend, tröstend und erhebend den Ernst der Zeit und die über alle Zeit reichenden ewigen Anforderungen an die Menschheit vor die Seele führte.

Für eine literarische Thätigkeit in dieser Richtung war Jean Paul vornehmlich mit Fr. Perthes in Hamburg und Cotta in Tübingen verbunden. Den erstern unterstützte er

bei der Gründung des „vaterländischen Museums,“ letztern bei der des „Morgenblattes,“ dessen Eröffnungsrede er schrieb, 1806. Zu den mancherlei Verbindungen ähnlicher Art, in welche er sehr gegen Wunsch und Willen gezogen wurde, weil sie ihn von Ausarbeitung größrer Werke abhielten (z. B. mit Friedrich Schlegel, für dessen „deutsches Museum“), kam in dieser Zeit auch die mit den Heidelberger Jahrbüchern, für welche er unter dem Zeichen „Frip“ eine Folge von Recensionen schrieb, die später in der kleinen Bücherschau neuredigiert zusammengestellt wurden; so wie die in Zeitschriften und Almanachen zerstreuten Aufsätze jener Zeit in der Herbstblumine vereinigt sind.

Will man übrigens Stimmung und Richtung Jean Pauls in jener Zeit aus wenigen Worten kennen lernen, so sind es jene im Mai 1808 an Otto geschriebenen:

„Mein Inneres ist jetzt starr, trocken, kalt; der Frühling und all seine Sternenhimmel haben mir nichts an; ich bleibe starr-kalt, bis das große Welt- (Europa-) Spiel gewonnen ist. Dieß hält mich indeß nicht ab — denn es spornt mich an — zum All-Besten mit Einzel-Kräften feurig mitzuwirken. Welchen die Zeit niederschlägt, der richte zuerst sich wieder auf und dann diese mit. Wenn die Vielheit der Teufel etwas vermag, so noch mehr die der Engel. Noch mehr sag' ich; denn die menschliche Natur gibt zehn Engeln das Uebergewicht über hundert Teufel. Denn wäre dieß nicht, so wäre bei der Ueberzahl der Schwachen und Dummen und Schlimmen längst die Menschheit eingesunken, anstatt gestiegen.“

Wie diese Denkweise die Liebe zu Jean Paul in Vielen seiner alten Freunde befestigte, und ihm viele neue gewann,

konnte es nicht fehlen; daß sie ihm auch einige abwendig machte. Unter letztern sprach sich einer seiner hochgestellten Verehrer aus frührer Zeit mit ganz besondrer Schärfe, ja Erbitterung gegen ihn aus, der Herzog Emil August von Gotha. Er nahm die Gelegenheit dazu von einer Fürbitte Jean Pauls um eine Unterstützung für die Tochter Schlözers, die er nicht einfach abschlug, sondern mit einer Zuthat von Erboßung über des Dichters neueste Schriften, wobei nur die Angst vor irgend einem Rachewort desselben ihn bestimmte, seiner Grobheit mit einem verhüllenden Mäntelchen nachzulaufen.

Dagegen gewann er grade durch das, was ihm den Herzog von Gotha entfremdete, das Herz eines andern deutschen Fürsten, der — der erste von allen — sich des schönen fürstlichen Vorrechts erinnerte, dankbar zu sein im Namen des Volks gegen seine Wohlthäter. Carl v. Dalberg, Fürst von Primas bewunderte nicht allein den hohen Genius Jean Pauls und pries Schwung und Flug seiner Phantasie, er nahm nicht allein die erhebenden und stärkenden Worte des „Friedenspredigers“ in sein Gemüth auf, und ermunterte ihn, „die Schönheit der Tugend und Wahrheit zu schildern und für Menschen-Wohl und Glück mit Geisteskräften zu ringen;“ sondern er dachte auch an die Bedingungen, unter denen ein solches Ringen dem Sterblichen ermöglicht wird. Anhaltendes und durch geistige Schmerzen aufreibendes Arbeiten hatte die Gesundheit Jean Pauls angegriffen, so daß er bei den ohnehin gedrückten Verhältnissen des Buchhandels wohl nicht frei von Sorge geblieben wäre, wenn nicht eine außergewöhnliche Hülfe eintrat. Diese zu leisten übernahm die fürstliche Freigebigkeit Dalbergs, der ihm eine jährliche Pension von tau-

send Gulden aussetzte; eine Hülfe die einen um so größern Werth für Jean Paul haben mußte, als auch die letzte Hoffnung, der König von Preußen werde, seines frühern Versprechens eingedenk, ihm eine Präbende verleihen, in dem Kriegs-Unglück Preußens gänzlich untergegangen war.

Wenn es vornehmlich das häusliche und Familienleben ist, das bei der Verscheuchung der Sorge gewinnt, so ist es nun wohl an der Stelle, einen Blick auf das zu werfen, welches Jean Paul führte, um so mehr, als sein eigenthümlicher, die entferntesten Endpunkte zusammenfassender, Größtes und Kleinstes vereinender Charakter sich hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit zeigt. Wir halten uns für diesen Zweck an das Bild, das uns seine erstgeborne Tochter Emma davon entworfen, da gewiß niemand befähigter ist, von dem Vater- und Hausleben Jean Pauls Kunde zu geben, als eines der Familienmitglieder selbst. Die nachfolgende Mittheilung ist einem Briefe an den Verfasser dieser Lebensbeschreibung entnommen.

Jean Pauls Vater- und Hausleben.

„Es ist vielleicht mehr meines, als Ihres Vergnügens wegen, wenn ich Ihre Bitte erfülle (denn ich erzähle gern), und doch, hoffe ich, soll Sie's auch freuen, den freundlichen Mann mit bräunlichem Hausrock und herunterhängenden Sokken, die wir Kinder ihm erst in der Mutter Zimmer, zu der er seinen Morgengruß trug, hinauf banden, zu sehen. Der Hund springt an ihn hinan, die Kinder hängen sich um ihn herum und suchen, wenn er geht, ihre Füße in seine niedergetretenen Pantoffeln einzuschieben, wenn seine Fersen sich ein wenig daraus heben, um so ihn festzuhalten: Eins springt

vor ihm her, wenn er fortgeht, die zwei andern (damals lebte mein seliger Bruder noch) muß er an den Rockschößen fortziehen bis an seine Zimmerthüre, wo sie ihn alle verlassen und nur der Pudel mit hineinwedelt. Doch ich muß von vorn anfangen.

Als wir ganz klein waren, bewohnten wir zwei Stockwerke eines Hauses, der Vater arbeitete oben in den Mansarden. Wir Kinder krabbelten nun Morgens mit Händen und Füßen die Treppen hinauf und hämmerten an der schließenden Fallthüre, bis der Vater sie aufhob und nach unserm Einlaß sie wieder schloß und dann von einem alten Schrank eine bereits durchlöcherte Trommel herunternahm und eine Pfeife, mit denen wir stark musizierten, während er drinnen schrieb. Dann durften wir auch hinein zu ihm und mit dem Eichhörnchen spielen, das er sich damals hielt, und das er Abends in seiner Tasche mit in die Harmonie nahm. Er hatte allerlei Thiere, die er zähmte; einmal Mäuse; dann eine große Kreuzspinne, die er in einen pappenen Schachteldeckel sperrte, über den er ein Fensterglas geklebt. Unten hatte er ein Thürchen von Papier gemacht, durch das er sorgfältig Futterfliegen hineinließ. Im Herbst sammelte er für seine Laubfrösche und für die Spinne die Winternahrung. Wenn man einmal Kleinigkeiten erzählt, so muß ich auch sagen, wie er die Thiere fing. Abermals in einem Schachtelboden, den er mit Obst bestrich, und mit einer Glasscheibe belegte, soweit, daß nur ein Fliegenleib bequem durchkonnte. Saßen nun mehrere fressend darin, so riegelte er zu und trug den Schatz in sein Schlafzimmer, wo meine Schwester und ich ihn an den Fenstern fingen. Das Fliegenhaus war ein altes Vogelhaus, das er mit einem abgedankten Florschleier überzogen, die Oeffnung oben schloß

ein Bretchen, das durch ein darauf gepichtes Bleistück leicht zuklappte, und ebensogut durch ein unten angeklebtes Fädchen sich aufziehen ließ. — Alle diese und ähnliche mechanische Dinge (als Schreibbücher heften 2c.) machte er nach dem viertelstündigen Nachmittagschlaf. — Der Vater war sehr gut gegen Jedermann, und konnte am wenigsten fremden Schmerz ertragen, und wenn es auch der eines Thieres war. So ging er nie aus, ohne seinem Kanarienvogel — später hatte er mehre — den Käfig zu öffnen, zur Schadloshaltung für die Entbehrung seiner Gesellschaft; denn er besorgte, das arme Thier müsse sich ohne ihn langweilen. Ich weiß es, daß er einmal Abends den Hund, den er nur wenige Tage statt des verstorbenen Alert besaß und nicht brauchen konnte, mit ganz besondrer Sorgfalt fütterte, weil er eben wußte, daß er ihn am Morgen gegen einen andern vertauschte und es dann nicht mehr in seiner Gewalt hatte, ihm eine Freude zu machen. Sie werden über die Zusammenstellung lachen, aber ich muß es doch auch sagen, daß er es mit einem abgehenden Dienstmädchen allemal grade so machte, und daß dieses, abgesehen von ihrer Tauglichkeit, am Tage vor ihrem Abzug auf ungewöhnliche Weise erfreut wurde.

Den Kindern war jeder Scherz gegen ihn erlaubt; oft baten wir: „Vater, tanz' einmal!" dann machte er einige Sprünge. Oder er mußte französisch reden, wobei er besondern Werth auf die Nasenlaute legte, die Niemand so gut ausspräche als er; es klang kurios. In der Dämmerstunde erzählte er uns früher Mährchen, oder sprach von Gott, von der Welt, dem Großvater und vielen herrlichen Dingen. Wir liefen um die Wette hinüber, ein Jedes wollte das erste neben ihm auf dem langen Kanapee sein; der alte Geldkoffer mit

Eisenreifen und einem Loch oben im Deckel, daß ein Paar Mäuse neben einander ohne Drücken hindurch konnten, wurde in der ängstlichen Eile die Treppenstufe, von der man über die Kanapeelehne stieg. Denn vorn zwischen dem Tisch und Repositorium sich durchzuwinden, war mühselig. Wir drängten uns alle drei zwischen die Sophawand und des liegenden Vaters Beine; oben über ihm lag der schlafende Hund. Hatten wir endlich unsre Glieder zusammengeschoben und in die unbequemste Stellung gebracht, so ging das Erzählen an. Der Vater wußte sich viele kleine Freuden zu machen; so war es ihm ein besonderes Vergnügen, Dinte zu bereiten, was er viel öfter that, als nöthig war; denn Otto schrieb noch Jahrelang mit dem abgedankten Bodensatz. Er konnte es nicht erwarten, sie zu probieren. Schon eine Stunde nach der Zubereitung that er's. War sie schwarz, dann kam er froh herüber zu uns und sagte: „Nun seht einmal, jetzt ist die Dinte schon so, nun denkt euch morgen; oder gar in vierzehn Tagen!" Sie wurde den Abend noch in jeder Stunde fortprobiert. — Gering hat er gar nichts geachtet. Wie er von jedem Menschen, er mochte noch so unbedeutend scheinen, zu lernen wußte, so ließ er auch kein Bindfadenendchen, Glasstückchen, keinen abgebrochnen Korkstöpsel ꝛc. liegen. Was er der Art fand, trug er in seine „Lumpenschachtel." „Ich bin doch neugierig, wozu ich das gebrauchen werde," sagte er, wenn er wieder etwas Weggeworfnes fand.*) Schmerzlich war ihm der Gedanke

*) Die Leser erinnern sich wohl, daß er's mit Gedanken, mit Erfahrungen, Bemerkungen ebenso machte, und daß er sich oft dergl. niederschrieb, z. B. „Bienen besuchen Lindenblüthen im Mondenschein," ohne noch den Gebrauch des Gedankens nur von weitem zu sehen.

des bloßen Untergangs, am meisten, wenn's Menschenarbeit war. Er verbrannte keinen Brief, ja die unbedeutendsten Zettel hob er auf. „Alles untergehende Leben, sagte er, kommt wieder; diese Geschöpfe dieses Kopfes und Herzens nie. Man soll die Namen durchstreichen, aber die Seele leben lassen, die gerade in Briefen sich am innigsten ausspricht.“ So hat er sogar dicke Bücher mit den Einfällen, Redensarten und Gewohnheiten von uns Kindern vollgeschrieben.

Er stand häufig von seiner Arbeit auf und sah nach, wie es uns ging. Aber eine Unterbrechung von außen war ihm sehr störend. So sah er höchst ungern Besuch in den Vormittagstunden, und wirklich bös konnte er werden, wenn man ihn zu früh zum Essen rief. Beim Essen war er sehr gesprächig und hörte auch alles, was man ihm erzählte, mit der größten Theilnahme an, und wußte immer etwas daraus zu machen, so daß der Erzähler durch seine eigne Erzählung klüger wurde. Im Essen und Trinken war er sehr mäßig. Früh beim Schreiben trank er eine Flasche Wein nicht ganz aus; Nachmittag Bier, welches ihm gewöhnlich der Onkel (sein Bruder Gottlieb), der noch hier lebt als Unteraufschläger, besorgte. Mit diesem lebte er sehr gut und ließ sich von ihm immer von Jodiz, dem Großvater, ja aus seiner eignen Kindheit vieles erzählen, was er wieder vergessen hatte. —

Der Vater gab uns nie bestimmten Unterricht und doch belehrte er uns immer. Unsre Abendtafel machte er zu einer französischen Wirthstafel, die er mit zwölferlei Schüsseln aus seinen Exzerpten besetzte. Dadurch naschten wir, ich möchte fast sagen, von allen Wissenschaften, ohne uns freilich an einer zu sättigen; wenigstens ich, die weniger fortgesetzten Unterricht bei Lehrern hatte als meine Schwester. Wir durften Alles

sagen, sogar jeden Spaß über den Vater zu ihm selber. Seine Strafen gegen uns Mädchen waren mehr passiv als aktiv; sie bestanden in Verweigern oder in einem Strafwort; unser Bruder aber, der aus Knabenscham sein Herz nicht mit den Händen bedeckte, sondern mit den Fäusten, und mit diesen oft uns, wurde zuweilen geschlagen. Der Vater sagte dann: „Max, heute Nachmittag um Drei kommst du zu mir, da kriegst du deine Prügel.“ Er kam pünktlich und litt sie ohne einen Laut.

Unser Hauptfest war Weihnachten, in das der Vater früher noch den Heiligenschein des bescheerenden Christkindchens warf. Schon vierzehn Tage vorher ließ er einzelne Lichter daraus über die Bretter gehen. Waren wir den Tag über recht gut gewesen und er kam Abends aus der Harmonie, so brachte er oft einige Stücke Marzipan mit und sagte uns: „Heut, Ihr Kinder, ging ich in den Garten (— die Harmonie hat einen —) hinaus, und wie ich da den Himmel ansehe, kommt eine rosenrothe Wolke gezogen und da sitzt das Christkindchen darauf und sagt mir, weil Ihr heut so gut gewesen seid, wolle es Euch auch was schicken.“ Oder er rief auf einmal mitten im Erzählen, wo wir auf seinem Kanapee hockten in der finstern Stube: „Habt Ihr nichts gehört?“ Nein, sagten wir. „Ich aber, das Christkindchen war's;“ und da langte er zum Fenster hinaus und ein wenig Marzipan herein. In der Weihnachtwoche ging er selber auf den Markt und kaufte ein. Wenn wir ihn nun zurückkommen sahen und der Mantel mehr als ihn umschloß, was sich durch die Höcker und Ecken, in die seine Paar Falten ausgespannt waren, verrieth, und wir die Treppe hinunter dem Vater entgegen rannten und uns an ihn anhängen wollten, so rief

er listig zornig: „Keins rührt mich an!“ und nachdem er im verschlossenen Zimmer alles versteckt, aber doch absichtlich wieder ein rothes oder Goldpapierchen liegen lassen, oder einen bunten Span, durften wir hinein. Am heiligen Abend selber konnte er das Bescheeren nicht erwarten. Sobald es dämmerte, mußten wir fort, und mit der Dunkelheit wurden wir schon gerufen und dann konnten wir uns nicht genug für ihn freuen.

Es gab noch einen Festabend — an Fastnacht. Der Vater kaufte da einer alten Frau, die zeitlebens der Harmonie gegenüber saß und hinter einem Tischchen strickte, für sechs Kreuzer den halben Laden aus. Sie hatte Fliegen- und Wohnhäuser, Stühle und Tische und Bänke, alles von Mehl und Wasser gemacht und mit rothen Linien geziert. Dieß bescheerte er uns Abends auf einem Stuhl vor einem Paar übriger Weihnachtwachslichtchen.

Zu der Genügsamkeit, auf die ihn das Schicksal in seiner Kindheit hingewiesen, wollte er uns erziehen. So bekamen wir nie Taschengeld, sondern blos etwas weniges an den drei Hausmärkten in Baireuth, jedes drei Kreuzer; später stieg's zu sechsen und kurz vor meiner Kommunion konnte ich mich einmal mit einem Vierundzwanziger sehen lassen. In den letzten Jahren bekamen ich und meine Schwester jede einen Sonntagsechser. Dieß Geld konnten wir aber ebensogut hinauswerfen, als behalten. Dadurch lernten wir aber schwer das rechte Umgehen mit Geld, und wenn — wie, ich weiß nicht wer, behauptet — auf einer Nadelspitze tausend Engel sitzen, so hatten bei uns wenigstens hundert Pläne auf einem Thaler Platz; aber sie flogen mit ihm in die Luft.

Ich will nur noch zwei Dinge erzählen. Erstlich, wie

er den Gärtnersleuten, die in dem Garten, worin er arbeitete, angestellt waren, aushalf und vorschoß. Immer fünf Gulden gab er ihnen auf einmal, von denen die Frau monatlich einen wiederbringen mußte, wofür er ihr seinen Sechser „Interessen“ abzahlte, wie er sagte. Und dann, wie der Vater, wenn er eben in diesen Garten früh hinausging, meist durch den langen, schattenlosen Rennweg zog, um vor dem Thor von einer dicken Branntweinbrennerin einen Gutenmorgen zu bekommen, und noch sagen zu können: „Es wird schönes Wetter, Frau R.“ oder „Es wird nicht lange mehr so bleiben; wir kriegen Regen, Sie werden's schon sehen!“ denn bei dieser Frau trafen — wie sonst nicht bei jedermann — seine Wetterprophezeihungen immer ein.

Ich will aber aufhören: denn da bei Kleinigkeiten eine jede das Recht des Erzähltwerdens hat, so sammelt sich zuletzt eine ermüdende Masse und das Ende wird schwerer als der Anfang. Würde es Sie z. B. nicht langweilen, wenn ich erzählte, daß der Vater im ausgehobnen Einsatz eines Toilettenkastens ein Löchelchen für Pfennige und eins für Zweipfennigstücke hatte? — daß er, wie Swift, in der linken Westentasche kleines und kleinstes Geld für Arme trug? — daß hinter seiner Hausrockklappe der Bodensatz eines Dintenfasses klebte, weil er da die Federn auswischte? — daß er Siebenkäs seinen Ordnungsatz unterschob: jede Sache muß ihren Ort haben; aber einerlei ist's, wo der ist? Und noch vieles Andre mehr, was er freilich selbst erzählen müßte.“ — — —

Zur Ergänzung dieser Mittheilungen aus dem häuslichen Leben Jean Pauls und über die Eigenthümlichkeit seines Characters liefert er selbst noch einen in aller Beziehung beachtenswerthen Beitrag in einem Buch, in welchem er durch das Ver-

zeichniß seiner guten Vorsätze gewissermaßen Rechenschaft über seine Fehler ablegt. Am häufigsten kehrte einer wieder, der tief in seiner Dichterseele seine Wurzeln hatte. Wie liebevoll und mild er war, dennoch war er auch — zumal nach der Arbeit, die ihn in einen rauschähnlichen Enthusiasmus versetzte (der sogar von Unverständigen oft für Rausch genommen wurde) wild-aufbrausend und heftig. Gegen dieses Aufbrausen kämpfte er am stärksten an und die meisten trüben Stunden entsprangen ihm aus der Uebertretung seines Gesetzes dagegen. Das erwähnte Buch aber, das gegen 500 Lebensregeln und damit nicht nur einen Spiegel seines Lebens, sondern einen Wegweiser für jedes enthält, trägt die Aufschrift:

Via Recti.

Juli 1812 bis 1825.

Prolegomena.

Es gibt eigentlich keine Minute und Handlung, wo nicht eine der (hier folgenden) Regeln zu üben und zu gebrauchen ist.

Ist keine neue Uebung erfunden (für zwei Tage), so werde in der Wiederholung der alten fortgefahren. — Am Morgen vor dem Kaffee werde die Uebungsregel ausgearbeitet, und dann am ganzen Tage eingeprägt.

Sobald ich gegen eine Nummer gefehlt habe, muß ihre Uebung wiederholt werden.

An jedem Tage wiederhole die Uebregel des vorigen.

Wozu aber hälfen alle einzelnen Regeln, wenn sie nicht auf einmal in jeder Zeit befolgt würden?

* * *

1. Kap. Einige allgemeine und besondre gute Regeln.

Nichts verschiebe! — Das Verschieben eines verdrießlichen Geschäfts auf eine andre, bessere Zeit findet eben keine bessere; denn in jeder will man verschieben und stets hast du die Selbstüberwindung, die du jetzt vermeiden willst, die dir aber je später, je lästiger fällt.

Warte! — In der Moral, bei jeder Gemüthbewegung ist das Gegentheil der Physik; was man an Zeit gewinnt, gewinnt man auch an Kraft.

In neue Lagen und Freuden suche nur nicht alte Ziele und Gewohnheiten einzuzwängen.

Aus einer gegenwärtigen Unlust gewinne gradezu eine Freude und strenge dich dazu an.

Unbequemlichkeiten seien lieber gesucht, als gemieden.

Es ist vergeblich, wenn du in deinen Stubenangelegenheiten alles ins Reine zu bringen trachtest und hoffst; denn nach der ersten Stunde, wo sie darin wäre, kommen ja neue Anordnungen; — und so hört es nie auf. Die Regel ist also nur überhaupt jeden Tag zu ordnen. Und Ordnung ist ja auch Freude.

Vollendet kannst du doch nicht sein, also auch nicht erscheinen. Warum willst du dich denn um einige Fehler grämen, die dir Andere vorwerfen — entweder müssen oder wollen?

Suche nach dem äußern Lärmen und Thürzuschlagen so wenig zu fragen als nach dem Marktlärmen, sondern die Stille höchstens zu benutzen; denn es ist doch keine vollendete Stille möglich.

Es ist gut, ein Bedürfniß nach dem andern zu verjagen, z. B. Brustbekleidung, Pantoffeln 2c.

Meide Uebermaß im Trinken. Reden ist Trinken, aber Trinken nicht Reden. Man muß blos so viele geistige Getränke nehmen, als eben für die Gesundheit und Gewohnheit gehören, aber nicht darüber hinaus etwa so viel, als man zu geistiger Anstrengung nöthig hätte. Dieß hieße ohne Gewinn reizen.

Abendspaziergänge suche, zumal im Herbst, ohne Arbeitzweck.

Zu allen Gefühlen nehme der Mann ein Bißchen Verstand dazu; auch zu den besten, und ohnehin zu den zornigen.

Ein Mensch soll seine Zufriedenheit nicht erkaufen durch die Unzufriedenheit von drei Menschen.

Es ist nothwendig, eben soviel darauf zu sinnen, Andern Freude zu geben — nicht blos zuzulassen — als sich selbst.

2. Kap. Vom Verhalten gegen Andere.

Es ist ein großer Unterschied 1. den Menschen brauchen, 2. gebrauchen, 3. genießen, 4. lieben und 5. achten.

Auch nur Einen Menschen recht zu lieben — welcher Genuß und Ersatz!

Kein Mensch werde blos aus deinem Verhältniß zu ihm oder seinem zu dir betrachtet, sondern aus seinem zu sich und der Zukunft und Welt.

Meine Verhältnisse fühle ich, aber nicht die fremden, nach denen der Andere handelt; also setze dich zu allererst in diese, als die unbekannten; — deine dir bekannten handeln schon ohne deinen Willen mit.

Thue gegen Andere nichts aus Furcht, sondern aus Liebe; und fehlt diese, so schone lieber nicht.

Wozu Trotz oder Aergerniß, da es ja zehn andere Arten gibt, eine Sache zu erreichen. Und was wär' es denn, wenn es gar nicht ginge?

Wie? Forderst denn du zu deiner philosophischen Mann- und Geist-Umänderung durch Grundsätze dieselbe Umänderung von Andern, z. B. der Frau, den Freunden, Kindern rc., die gar nicht in deinem Falle waren, und welche deine Verbesserung mit alten Gewohnheiten empfangen? Warum setzt eigne Verbesserung fremde voraus? — um es selber leichter zu haben.

Stelle dir nur drei Tage hinter einander die Vorzüge einzelner Menschen vor.

Gewährst du etwas, so thu' es zugleich freundlich; sonst geht ja das ganze Opfer verloren. Ebenso mache es mit dem Abschlagen.

Stelle dich nur eine Woche lang sanft gegen Jeden, obwohl aus Ueberzeugung, um zu sehen, wie dadurch alle Seelen gewonnen werden und deine gewinnt.

Was durch Geld abzuthun ist, werde auch nicht durch den kleinsten Schmerz abgethan. Du willst 24 kr. ausgeben und nicht einen Kronenthaler, als ob alles nicht einerlei wäre.

Durch Zank wird ein Drittel erreicht; durch Liebe oder Nachgeben das Ganze.

Sprich deine Meinung durch wortlose Thaten einigemal aus. Sogar die That wird entkräftet, wenn man ihr hinterdrein ein Wort beifügt.

Liebe kann man bald vernichten (wenn man sie für übermäßig hielt), aber nicht Haß. Zu jener gehört ein Wort, zu diesem Thaten.

Es braucht viele gute Worte, ehe du nur ein böses wieder gut machst.

Man bereut nie den Aufschub des Tadelns — da man es ja jede Minute nachbringen kann — aber wohl die Voreile desselben.

Nicht blos eine Eigenschaft eines (gehaßten) Menschen muß man zu entschuldigen suchen, sondern ihn in seinem ganzen Umfang beschauen und vergleichen.

Wenn ich den Mittelkopf darum anfeinden oder verachten will, weil er über seinen Werth sich etwas herausnimmt und sich für größer hält: so darf ich ja dem höhern Kopfe es noch weniger verzeihen, wenn er den seinigen zu hoch ansetzen will, da schon im höhern die Bedingung und Leichtigkeit der Selberkenntniß liegt; und dennoch kehren wir es um und verzeihen hinaufwärts und nicht hinabwärts.

Ein Mann, dessen Stolz man für zu groß hält und den man ganz herabsetzt, würde uns selber wehe thun, wenn er in seinem eignen Bewußtsein vor uns so träte, wie wir wünschen.

Lasse ich dem Andern das Recht seiner Selberschätzung und Selbstliebe zu, so darf er auch beide zuweilen im Verhältniß zu groß werden lassen.

Blos durch (scheinbar herablassende) Liebe gegen Andere, die eigentlich dir gleicher stehen, als sie denken, dankst du dem Himmel für die Ueberschätzung deiner. Auch fremde Fehler (z. B. Nichtanerkennung) sollen nicht eigene erzeugen.

Bei dem Mißverhältniß mit dem Andern malt man sich, anstatt zur Versöhnung und Einschauung recht feurig dessen Inneres sich abzuzeichnen, umgekehrt das eigne Innere recht feurig vor; — anstatt in ihn hineinzugehen, geht man desto tiefer rückwärts in sich selbst hinein.

Hast du oft vergeben, warum nicht noch einmal? Und willst du irgend einmal vergeben, warum nicht sogleich, sondern erst die Marter des Zürnens aushalten? Zürnen heißt einen Fehler zu einem ganzen Menschen machen und mit Einem alle Tugenden auslöschen.

Ach wüßten wir Menschen doch die unbesonnene Undankbarkeit so zu verzeihen, wie wir dem Kanarienvogel das feindselige Hacken mitten unter dem Füttern verzeihen.

Wenn jemand dir Freude zu machen die Absicht hat, so ist's die größte Sünde, über irgend etwas, womit es ihm nicht gelang, auch nur die kleinste Mißbilligung zu zeigen und eine ganze wohlwollende Anstrengung mit Undank aufzunehmen.

Aus den heitersten Verhältnissen, z. B. Neujahrglückwünschen, mache dir doch aus einsamer Enge keine bösen, sondern danke Gott für fremde Liebe.

Nichts habe in Gesellschaft zu bereuen und sei eher zu furchtsam, als zu kühn.

Den geselligen Widersprecher betäubt und besiegt weit besser eine feine Antwort, als eine starke.

Grade um den Menschen dich werth zu zeigen, übertreibst du den Enthusiasmus (durch Trinken) so, daß du eben den Zweck verfehlst. Du erschienest ja schöner, wenn du weniger scheinen wolltest. Welches Extrem ist besser, matte Stille, oder excentrisches Sprechen? — Auch achten überall Menschen Schweigen hoch, sobald sie nur den Schweiger achten.

Alle Talente, Witz rc. erschaffen durch ihr Erscheinen der Gesellschaft nicht so viele wahre Freude, als moralische Erhebung.

In froher Gesellschaft disputiere über denselben Gegenstand nie über eine halbe Stunde. Ein ganzer himmlischer Abend, der Freude und Einfälle und Kenntnisse geben konnte, wird für ein hartnäckiges Durchfechten eines Satzes, der doch am Ende so dastehen bleibt, wie anfangs, weggeschleudert.

Setze in jeder Gesellschaft, wo du viel sprichst, einen Feind

voraus, um dich zu mäßigen, dich nicht zu überheben — einen Lacher unter Verehrern — einen Spion unter Liebenden.

Viele Unabhängige richten sich nie nach einem Unabhängigen, aber dieser richtet sich richtiger nach jenen.

Bequeme dich aber nicht auch nicht der lindernden Ansicht, wenn du durch das Gegentheil des Bequemens das Moralische suchst und treibst. Nur da sei nachgebsam, wo du im Spiele bist.

Gibst du einmal wider eigne Ueberzeugung nach, so bleibt dir die fremde Anerkennung eignen Unrechts gewiß und nachkommend.

Es ist auch eine dumme Scheu, vieles zu befehlen, was nothwendig ist.

Man muß jedes Billet, das man schreibt, wie an sich selber geschrieben denken, um aus dem eignen Gefühl und Empfangen das fremde zu errathen.

Je näher dem Tode und je umrungener von Gräbern sollte man doch endlich die Gegenwärtigen mehr lieben lernen. In der Jugend kann man kälter vor einer Masse vorüber laufen, aus der uns noch immer genug zum Lieben übrig bleibt.

Wie lange soll denn wohl ein Zürnen dauern? doch ewig nicht?

Freilich kennen wir den ewigen Zusammenstoß des äußern Du mit dem innern Ich; der Andere entzündet sich mit einer ebenso langen Ideenreihe gegen dich, als du mit einer gegen ihn.

Aber dichte den Freund in die alte Lage zurück und schaue dann an dein Anschauen desselben.

Ueberhaupt setze dich im Zürnen mehr in die fremde Stelle als in deine eigene.

An Eigenheiten guter Menschen stößt man sich so hart und will doch die eigenen verziehen sehen.

Lasse einem guten, aber leidenschaftlichen Menschen nur Zeit zu Entschluß und Abkühlung, wie du es ja auch brauchst.

Hilft ein Aussöhn-Versuch nicht, doch der zweite, gewiß der dritte.

Man will doch einmal verzeihen; aber wie wär' es möglich, wenn jeder Recht hätte? Denn nur ja das Unrecht ist zu verzeihen.

Bin ich einmal der rechten köstlichen Liebe gewahr worden, wozu vieles Unterscheiden, zumal bei Aussöhnung? — Was ist Alles, was man spricht, gegen das, was schweigt!

4. Kap. Einige gute Haus-, Schreib- und Eheregeln.

Seltsam! Die Väter reden außer dem Hause, auf der Kanzel 2c. so erbaulich als möglich; aber in ihrem und vor ihren Kindern erlauben sie sich das Gegentheil, als wenn auf die Nächsten nicht am öftersten gewirkt werden müßte und sonst; und am leichtesten könnte!

Mit einem Bißchen sittlicher Vernunft thut man in der Ehe und überall weit mehr Gutes und verhütet Böses, als mit einem ganzen Feuer Liebewärme.

Größre Freundlichkeit, als eigentlich da ist, wäre erlaubt gegen Frau, Kinder, ja Mägde.

Man sollte sich weit ernstlicher die Liebe seiner Frau und seiner Kinder zu erwerben oder zu versichern und zu erhöhen trachten, als irgend eine fremde andere, die nicht halb soviel dem Glücke des Lebens dienen kann.

Gelindigkeit gegen Kinder und Untergebene ist Frucht eines schweren Entschlusses; Schärfe hingegen theilt von selber der Zorn mit.

Ein ganzes Haus hängt vom Haustyrannen ab; ein Einfall verbittert Fünfen das Leben oder den Tag.

Denke und gewinne dir ein noch nicht erlebtes Leben voll recht langer häuslicher Liebe, welches du aber nicht den ersten, besten Kleinigkeiten und Aufwallungen opfern darfst.

Du hast ja nur Eine Minute Enthaltung und Bezwingung nöthig, um ein ganzes seliges Leben festzuhalten, anstatt daß Ein Rachewort Monate zerfrißt.

Nur Einen Menschen beglückt zu haben, wie C—: wie köstlich! Aber zum Beglücken gehört Leiden, Erdulden, Verzeihen, nicht bloßes Geben oder Genießen.

Je mehr du sie eines größten Glückes werth hältst, desto mehr thue und leide für sie. Es ist ein Großes, einen solchen Menschen beglückt und geliebt zu haben, zumal da er so sehr die Liebe zu fühlen und zu achten weiß.

Wie hoch wäre die fremde Liebe zu steigern durch fortgesetztes Werben um sie!

Es kommt nur darauf an, welche Janusseite eines geliebten Wesens man sich eben vorhält.

Wie Winckelmann täglich eine halbe Stunde zum Beschauen seines italienischen Frohseins aussetzte: so sollte ein Mann täglich oder wöchentlich eine halbe Stunde zum Ueberrechnen und Erwägen der Tugenden seiner Frau oder seiner Kinder, seiner Freunde festsetzen, um ihre Vollkommenheit sich nicht erst bei ihrem Tode in Einen Brennpunkt zusammenzudrängen. — Oft genug sonst gebrauchen wir dieses Zusammendrängen in Einen Punkt, nehmlich um uns nach einer

Beleidigung recht zu erzürnen und einen ganzen Menschen mit all seinen Lichtern recht zu verschatten.

Eigentlich ist's ein Ehefehler, in irgend eine Erzürnung alle lang verhaltenen Vorwürfe, besonders die kleinen, um derentwillen man vorher keinen eignen Zank anfangen wollen, auszupacken und vorzukramen: Alles wird dann von der Gegenseite, ja von der eignen, nur im Allgemeinen und Großen betrachtet und gefaßt und kein kleiner Vorwurf findet seine ruhige rechte Erläuterung und Erwägung, Vergebung und Zurücknahme.

Eine Frau eines Fehlers wider ihren Ausspruch zu überweisen durch die That, bringt bei ihr nicht das angenehme Gefühl, wie bei dem Beweisenden, hervor, sondern das entgegengesetzte. Was hat man denn für guten Erfolg davon? Eher umgekehrt, wo man selber kein angenehmes Gefühl dabei hat, wird man wirken, wenn man einen eignen Irrthum eingesteht.

Es ist nicht genug, daß man im Ehezwist oder auch sonst überlegne moralische Kälte behaupte, es ist sogar Pflicht, die Kälte und Ruhe einzukleiden und sanfter darzustellen. Die eigne Klarheit soll man bei Andern nicht dadurch voraussetzen, daß man sie selber als nach einer gleichen handelnd darüber angreift. Der Mangel der fremden Philosophie soll nie die eigne vergessen machen; sonst ist Stolz und Wunsch eines unmoralischen Siegs im Spiel.

Ermahnungen, Tadel, Lob im Haushalten verschiebe — gegen Frau, Kinder, Gesinde. Das ist die wichtigste Regel. Alles Aufgeschobene sagt man besser.

Grade in der wärmsten Arbeitstunde sei bei fremden Anklagen, Störungen, Kinderfehlern am leisesten und mildesten.

Man sieht oft im Frieden gar keine wichtige Ursache möglich und voraus, die einen Krieg herbeiführen könnte. Aber es braucht nur eine unwichtige Ursache und zu dieser noch einige: so gebiert schon die Menge derselben einen.

Bei besondern Hausvorfällen, z. B. Verzögerung durch Bierabziehen, durch Fremde ꝛc. fordere ja nicht dieselbe Anstrengung, oder Gleichheit überhaupt, zumal da nach der außergewöhnlichen Anstrengung jeder Tadel schmerzt als Undank.

Man sollte im Hausleben ein Reiseleben versuchen; alles leicht und flüchtig nehmen, wie es denn auch ist; nach nichts fragen, wie ein Yorik unterwegs; nur spielen mit den Begebenheiten, gleich ihm, als habe man ihrer blos in einer empfindsamen Reise zu gedenken.

Es gibt freilich drei böse Stunden: die Dinier-, Erwach- und Soupierstunde. Himmel! wie leicht ist ein Essen vergessen und wie wenig sein Genuß gegen den langen Nachschmerz!

Ueber Essen entsteht soviel Zank; daher da so etwas bald vorüber, ja der Tadel nachzutragen ist, ist es besser zu schweigen.

Nie tadle unter dem Essen das Essen; denn durch Antworten und Reden wird das schlechte Essen zu einem noch schlechtern.

Schlechtes Essen ertragen ist doch leichter und besser, als es bezankeu, zumal da es so selten.

Wenn etwas an einer langen Zubereitung, z. B. des Essens, dir nicht gefällt, denke nicht an die Möglichkeit bessern Geschmacks oder Wirklichkeit des schlechten, sondern an die lange fremde Mühe und Hoffnung.

Auch ohne Reise mußt du durchaus das Leben von neuem anfangen, wenn es verdorben ist.

Wenn man selber glaubt, man habe das Beste von Kindern und Frau — warum kann man denn über Einzelheiten derselben zürnen, als habe man Schlimmes?

Wenigstens drei Menschen kann ich durch fortgesetzte und alles Aufbrausen niederdrückende Güte immer inniger gewinnen.

Jemanden, der mit rechter Freude aus einer Gesellschaft kommt, darfst du nicht anzürnen, sondern mußt seine Freude achten.

Um eine Freude, die dir deine Frau oder ein Freund macht, recht anzunehmen und um z. B. bei einer neuen Einrichtung nicht zuerst anzumerken, daß du sie nicht gebrauchen kannst in dem und jenem: so stelle dir nur vor, es sei umgekehrt und du habest die Freude und das Geschenk gemacht, und beobachte dann, welche Wünsche und Erwartung du selber haben würdest und wie schmerzlich deiner Hoffnung, zu beglücken, die Aeußerung, beraubt worden zu sein, werden müßte.

Was soll denn der Andere, dem ich die Lust verbiete, haben, z. B. die Magd? Soll sie denn in mich hineinleben? Und sich so begnügen mit dem Abschlagen? — Es ist richtiger bei Anfragen „Darf ich?" weder ja noch nein zu sagen, sondern erst später entschieden eins. Das Widerrufen ist böse.

Man ist nie froher, als wenn man wie ich (heute den 11. Oct. 1822) froh ist in der Gewißheit, daß die abwesenden Geliebten auch froh sind.

Verbiete blos sanft, da Gründe bei Heftigkeit doch nicht stärker einwirken. Zum Strafen wähle nie anfangs das stärkste, sondern nur das schwächste Mittel, obgleich der Irrthum der Leidenschaft mit jenem mehr oder alles zu erreichen glaubt.

Der Oberste überall, nicht blos der Fürst, also der Hausvater, tritt mit größrer Gewalt auf, als er weiß. Seine Wünsche, seine Winke setzt er ohne Bewußtsein seiner Allgewalt voraus und er verwundert sich am fremden Freuen über sein Freuen. Er weiß selber nicht, wie man ihn fürchtet, sonst wär' er anders.

Woher kommt die Heftigkeit des Gegners, die ich so tadle? Er muß seiner also eine andre Heftigkeit der Ideen entgegen setzen, die ich haben will. Er mußte vorher folglich alles so klar anschauen, daß er dein höchstes Unrecht gegen ihn trotz seiner Liebe gegen dich feurig empfand. Aber hier geht in ihn die Untersuchung rückwärts hinein. Der Zorn übersieht oder verachtet hundert kleine zarte Verhältnisse. Frage dich, ob durch Zürnen zu strafen in der Ehe, oder zu verzeihen mit Hoffnung der Liebe. Ist die strafende Ruhe des Mannes nicht dem strafenden Zorn der Frau gleich zu stellen? Eigentlich fordert in der Ehe jeder Theil vom andern eine Zankruhe, die er selber nicht hat. — Eine wilde, enthusiastische Frau ist zu weit höherm Unsinn der Worte und Thaten zu treiben als je ein Mann. Der Mann kommt ruhig und spricht über einen Fehler, indem sie freilich hundert andere Tadel voraussetzt.

Die rechte Strenge und Kraft zeigt sich nicht durch Uebermaß und Zorn — was grade das Gegentheil wirkt — sondern durch Ruhe und Consequenz der kleinst-möglichen angewandten Kraft.

Wenn ein Kind die männliche Strenge kennt und das Ausführen jeder Drohung und Strafe: so sei man in den Zwischenräumen des Erlaubens desto milder, sogar ohne zügelnde, drohende Worte, sondern man stehe stark und hoch auf.

Kinder bedürfen der Liebe mehr als des Unterrichts, und nur deine Uebung und dein Beispiel kann sie ihnen geben.

Moralität ist schon der Kinder wegen wichtig, wenn du nicht vor ihnen als ein lebendes Gift herumgehen willst.

Wirf zuerst die harte Unduldsamkeit gegen die Kinder weg, die ja nach langer Entbehrung eben am Morgen kommen, dich zu sehen. Wann sollen sie dich denn sehen? Sie und ich sollen die Morgenfreude der Morgenstunde haben; ich kann ja später lesen.

Wie lange soll denn auch das Aussetzen einer Haushalt- oder Studierstuben-Störung dauern? Ewige Ruhe kannst du doch nicht begehren. Wann denn Unruhe und an welchem Tage? Am frohen oder am trüben? — Je mehr ich freilich diese Schirme und Wärmkleider gegen äußern Zugwind sogar auf diesem Papier anhäufe, desto empfindlicher mach' ich meine Haut, die zuletzt gar nichts mehr wird ertragen wollen. Denn alle diese Regeln sollen doch nur ein Privatschlaraffenland begründen. Kurz meine nächste Regel muß jetzo sein: einen recht großen Verlust zu ertragen, nur nicht des Herzens.

Schon blos dauern kann ein heftiger Grad der Liebe nicht. Aber dieser will noch vollends, daß sie über ihn hinaus noch fortwachse.

Hüte dich vor willkührlichen Unterbrechungen beim Arbeiten. Springe nicht dabei auf der Stelle nach einem aufschiebbaren Geschäft auf.

Hüte dich vor Anhäufen der Phantasie, zumal Abends.

Durch langes Einkochen gegen Abend oder überhaupt im Feuer entsteht jedes Hausgift. Gut dagegen ist Lesen auf Geradewohl oder Ausgehen. Zeit verdünnt alles.

Führe bestimmte Arbeitregeln für den Nachmittag ein.

Schneide nicht oft Federn und unterbrich nicht so oft die Worte im Schreiben, um Punkte ꝛc. zu machen.

Versuche einmal mitten im Arbeiten gegen alle äußere Stör-Klänge gleichgültig zu sein.

Frage nichts nach der Entschließ-Mattigkeit nach dem Nachmittagschlafe.

Schnellarbeiten ist so schlimm als Rückarbeiten und verdoppelt die Mühe.

Anstatt immer wieder von neuem auf Witz und Komisches zuzubereiten, wende im neuen Werk lange Kraft auf Handlung und auf interessante Charaktere.

5. Kap. Verschiedene heilsame Regeln gegen Sorge, Unmuth und Unzufriedenheit.

Wenn nun so hundert böse Tage und Dinge vorüber sind, Streitigkeiten mit Verlegern, Hausbesitzern ꝛc., und du jetzt noch gesund und heiter dasitzest: warum soll dich denn die nächste Zukunftreihe plagen?

Kämpfe gegen kein Uebel, als das du eben fühlst. Kampf gegen künftiges setzt ja erst künftiges donquixotisch zusammen, um es zu bekämpfen. Frage dich stets, wenn du jetzt klagen willst: was leidest du eben jetzo?

Nichts in der Welt sichert dem Menschen Ruhe, ja nur gemeines Fortglück. Verleih' ihm Reichthum und alle mögliche Sicherheit von außen: so ist eben keine letzte möglich. Ein Brand führt sein Haus davon ꝛc. Nur geistig kann man sich gegen alle Windecken des Sturms decken voraus; aber äußerlich nur gegen einige, z. B. gegen Verarmung.

Bedenke und danke, daß du stets in jeder Jahrzeit und

Lage in einer Art von Aisance und häuslichen Bequemlichkeit leben kannst durch dein Geld.

Warum nicht wagen, da du doch mit allem Wagen keinen so gar gefährlichen Fehlschlag erfahren konntest!

Du verachtest oder entbehrst leicht eine Sache, die einen Thaler kostet, — so verachte auch den Thaler.

Geld verschwenden ist doch an den Seinigen am besten angebracht. Und dann, was ist besser für Kinder: etwa mehr nachgelassener Reichthum oder eine ewige Vaterfreude, die ihnen das Leben erleichtert und am Ende durch größern Bücherreichthum doch entschädigt.

Damit du Geldausgaben nicht schonest: frage dich, bist du denn glücklicher, wenn du zweitausend Gulden mehr hast, statt eines, sobald du nur überhaupt gegen Zukunft Schirm hast? Darum ist das Leben in Ausgaben mehr grandios zu nehmen, wie C. thut.

Nach dem 59. Jahre sterben heißt doch blos fünf oder zehn schlechtere Jahre verlieren, als man gehabt und von denen man im Nachdenken und Schreiben darüber schon wieder ein Stück verloren. Man glaubt immer in der Zukunft ein schöneres Stück Leben durch Sterben zu verlieren, als man vorher schon durch Ableben verloren. Man verwechselt die Ansicht des betrauerten Sterbens immer mit der Ansicht des eignen. Kurz, es ist die Zeit gleichgültig, ausgenommen was Ausführung betrifft, die aber Gott anheimzustellen.

Um sich zu verjüngen, braucht man sich blos — da man die Wahl hat — die gute Seite auszumalen. Denn Alter besteht in nichts als im Vorkehren der verrosteten Seite.

Denke dir für einen Tag nur die zweiunddreißig oder vierundsechzig Kompaßwinde oder Radien, welche gegen den

Mittelpunkt zulaufen durch Weib, Kinder, Magd, Freunde, Menschen aller Art und durch den eignen Körper, durch Hund und Vogel; und dann sei so toll dir einzubilden durch Hoffnung, daß keiner dieser vierundsechzig Winde dir etwas Widriges zublasen oder etwas Gutes wegblasen werde. — Gut, wenn du dann dieß keineswegs vermagst, sondern vielmehr auf lauter kleine Staubwolken des Tags dich gefaßt machen mußt: so kehre eben diese Bemerkungen wieder gegen deinen Unmuth und erwarte also aus der großen Zahl der Windecken wieder solche, die dir zur Freude zuwehen und aus so viel Ecken etwas Angenehmes zutragen. Dann hast du das Menschenleben und du erträgst es lustiger.

Die böse Laune oder Verstimmung hat eine gefährliche Unähnlichkeit mit eigentlichen Willenssünden; denn diese werden gewöhnlich mit Gegenkampf begangen und nachher in ihrer unsittlichen Gestalt beschaut und bereut; aber die böse Laune und Verstimmung stellt sich, wenn sie vorübergegangen, in keiner bestimmten, also wenig unsittlichen Gestalt mehr dar; man glaubt kaum gefehlt oder geirrt zu haben, wo es die Andern als Versündigung an sich spüren.

In der Klage der Menschen über die Welt liegt etwas, als sei Gott nicht göttlich genug, als gäb' es noch einen Ueber-Gott, einen Gottes-Gott.

Anstatt aber dir einen heitern Tag zu trüben durch Unzufriedenheit, mach' ihn vielmehr noch heitrer durch Genügsamkeit.

Bei kurzen Morgenplagen (wie Pflasterauflegen) denke daran, daß ja das Morgenankleiden noch öfter vorkommt.

Grade wenn du freudigste Stimmung hast, mußt du am leichtesten ein Bißchen bösen Zusatz vertragen und nicht alles vollkommen verlangen.

Ist's nicht gar zu widersprechend, die absetzenden Windstöße draußen gleichgültig anzuhören und doch den klappernden Fenstern zornvoll unterzuliegen, blos weil du nicht über jene, sondern nur über diese gebieten kannst? Es kostet ja nur einen Willen, so erträgst du dieß und alles willkührliche Geräusch um dich von der Magd an bis zu den Kanarienvögeln. Nun so wolle! Um dich zu zwingen und zu zeigen, so sag' es der Magd. Denn so bist du bisher ein bloßer Anti-Wutz gewesen. Es ist freilich gar zu elend, daß irgend ein Mensch, der über Menschen und Begebenheiten herrschen will, so wie über großes Unglück, das nur mit der Sammlung und Erhöhung aller Kräfte zu überwältigen ist, niederliegen will vor Zwergen des Zufalls, die er jede Minute ertreten kann. Worüber ist nun hauptsächlich zu herrschen? Ueber das Auge? — Nicht der Mühe werth. Ueber das Ohr? — Zuerst wegen Dauer im Schreiben. Ueber Gefühl der Kälte, Wärme? — So leicht zu mildern durch Wind und Holz. Ueber Körperleiden? — Die Terzien thun es; und dann mehre sie kein zufälliger Außenzweck, der sich verschieben ließe. — Mißhelligkeiten zwischen Meinungen! — Wo hörte dieß auf! — Die Reiseunbequemlichkeiten sind überall die leichtesten, weil sich alles stets ändert, wenigstens vier Sachen: Wolken, Wirthshäuser, Wege, Gegenden; und weit mehr noch. Und flüchtige Aenderungen sind so leicht zu ertragen, zumal da eben so flüchtige Ergötzungen dazwischen treten und auslöschen.

Auf der Reise gilt's am meisten, daß nach jeder verdrießlichen Stunde, die nur abzuwarten ist, gewiß eine noch mehr erfreuliche kommt. Die Freude kommt noch gewisser ungerufen wieder, als der Verdruß gerufen.

Jede Entbehrung, z. B. des schönen Wetters, vermehrt

die geistige Erregbarkeit für das nächste schöne; und so wird jeder Mangel durch Verdoppelung der Genußkraft vergütet.

Ueber das Wetter sich ärgern, heißt erstlich Wetterprozesse für recht halten, als sei es Willkühr des Augenblicks. Zweitens eine Wolke ist so nothwendig als der Pulverdampf bei einer Explosion. Anderes Wetter verlangen, zu welchem der ganze Erdluftball zusammengewirkt, heißt begehren, daß der Stein, der auf meinen Kopf fallen will, unterwegs ein Meteorstein werde und ein epikurisches Klinamen annehme. Nur sich hat man zu tadeln, der frei und sehnend nicht genug die gezwungene Wolke berechnet und mehr seinen Wünschen folgt als fremden Zeichen. Wettergebete darum oder Wetterwünsche entstehen daher, weil der Himmel allein als das Regierende und Willkührliche erscheint, so wie das tiefe Unten eben wegen der Seltenheit. Blos in die alltägliche Mitte und Ebene können wir keine Geister verlegen. Ungeduld mit Einer Wolke setzt Ungeduld mit dem ganzen Weltsystem voraus.

Man muß am Ende die Menschen aus gleicher Richtigkeit ertragen. — Die Gründe gelten für beide. Es ist freilich schwerer, eine donnernde Frau auszuhalten, als einen donnernden Himmel; aber jede Freiheit ist, sobald sie in die Erscheinung getreten, so nothwendig als ein Naturvorfall.

Wenn Jemand z. B. zu lange ausbleibt — weggeschickt oder als Gast — so mußt du dich noch nicht darüber ärgern durch verdrießliche Hypothesen, welche du dir darüber machst, da du ja beim Kommen sie alle kannst widerlegt sehen und also eine unnütze Qual dir erschaffen hast. Aber der Mensch will eben seinen Unmuth an der Nothwendigkeit auslassen und macht diese zu einer menschlichen Willkühr.

Die Verdrießlichkeit wirkt inniger und länger fort und

findet für sich in der Gegenwart leichter Nahrung als die Heiterkeit und läßt sich schwerer verscheuchen als diese. Verdrießlichkeit macht unempfänglicher gegen Freude, als Heiterkeit gegen Unangenehmes.

Wenn man sich die Zukunft vormalt, z. B. den Herbst, so macht man aus ihm fast einen einzigen Tag, dem man frohe Farben, Häuslichkeit ꝛc. gibt. Aber dieser einfarbige Tag zerfällt ja in hundert Tage, wovon jeder seine besonderen Farben, seine bösen Zufälle, seine Abarten hat, so daß vielleicht nicht zwei Tage sich so schön vollenden und abrunden, als man sich den ganzen Herbst gemalt. — Wie kann ein Mensch einen glücklichen Tag voraussetzen, wenn er keinen sich denken kann, in welchem er nicht immer nach etwas sich sehnte, und wär' es nach einer Gabe der nächsten Stunde?

Jeden Tag hast du etwas abzumachen, über dessen Beendigung du froh bist; wie willst du denn auf irgend einen freien hoffen? oder dich quälen, daß eine Sache nicht abgemacht ist, als wenn dann hinterher das rechte Lebensglück erst anfinge?

Wenn der Mensch viel vom Himmel bekommen, z. B. Talent, so sagt er, wie glücklich wär' ich bei solchem Talent erst geworden, wenn er mir noch Reichthum gegeben hätte. So macht er jede Gabe zu einem Rechtsgrunde, eine höhere zu fordern.

Ich aber meine: für die Seligkeit Heidelbergs *) gibt's keinen Dank, als Besserwerden, zumal nach außen hin, d. h. Milde ohne Aufbrausen. Erhalte dir die poetische, jugendliche, mildernde Stimmung, worin man sich über die eigne Milde freut.

*) Hier verlebte der Verf. 1817 sehr beglückende Tage.

6. Kap. Regeln wider den Zorn, wider den Schmerz und zum Frohsein.

Wozu viel Redens über eine Kleinigkeit, da es nicht einmal bei einer Wichtigkeit hilft.

Gib nach, so wird nachgegeben. Ein einziges Selbst-Unterdrücken und Nachgeben gewährt nie Nachreue, aber lange fort schöne Frucht. Die Minute freilich vor der Selber-Ueberwindung ist schwer; — die erste nach ihr so leicht!

Ueber Kleinigkeiten sollte man am wenigsten auffahren, da sie eben am häufigsten kommen und plagen.

Die wichtigsten Verbote, z. B. in der Schreibstunde, seien sanft ausgesprochen, auch mit der Stimme. Jede äußerliche Ruhe gibt der innern größere Wirkkraft.

Gegen Volk keinen Zorn bei Ungerechtigkeit; sei da nie auffahrend, sondern zeige Ruhe und Würde.

Grade über die Fehler, worüber man am stärksten zornig wird, weil sie, nachdem man sie so oft getadelt, doch immer wiederkehren, sollte man sich eben aus diesem Grunde am wenigsten entrüsten, da sie ja die Entschuldigung der angebornen Natur für sich haben.

Dieselbe Denkkraft, die einen fremden Fehler und dadurch den Zorn in dir anschwellt, brauchst du nur auf irgend einen andern Gegenstand — nicht eben auf einen zum Vortheil des Beleidigers oder der Aussöhnung, nur auf einen theoretischen — zu wenden und alles leitet sich ab und du wirst gekühlt.

Durch Zorn und Leidenschaft wird noch gar nichts gethan; nur durch festen, hellen Entschluß.

Jedes Gefühl täuscht als solches mit dem Drohen seiner Fortdauer, die wir grade jetzo nicht ertragen könnten. Aber dem heutigen Gefühle können wir doch das feste Wissen ver-

nichtend entgegensetzen, daß morgen die Fortdauer dieser Verhältnisse, also der Gefühle, unmöglich ist. Warum soll ich nun vorausfühlen etwas, das nicht kommen kann? — Gib dir blos die Mühe, zu warten, d. h. die Zeit kommen zu lassen, unthätig zu sein, da die Zeit als schein-thätig alles beseitigt, und dann für sich alles ins rechte Geleise kommt.

In der Hitze des Lebens hauche dich nicht selbst heiß an. Man quält sich von innen mehr, als man von außen gequält wird. Steht der Leib verstimmt auf, so steh' ihm nur nicht geistig bei.

Wirf kleine Schmerzen sogleich weg.

Wolle nicht irgend ein Ziel — Buch, Geld rc. — gerade nur auf die gehoffte oder vorgesetzte Weise erreichen, sondern auf jede andere mögliche, spätere. Was nicht auf die eine Art geschehen kann, ist ja auf eine andere zu thun: kann das Kind nicht gehn, so gehe die Magd.

Suche immer den höhern Standpunkt, unter welchem alle kleine Leiden und Freuden verschwinden.

Wenn man einmal sagt, man wolle dieß und das Leiden erdulden und verachten: so muß man durchaus kein Leiden ausnehmen. Gegen alle kämpfen dieselben Gründe; also gegen größere so gut, als gegen kleinere. Darum mache dich gleichgültig nicht blos gegen Wetter, Körperschmerz, freien Willen, sondern auch gegen fremde Ungerechtigkeit. Denn sonst wär' es ja toll, daß du dich von Mückenstichen zu heilen suchtest und die Hundsbisse ohne Heilen ließest.

Wenn es auf der einen Seite leider gewiß ist, daß der Sieg über eine Art Schmerzen uns nicht sichert vor einem Anfalle wieder neuer von andrer Art, so oft auch der Mensch sich einbildet glücklich zu werden, wenn er blos auf die gegen-

wärtige Art unglücklich zu sein aufhört: so stärkt wieder auf der andern Seite die Gewißheit, daß eben so gut unerwartete Freuden nach dem Untergange der alten eintreten müssen.

Der Schmerz, der fortzudauern scheint, vergeht blos immerfort.

Frage dich nur: wann dir etwas fehlet? — Nie in der Gegenwart. Und wo ist denn die Zukunft, wo es fehlt? Jede Gegenwart grenzt an jene; beide, Gegenwart und Zukunft, sind sich so nahe, daß keine Minute sie trennt, nur der strebende Geist, der verachtende, der nach- und vorherrschende.

Keine Freude ist durch die Erinnerung zu palingenesieren; aber ein Schmerz, z. B. ein verdrießlicher Tag, noch weniger. Selbst die Kunst kann den Genuß wohl wieder zubringen durch ihre Farbenspiegel; aber die Empfindung eines verdrießlichen Tages kann sie uns nicht geben.

Wie unbedeutend und leicht und hell-durchschimmert sieht denn nicht ein heutiger Dunkeltag nach acht Tagen aus, die ihn ja ganz vernichten zu einem Punkt und durchschimmern mit lichten, bunten Punkten.

Eine rechte Plage übrigens, überhaupt eine Unterbrechung des Freudengenießens nimmt am besten für einige Zeit das Gefühl der Flüchtigkeit und Leerheit des Lebens hinweg. Dasselbe thun Pläne und Handelsausführungen.

Aber keine Vergangenheit oder Gegenwart kann zu etwas helfen, wenn nicht die fortwährende Gegenwart fest zur Freude gegründet wird, weil diese fortsteht und etwas ist.

Die Gegenwart selbst bricht ja nie ab und ist nichts Vergängliches und hört selbst durch das Leben nie auf. Hier ist also etwas Ewiges und Unvergängliches; nur daß in ihm alles Aeußere vergeht und vorübergeht, du aber nicht. Immer

erscheint ein neues Genießen bei altem Bewußtsein. Uebrigens, könnten alle Wesen außer uns fest bestehen, wir würden doch durch das Fließen der Veränderungen, die vergehende Zeit als vergänglich in uns wahrnehmen.

Murre nicht über Verlornes; es ist nothwendig.

Der Mensch hat eine große Neigung, sich an Feststunden von Kleinigkeiten so beleidigen zu lassen, daß er sich lieber die ganze Feststunde anschwärzt.

Hab' ich mich zu einem Freudentage entschlossen: so muß ich eben darum gegen störende Kleinigkeiten verhärteter sein, als wund. Die Unruhe und Unlust über eine Kleinigkeit sind aber selber keine Kleinigkeit; sie sind die Rheinschnaken an unsern Rheingegenden der Freude. Und doch ist das Leben mit Kleinigkeiten erfüllt. Beinahe jede kommt nur einmal; und doch will der Mensch mit dem ganzen Werthe und Kraftwesen auf diese Eintag-Mücke losstürzen. Und was hilft Besiegen Einer Mücke neben tausend unbesiegten? — Also lasse dich leicht stechen und rede nicht davon. Indem du sonst an einer Kleinigkeit halb vergehst, die nach einem Tage nicht mehr ist, liegt rund um dich Honig, auch etwas Größres sogar zu versüßen.

Darum da ein Idyllentag nicht durch große, sondern durch unmerkliche Freuden sich zusammensetzt: so erwarte denn auch, daß Kleinigkeiten und vollends eine konstituierende Vielheit derselben von einigen Kleinigkeiten andrer Art unterbrochen oder untermischt werde, ohne darüber die Stimmung zu verlieren.

Wäge auch gegen das kleine Uebel, das dir den schönen Tag unterbricht, die vielen Freuden, die es dir desto empfindlicher macht, jemehr deren sind.

Entkette dich von der unsinnigen Erwartung und Bestrebung, daß durch deine Mühe endlich eine Reihe blos idyllen-

hafter Tage zu erschaffen sei, als ob nicht, sogar wenn die Reihe eine Zeit lang fortgeführt ist, doch eine langweilige Angewöhnung so an sie, wie an eine gute Wohnung entstehen würde, und dann als ob durchaus der ewige Wechsel der Verhältnisse und Stunden, der Stern nach Stern durchgeht und durchgreift, bei dir ausbleiben könnte.

Zerstückle das Leben: du machst dir's leicht; vereinige es und du machst dir's schwer. Es ist schlechterdings unmöglich, einen frohen Zustand immer fortzusetzen; ein neuer muß kommen und der alte vergessen werden. Jeder mache ein ganzes Stück aus und schließe sich nicht an an ein anderes.

Wenn eine zufällige Zusammenhäufung von Kleinigkeiten wie mit Wölkchen dir den Tag trübt: so ist ja eben so gewiß, daß wieder eine schönere Zusammenhäufung dir ihn erleuchten wird.

Ist's dir nicht genug, keine Schmerzen zu haben und folglich doch kleine Freuden, warum sie vergessen über größre, die man haben könnte, ja die sogar bei einigem Aufwand in deiner Gewalt ständen?

Warum, mit welchem Rechte verlangst du denn von der Vorsehung, daß sie dir immer Glück begegnen lasse, dir auf ihrem großen Gange, wo Unzählige zu versorgen sind, alles aus dem Wege räume?

Setze auch nicht überall das Aeußerste und Unwahrscheinlichste und zwar gerade im Schlimmen voraus, zumal da es nie eingetroffen.

Eine neue Freudenquelle wäre es, sich von den Seinigen mehr lieben zu lassen.

Mache übrigens dein Glück noch lieber von Sachen als von geliebten Menschen abhängig. Diese ändern sich, ihre

Liebe, ihren Ort unaufhörlich und am Ende das Leben. Habe selbst Liebe und erhalte sie unzerrissen, aber fordre ihr Echo nicht dringend oder hoffend. Sachen, noch mehr Ideen, sind leichter zu bezwingen für den Genuß und zu bewahren. Kurz nur von deiner Ansicht und deinen Kräften lasse dein Glück abhängen. Die Sachen halten ihr Wort öfter, als die Menschen; die Wissenschaft am meisten.

Man muß auch in seiner Familie, seiner Freundschaft ꝛc. nicht blos die freudige Stimmung und Zusammenordnung genießen wollen, sondern in ihr auch den Samen einer künftigen ausstreuen. Hat man keine Sonne, so doch einen Schreibtisch; keine Schreibkraft, doch Lesebücher. Nur begehre man nicht eine eigensinnig-bestimmte Freude.

Mache kein Glück zum Mittel eines zweiten Glückzwecks. Sei also mit einem seligen Reisemittag zufrieden, ohne ihn zu etwas andrem anzuwenden, das doch nicht seliger sein kann. Auch, hat man ein seliges Gefühl im Wirthshaus, soll man nicht nach Erhöhung desselben streben. Grade durch dieses Streben ändert man die ohnehin änderliche Freude.

7. Kap. Fortsetzung und Schluß des ersten Kapitels.

Sei nur einen Monat lang rein und vernünftig-gut, so erreichst du unter lauter Ruhe und Freude, was die Gewaltsamkeit der Leidenschaft verfehlt.

Aber was verschlägt Trunk oder Leidenschaft, wenn ein Mensch doch darin über seine Bewegungen mit einem Eisszepter regiert?

Unter allen Gütern des Seins wird grade das höchste am wenigsten berechnet und geschätzt, das Wollen, das ja

immer bei mir ist, das mich allmächtig wenigstens gegen mich selbst macht, das mich plötzlich aus allen Verlegenheiten (die nur immer die meines Begehrens sind) heraus trägt; das mich in jeder Minute Herr meiner und der Umgebung macht und mir die Ruhe gibt, die jedes Außen verweigert oder erschwert.

Es ist falsch, daß uns etwas überwältigen, überfluthen könne: halte nur dein besonnenes Ich-Auge offen, so mag um dieses Auge in deinem Innern aufbrausen, was will: du siehst es an und siegst. Die Besonnenheit sieht im selben Geiste der Unbesonnenheit zu. Das Wollen hat das Große, daß es allmächtig ist über mich; aber dann auch über alle meine Einwirkungen. Wollen aber hat man umsonst; und wie schön ist es, das Aufbrausende in sich verdeckt zu haben! und zwar gegen die nächsten Geliebten.

Welche Stärke wird nicht langes Ueben geben im Entsagen und Lieben! Und überall kommt es doch nur auf mein Wollen an; und dieses an und für sich hat nichts Schmerzhaftes.

Die für mich schönsten Tage waren die, wo ich mich am meisten beherrschte; und unter allen Gewinnsten, die ich gemacht, ist der der Selberbezwingung (im Ab- und Angewöhnen) in irgend einer Sache der dauerndste und gewisseste, den nichts nehmen kann.

Das Eitle, das im Leben ewig wiederkehrt, ist wenigstens durch das Wiederkehren nicht ganz eitel.

Ich bedarf eigentlich in keinem Lebensfalle einer Regel, sobald ich nur gegen niemand als gegen mich kämpfe.

Statt aller einzelnen Regeln denke dir einen großen Menschen vor deine Seele, Herder — Jesus — Gott.

Wir versuchen das so aufgestellte Bild des Dichters noch durch einige aus seinen Selbstbekenntnissen und Mittheilungen der Seinen entlehnte Charakterzüge zu vervollständigen.

„Jede Eigenheit, sagt Jean Paul, wo man nicht die Regeln des gemeinen Lebens befolgt, ist Einseitigkeit, die sich durch Lob oder Selbstbewußtsein verhärtet.“ Dennoch hatte Jean Paul viele solcher „biographischen Eigenheiten,“ die er in frühern Zeiten bei einem Genie so eifrig aufsuchte, wie seine Werke. Viele dieser Eigenheiten waren bei ihm aus der Ueberfülle von Liebe und Phantasie geformt. So, wenn er von einem guten Gericht auf seinem Teller immer etwas für den Bedienten übrig ließ; oder kein Rebhuhn oder einen noch so kleinen Leckerbissen genießen konnte, ohne daß das ganze Haus mit aß; oder daß ihn Kleinigkeiten, wie das Zöpfchen seines Töchterchens, zu Thränen rührten, denen er ohnehin immer nahe stand; wenn er dem gebadeten Hund nicht selbst überließ, sich nach Bedürfniß zu legen, sondern um ihn auf beiden Seiten zu erwärmen, von Zeit zu Zeit umlegte; oder auch, wenn er ihn an sein Frühstück riechen ließ, um ihn, wenn es keines für ihn war, vor vergeblicher Sehnsucht zu schützen. Sein ganzer Umgang mit Thieren, für deren Zähmung er eine besonders glückliche Hand hatte, gehört dahin; denn er verlangte von ihnen in der Einsamkeit des Schreibens nichts, als die Gelegenheit, etwas geben zu können, ohne alle Folge. Dieß Geben war das Grundbedürfniß seiner Seele und fremde Freude galt ihm stets mehr, als eignes Recht. Ja mitten im Schreiben erquickte ihn der Gedanke an die frohen Stunden, die er so manchem unbekannten Leser jährlich gab.

Diese stete Berücksichtigung der Andern bestimmte ihn

auch, sich, bevor er zu Freunden oder Bekannten, oder auch nur zu den Seinen zu Tische ging, die Gegenstände, deren Besprechen er für sie für interessant hielt, auf einem „Discurszettel" zu verzeichnen, den er zur Sicherheit bei sich führte. Kam es dann freilich vor, daß das Gespräch seinen eignen Lauf genommen, und er beim Fortgehen auf seinem „Discurszettel" noch unerledigte Gegenstände fand, so war er wohl etwas unzufrieden, und fuhr sich — ein ihm eignes Zeichen des Mißvergnügens — mit der flachen Hand vom Kinn nach der Stirne und über den Kopf.

Er hatte einen natürlichen Hang zum Wunderbaren, so daß ihn sogar der Widerspruch gegen das nur Ungewöhnliche verdroß, z. B. wenn F. St. Fond antediluvianische Knochenreste zu denen der jetzigen Thierwelt machen wollte. Ausgezeichnete Tage im Kalender, z. B. Quatember 2c., waren für ihn bedeutende; weil er, wie er selber sagte, in seinem frühern Leben nichts Großes hatte, als die Natur, keine große Gesellschaft, keinen Menschenglanz u. s. w. Damit stand in genauester Verbindung sein Hang, das Wetter nach den meteorologischen Beschaffenheiten der bedeutenden Kalendertage vorauszusagen. So oft ihm nun auch dieß Prophetenamt mißglückte, so gab er doch den Glauben daran nicht auf, und wenn er auch mit der ihm eignen Anmuth über etwaige Fehlverkündigungen scherzen konnte, so war er doch wirklich an dieser Stelle empfindlich und duldete wegen einzelner Unfälle keinen Angriff auf das System, selbst nicht leicht im Spaß. Darum legte er auch den Träumen einen besondern Werth bei, so daß er sich für die seinigen ein besonderes Buch hielt; wobei freilich nicht zu übersehen, daß rein anthropologische Zwecke mitbestimmend wirkten. Dagegen nahm ein andrer Glaube ihn fast mit der

Gewalt des Wunderglaubens ein: der Glaube an die Zwei. Nach seiner Meinung oder Erfahrung wiederholte sich ein Erlebniß einmal gleichartig (das war die Zwei, oder das „Wunder des Dualismus,“ wie er's nannte) und dann sicher ungleichartig (oder nicht mehr). Er hatte sich für die Verzeichnung solcher, seinen Glauben bestätigenden Fälle ein eignes Heft angelegt, in welchem u. A. angezeigt sind: „An einem Tage zweimal falsche Kistchen an mich, dann das wahre.“ „Zweimal zu Gevatter gestanden in einem Jahr.“ „Zwei Karolinen heirathen wollen; und nur die dritte geheirathet.“ Hätte freilich die dritte nicht Karoline, sondern etwa Emilie geheißen, so hätte das System gesagt: „Zwei Karolinen heirathen wollen, eine Emilie geheirathet.“ Ebenso finden wir unter diesen Wundern des Dualismus aufgezählt, wenn schon die erste Wiederholung einen Gegensatz bildet, z. B. „Verlieren der silbernen Gabel und Ausliefern des silbernen Löffels.“

Jean Paul war sein eigner Arzt und hielt sorgfältig Wache und Rechnung über seinen Körper, den er nie als Mittel für den Genuß, sondern allein als Werkzeug für geistige Thätigkeit ansah und behandelte. „Wie oft habe ich mir gewünscht, schreibt er, daß ein Andrer für mich äße und besonders tränke, damit ich nichts bekäme als den Wein- und Kochgeist, um nachher fortzufahren auf dem Papier. Essen, Trinken, Geld, ja Gesundheit sind mir nichts in der Wage der ästhetischen Arbeit; für diese hingegen esse, trinke ich 2c. Nur die Genüsse der Natur, der Religion behaupten ihre eigne Herrschaft.“ Ja er enthielt sich oft bei Gastmälern des Trinkens, „um nicht die Kraft durch Trinken ohne Schreibzweck abzustumpfen.“ Er war sehr eingenommen für das Sy-

stem der Homöopathie und sammelte Erfahrungen und Belege; ebenso für den Magnetismus, dessen Heilkraft er in einzelnen Fällen selbstthätig erprobt hatte. Er hatte sowohl für das Maß als für die Reihenfolge des täglichen Getränkes eine Ordnung festgesetzt und hielt sie mit medizinischer Strenge ein. Leider wirkten später sowohl Bier, als Wein nachtheilig auf seine Nerven, so daß er, in der Meinung „Giftbiere“ und „Giftweine“ zu erhalten, mit den Sorten, und zuletzt mit der Lebensordnung wechselte, in die er statt des Weines Gesundbrunnen aufnahm. Aus dieser medicinischen Selbstbeobachtung ging die merkwürdige Schrift hervor, die als „Vorbericht zum eignen Sectionsbericht“ veröffentlicht ist, und in welcher Jean Paul mit anatomisch-pathologischer Genauigkeit von seinem Körper Rechenschaft gibt.

Welchem Leser Jean Paulscher Schriften ist bei ihm nicht die nahe Nachbarschaft und Verbindung ganz entgegengesetzter Stimmungen aufgefallen? Sie findet einigermaßen Erklärung in der eigenthümlichen Doppelnatur des Dichters, der mitten im Erschaffen komischer Darstellungen über die Kinder neben sich, die den Tod seines Bruders nachspielten, weinen und doch fortscherzen konnte auf dem Papier. Vielleicht wirkte eine andere Eigenthümlichkeit auch unvermerkt zu demselben Ende. Im Gegensatz gegen „Göthe, der (auf Reisen) alles bestimmt auffaßte,“ meinte Jean Paul von sich, „daß ihm alles romantisch zerfließe.“

„Wenn mich eine Empfindung ergreift, daß ich sie darstellen will, so dringt sie nicht nach Worten, sondern nach Tönen und ich will auf dem Klavier sie aussprechen.“ Grade in dieser scharfen Scheidung von Empfindung und Anschauung und ihres Ausdrucks liegt, wenn nicht die Nothwendig-

keit, doch die Möglichkeit jener so oft gerügten grellen Kontraste. Uebrigens war Jean Paul nicht nur eine musikalische Natur, sondern sehr musikalisch und fand namentlich im Phantasieren auf dem Klavier eine eigenthümliche, schmerzliche, nicht selten bis zum heftigsten Weinen gesteigerte Freude. „Nichts erschöpft und rührt mich mehr, schreibt er, als das Phantasieren auf dem Klavier. Ich könnte mich todt phantasieren. Alle untergesunkenen Gefühle und Geister steigen herauf; meine Hand und mein Auge und Herz wissen keine Grenze; endlich schließ' ich mit einigen ewig wiederkehrenden, aber zu allmächtigen Tönen."

Ungeachtet dieser Ueberfülle der Empfindung und dem brausenden Strömen der Phantasie war Klarheit und Besonnenheit bei allen Lebensverhältnissen ein vorherrschender Charakterzug von ihm, so daß er an die Spitze seiner Bekenntnisse schreiben konnte:

„Mein Dank an Gott: Du hast mir jene Klarheit gegeben und Stille über alle Wogen des Herzens und der Zeit! Ich sehe und fühle zugleich, und beides gleich stark. Ich war kein Kalter, wenn ich philosophierte und die Gesetze der Darstellung erwog; ich war kein Heißer, wenn ich mit Thränen im Auge nie erlebte Szenen der Wonne und Liebe darstellte. Ich wußte immer alles; und sogar im Sterben werde ich bemerken, daß ich sterbe und also nicht mehr bemerke. Doch letzteres ist mir einerlei; ob ich vergehe, wenn ich nur gehe; oben bleibt mir doch der treu, der nie vergeht, weil er nie entsteht!"

VII.

Beginn des Reiselebens. Jacobi. Deutschlands und eignes Erstarken. Maria.

— 1814.

Ums Jahr 1806 faßte bei Jean Paul eine schmerzliche Gleichgültigkeit gegen das Leben Wurzel, die ihn nach und nach, obwohl er sie äußerlich nicht verrieth, im Stillen zu wahrhaft trüben Betrachtungen führte. Wohl hatte daran das Unglück des Vaterlandes vornehmlich Antheil, wie ihn denn der von der Stadt Baireuth dem Kaiser Napoleon geleistete Eid selbst körperlich auf das heftigste erschütterte. Eine andere mitwirkende Ursache war, daß er glaubte, im „Siebenkäs“ und „Titan“ sein Bestes der Welt gegeben zu haben, daß seine Bahn abwärts gehe und daß gegen die Seligkeit der Jugendbegeisterung kein noch so großes Glück der späteren Jahre das Gleichgewicht halte. Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß seine anstrengende und unausgesetzte Thätigkeit seine Körperkräfte schwächen mußte, nicht gerechnet, daß diese kaum durch irgend ein Gift so rasch und sicher verzehrt werden, als durch das fortbrennende Feuer der Phantasie.

Eine Erleichterung seiner äußern Lage, die ihm der Fürst Primas in einer Professur der Aesthetik an der höhern Lehranstalt in Aschaffenburg mit einem Gehalt von 1000 fl. (zu seiner bisherigen Pension) antrug, mußte Jean Paul ablehnen, da er durch die Uebernahme einer Lehrstelle, wie leicht man sie ihm auch zu machen bereit war, bei seiner Gewissenhaftigkeit sein ganzes Schreib- und Arbeitleben, mithin sein

höchstes Gut, die Freiheit, gefährdet sah. Dagegen kam er auf ein Heilmittel zurück, das er — wiewohl in andrer Gestalt — in früher Jugend mit besondrer Vorliebe angewandt — das Reisen. Geist und Körper schöpften neue Kräfte aus dem zeitweiligen Wechsel der gewohnten Verhältnisse und diese erhielten selbst wieder durch den Anblick aus der Ferne und durch die Vergleichung einen neuen Reiz. Wenn Jean Paul eine solche kleine Reise machte, miethete er sich einen Lohnkutscher (das Postfahren war ihm zuwider), versah sich mit dem nothwendigen Material zu einer bestimmten schriftstellerischen Arbeit, mit einer kleinen Reisebibliothek zum Studieren, und einer Anzahl Hefte für die zufälligen Bemerkungen. Er liebte kleine Tagereisen, weil ihm das Reisen selbst Zweck war und er im schnellen Dahin- und Vorüberfahren ein glattes, flüchtiges Sichabfinden mit der Welt sah, das seinem warmen Gefühl, seiner Werthschätzung selbst der kleinsten Lebensverhältnisse widerstand. Auf einer jeden Reise führte er ein genaues Tagebuch über Erlebnisse, Gedanken, Bemerkungen, Besuche, Bekanntschaften u. s. w. Am Reiseziel angelangt bezog er ein, in der Regel schon im voraus gemiethetes, kleines Quartier in einem bürgerlichen Hause und richtete sich hier möglichst einfach nach Studentenweise ein. Man kann sich eine Vorstellung machen von seinem Reiseleben, wenn man liest (in einem Brief an seine Frau): „Ich lege die Feder weg, um heute einmal besser, als gewöhnlich, zu soupieren, erstlich ein Stückchen Preßsack, dann ein Stückchen Dessertkuchen! Ach! eingeschnittene Kartoffeln! wo seid ihr?" In der Arbeitordnung trat so wenig als möglich Aenderung ein, er las und schrieb wie zu Hause und die Erholung bestand wesentlich im Wechsel der Arbeitstube. Die erste dieser Reisen, die er nach

längrer Unterbrechung unternahm, war im Junius 1811 nach Erlangen, wo er unbeschreiblich glücklich war durch — Einsamkeit, Bücher und blauen Himmel; vor allem durch ein Gefühl von Gesundheit, wie er es seit Jahren nicht gehabt.

Ganz so vortheilhaft für die Gesundheit bewährte sich die nächstjährige Reise nach Nürnberg, im Junius 1812. Diese hatte aber nebenher noch eine höhere Bedeutung für Jean Paul, nicht allein, weil er sie in Gesellschaft des geist- und kenntnißvollen Dr. Seebeck machte (mit welchem er „ohne Langweile und Schweigen nach Rußland gereist wäre"), sondern, weil ihr Ziel die Erfüllung eines heißen, heiligen Lebenswunsches war. Friedrich Heinrich Jacobi wollte von München aus die Seinen am Rhein besuchen und hatte Jean Paul zu einer Zusammenkunft in Nürnberg, das er auf seiner Reise berührte, eingeladen.

Mit Freuden, obwohl nicht ganz ohne bescheidenes Bangen, hatte Jean Paul zugesagt. Die Männer, seit so langen Jahren durch gegenseitige Liebe und Achtung, aber nur mit den Schreibhänden verbunden, sollten sich nun persönlich gegenüber treten. Lassen wir Jean Paul selbst erzählen:

„Während meines Einspruchs bei der Gräfin Monts besuchte mich Jacobi um 10 Uhr, da er schon um 9 Uhr nach einer stärkern Ueberreise angekommen war und briefmäßig doch erst um 2 Uhr eintreffen wollte. Um 11 Uhr hatt' ich ihn an meiner Brust. Ich hielt einen alten Bruder und Bekannten meiner Sehnsucht in meinen Armen. Kein Weltmann — außer im schönsten, edelsten Sinne — der stille, edle Alte! Mir war, als säh' ich ihn blos wieder. Ueberall Zusammenpassen, — sogar seine Schwestern gefielen mir. — Es ist unmöglich, den alten Mann nicht zu lieben; und sogar sein

philosophischer Feind Hegel liebt ihn jetzt. — So oft wir auch beisammen waren, haben wir doch kaum auszureden angefangen; und die ewigen Gespräche über Philosophie, welche aber seltner Streitigkeiten, als Mittheilungen und weitere Auseinanderwicklungen waren, ließen zu vielen Fragen über sein Leben, seine früheren Bekanntschaften gar keinen Raum. Er sucht wirklich mit reinem, warmen Eifer unausgesetzt nur die Wahrheit. Sein Buch über den Realismus hat er mir für den neuen Druck zu Anmerkungen dagelassen. Er will mich durchaus nach München haben zum Durchsehen und Ordnen seiner Papiere, deren er mir mehre gab, denen zum Druck wenig an Styl und — Handschrift fehlt (so ruhig und gleichförmig ist auch letztere, wie sein ganzes Benehmen, Reden und sein sanfter, edler Sprechton). Schon in der ersten Viertelstunde mußt' er meinen Sprüngen zwischen Ernst und Scherz zuschauen; und als ich es halb entschuldigte, sagten die Schwestern, er thue selber oft deßgleichen. Uebrigens scheint er mir doch nicht den rechten Sinn für Scherz zu haben, daher er sich „Katzenberger" und „Fibel" nicht hinauslesen lassen (freilich von den armen Schwestern; und ich billigte es selber und rieth ihnen, solche Sachen, wenn es zu machen wäre, anstatt mit ihren Lippen vorzutragen, ihm lieber auf einer Kempelschen Sprachmaschine vorzuspielen). Zuweilen nimmt ihm das Alter die Fortsetzung einer Idee; auch klagt er, daß er sprechend jetzt nicht Herr genug über seine Darstellung sei — was ich aber nicht fand. — Er hat überall Ruhe, nicht Kälte; kann daher so leicht Feinde ansprechen, anhören und befriedigen, als ich schwer. Es bleibt die Vormitternacht mir rührend, wo wir allein, er mit dem Schatten des Lichtschirms auf dem Gesichte, leise über das Wichtigste sprachen. — Und

doch — höre! Er sollte meinem erdigen Herzball einen neuen Stoß zur Bewegung um die höhere Sonne geben und mich heiligen, und mir soviel sein, wie Herder, ja mehr als Herder. Er war beides nicht und meine frömmsten Wünsche für mich können leider nur von weiter niemand erfüllt werden, als von mir selber. — Hab' ich nur ihn gesehen, hatt' ich bisher gedacht, so werd' ich ein neuer Mensch und begehre weiter keinen edel-berühmten Mann mehr zu sehen! Ach! — Er sieht ganz gesund aus (wie auch sein Paß besagt), und ißt mehr und trinkt so viel als ich. Er kann vom Morgen an bis Vormitternacht in Einem fort unter Menschen, Genüssen und auf Häuser- oder Visitenreisen sein. Ich blieb zu seiner Verwunderung meiner alten Regel treu, mitten aus der wärmsten Gesellschaft in meine kühle Einsamkeit zu laufen, um mich vom Erholen zu erholen. — Als ich Jacobi — es kommt seine Kehrseite — fragte, ob ich's mit meiner Freiheit ꝛc. nicht übertriebe? bejahte er's halb, und doch nur so, daß ich keinen Nutzen von der Frage hatte. Ueberall sieht er zu sehr und zu ängstlich auf seine Erscheinung und Darstellung vor Andern und wagt gar nichts; sowie er schon früher meine Frage verneinte, ob ich öffentlich in der Dedication des Clavis an ihn sagen dürfe, er habe sie vor dem Druck gelesen. . . . . Etwas gehört dem Alter an und den vier weiblichen Händen, die ihn tragen und wiegen. — Daß er mich liebt, weiß ich aus seinem jedesmaligen Abschiednehmen, und aus der Liebe seiner Schwestern, und aus den sanften Vorwürfen, wenn ich in den Intervallen seines Zuhauseseins nicht kam; aber wieviel er an mir mit Recht und Unrecht tadelt, weiß ich nicht. Ueber meine persönlichen, menschlichen und frühern und schreibenden Verhältnisse hat er keine Frage gethan. Doch war auch

die Ueberfülle des Redestoffs mit Schuld. So wurde fast nichts über die Welthändel und nicht genug über Haman, Göthe und Klopstock (und dieß nur auf meine Fragen) gesprochen. Im Politischen ist er ziemlich freimüthig."

Vier Tage (vom 2.—5. Junius 1812) waren die Freunde beisammen, dann entflog Jacobi; Jean Paul aber kehrte erst in der zweiten Hälfte des Monats nach Baireuth zurück.

Im Jahr 1810 hatte Jean Paul den Anfang gemacht, seine zerstreuten kleinen Dichtungen und Aufsätze zu sammeln und mit Hindeutung auf die abwärts gehende Bahn seines Lebens als „Herbstblumine" herausgegeben. Eine zweite Sammlung kleinerer, aber größtentheils noch ungedruckter Abhandlungen und Dichtungen gab er in seinem „Museum" heraus, und zwar in besondrer Beziehung auf die Gesellschaft dieses Namens in Frankfurt, die ihn zu ihrem Mitglied ernannt hatte. In einigen dieser Aufsätze sind naturwissenschaftliche Fragen nicht sowohl beantwortet, als gestellt, aber auf eine Weise, daß die Wissenschaft ebensoviel Gewinn davon ziehen kann, als der ungelehrte Leser Freude und Belehrung. Vornehmlich aber überraschend ist der Gebrauch, den Jean Paul von seinen medizinisch-anatomischen Kenntnissen für humoristische Darstellungen zu machen gewußt, wenn er den Walther Vierneissel seine Klage über die verlornen Fötus-Ideale vorbringen läßt. Als wesentlicher Beitrag zur Anthropologie müssen die scharf- und tiefsinnigen Abhandlungen über die Wunder des organischen Magnetismus und über die Träume angesehen werden.

In diese und andere vorzugweis wissenschaftliche Arbeiten hatte Jean Paul sich versenkt, seit er die Vorschule der Aesthetik begonnen und seit die Schwere der Zeit ihren Druck

auch auf seine dichterischen Flüge ausgeübt. Mit dem Morgenroth der Freiheit, das mit dem Neujahr 1813 über Deutschland aufstieg, erstand auch in ihm wieder — nicht die Hoffnung; die hatte er nie verloren; sondern — die dichterische Schöpfungskraft; ja sogar, gegen seinen neuen Lebensüberdruß die alte Lebensfreude, so daß er einem Freunde schreiben konnte: „Jetzo wäre mir der Tod fatal und ein schlechter Spaß bei meinem bessern."

Am 21. Februar 1813 wurde „Nicolaus Marggraf (der Komet)" angefangen, der Anlage nach ein großer komischer Roman, der für die deutsche Literatur das werden sollte, was der Don Quixote für die europäische ist. Mit großer Lust und noch größrem Kraftaufwand — denn zu keinem seiner Werke hat Jean Paul soviel Studien und Vorarbeiten gemacht — ward der Plan entworfen und mitten unter dem Lärmen des Kriegs und während der Dichter Schlachten und Siege mit seiner begeisterten, oft stürmischen, immer erhabenen Rede begleitete, ausgeführt. Er war wieder jung worden durch die Zeit. „Das Ende des zweiten Bandes (schrieb er einem Freunde) und die fruchtbare Leichtigkeit, fortzufahren und mich selber schreibend zu erquicken, läßt mich ordentlich noch zwischen künftigen philosophischen Werken und zwischen dreierlei Arten von ästhetischen, die ich zu machen wähle, schwanken."

Wer aber Jean Pauls Theilnahme an den großen Ereignissen des Vaterlandes in jenen Jahren kennen lernen oder sich ins Gedächtniß zurückrufen will, den erinnern wir an „Mars und Phöbus Thronwechsel im J. 1813," an die „politischen Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche, mit den Nachdämmerungen;" dann an die in

der „Herbstblumine" zusammengestellten Aufsätze: „Traumdichtungen in der ersten Nachmitternacht des neuen Jahres; Zeitbetrachtungen im Wonnemond Europas; die Schönheit des Sterbens in der Blüthe des Lebens; ein deutscher Jüngling in der Nacht des 18. Oct. 1814; Erinnerungen aus den schönsten Stunden für die letzten" u. a. m. Lauter frische, unversiegliche Quellen für die Kraft des Glaubens, für die Festigkeit der Hoffnung, für die heilige Liebe zum Vaterlande.

Mitten in die wiederkehrende Lebensfreudigkeit warf aber das Schicksal ein furchtbar tragisches Ereigniß. Wie verschieden auch die Urtheile über Geschmack und Richtung, selbst über das Talent Jean Pauls sein mochten, in Einem waren alle einig, in der Anerkennung einer fast beispiellosen Wahrhaftigkeit und dem Bewußtsein von der Realität der geschilderten Ideale wenigstens an einer Stelle: nehmlich in der Seele des Dichters. Denkt man nun an die strömende Fülle von erweckenden, erhebenden, stärkenden Gedanken, an den begeisterten Ausdruck der heiligsten und reinsten Empfindungen, und an die vom Ewigkeitglauben getragene Kraft der Lust über den Abgründen des vernichtenden Schmerzes, so begreift man, wie zumal in einer Zeit allgemeinen Wehs und großer Zerfahrenheit eine Menge trostbedürftiger Seelen vertrauenvoll an ihn sich wandten, wie an einen Retter und Heiland. Bei der großen Menschenliebe, die es Jean Paul fast unmöglich machte, auch nur den geringsten Brief unbeantwortet zu lassen, und bei seiner strengen Arbeitordnung und Zeiteintheilung, kam er durch solche Erfolge seiner schriftstellerischen Thätigkeit nicht selten in peinliche Verlegenheit. Aber selbst ein herzzerreißender Schmerz sollte ihm von eben daher kommen, wo er in der That nur Freude zu ernten hoffen durfte.

Maria (so heiße das unglückliche, aber bewundernswerthe Mädchen, dessen Geschichte uns zu obiger Bemerkung veranlaßt, und die fast auf mährchenhafte Weise in Jean Pauls Leben eingreift, nicht nur um ihm ungeahnte Leiden zu bringen, sondern wie eine schwerste Prüfung seiner Menschenliebe und Güte) war die Tochter eines hochherzigen deutschen Mannes, dessen Kopf unter dem Henkerbeil der Schreckensregierung in Paris gefallen, und die von ihm und aus den Lehren einer großgesinnten Mutter frühzeitig den Flug nach den Höhen der Menschheit genommen, und sich hier eine Welt der Ideale aufgebaut, in der nichts Kleines und Gemeines Zutritt hatte, und für die sie mit Verachtung von Lebensgenuß und Todesfurcht schwärmerisch erglühte, während sie allen häuslichen und kindlichen Pflichten, auch den untersten, mit treuster Gewissenhaftigkeit entsprach. Schon in ihrem zehnten Jahre war sie mit den Schriften Jean Pauls bekannt und hatte an ihn in kindlicher Begeisterung geschrieben (doch ohne daß der Brief an sein Ziel gekommen); als sie zur Jungfrau erwachsen, war er die Sonne, deren Strahlen sie mit ihrem Zauberschein beglückten, aber auch mit ihrem Feuer verzehrten. Jean Paul, für sie der Inbegriff all des Herrlichen, was seine gedichteten Charaktere vereinzelt besaßen, war der einzige Lebende, der in ihre ideale Welt gehörte, er der Einzige, der bethätigte, daß sie nicht schwärmend etwas Unmögliches verlangt, der höchste, reinste Mensch, ein Heiliger, ja ein neuer Christus, der allein sie über den Lebenswogen, die sie rechts und links hinab zu ziehen drohten, erhalten hatte und ferner erhalten konnte; und dessen Nähe (obwohl sie viele Tagereisen weit von ihm wohnte und von ihm nichts gesehn, als seine Schriften und sein ziemlich elendes Bildniß) für sie unter jeder Form

und Bedingung das Ziel war, an dem allein sie Ruhe finden konnte. So weit war sie den Träumen ihrer glühenden Phantasie gefolgt, als sie an ihn schrieb:

„Ist es nicht zu kühn — darf ich einmal schreiben an den theuersten Menschenfreund und ihn meinen Vater nennen? ach! den ich vielleicht nie sehen werde und dem ich so viel zu danken habe, die höchsten Wohlthaten, die erhabensten Wahrheiten, all das Gute, das mich begeistert, und eine ganze Ewigkeit, die er mir vor meiner Seele aufgethan! Ich kann meinen Dank nicht ausdrücken, aber wenn ich an Ihre unendliche Güte denke, bricht er in Thränen aus und mein Herz ist mit Wünschen für Sie erfüllt. — O daß Du bist und lebst! Dieser feste Glaube an Dich ist ein Himmel, den mir Niemand rauben kann. Allmächtig wirkest Du auf die Menschen, Du hilfst uns auf und erfreuest uns! Ich vergess' es nie.

Sie fragen aber vielleicht, wer Sie denn hier anrede? Aber ich bin nur ein kleines Mädchen und zu wenig, als daß ich meinen Namen nennen möchte. O, wär' ich groß und wie ich sein sollte: keine Länder und keine Meere würden mich abhalten, wenigstens einmal im Leben den zu sehen, der so lange schon in meinem Herzen die Stelle eines Vaters einnimmt. Aber Fehler und einengende Verhältnisse halten mich entfernt und ich würde mich nicht getrauen, auch nur ein Wort an Sie zu schreiben, wenn ich nicht hoffte, doch einige Freundschaft zu verdienen und Nachsicht wegen meines Willens; da ich kaum einen Wunsch habe als den höchsten: so zu werden, daß ich Ihre Achtung verdiente und die Wonne hätte, daß Sie mich einmal „Tochter" nennten. Ach, mein ganzes Leben ist fast nur ein Streben nach Werth und doch, o Vater, warum geht es nur so langsam vorwärts? Es ist das Be-

trübteste, was es für mich gibt, und nur gut, daß ich wahr und redlich bin.

Doch ich will nicht auch Ihnen zur Last sein; ich will Ihnen nur sagen, daß Ihr Bild und Ihre Werke, daraus ich mir vieles abgeschrieben, mein bestes Gut sind. Das Pult, worin ich alles aufbewahre, ist mir ein Altar und ich mag schon gar nicht mehr ausgehen, um nur immer (sobald es die Hausgeschäfte erlauben) bei dem geliebtesten Vater zu sein. Ich habe Niemand, mit dem ich von ihm spräche; ich lebe vielleicht zu einsam, und bin — schon von Natur einsiedlerisch — durch Gewohnheit von einer Welt abgezogen worden, die mich zu wenig befriedigt und auf der ich fremd bin und bleiben werde. Es wird nicht zu helfen sein! — Doch bin ich sorgenfrei und thätig und lebe der Hoffnung auf eine Zukunft, die Sie mir so groß und verherrlicht zeigen. Ach! da ich nicht Dein Kind sein kann, so hat der Wunsch zu sterben recht viel Süßes für mich, und der Tod wird mir ein Strahl des Himmels sein, der mich berührt und meine Seele zur ewigen Liebe und zu Dir, mein Vater, erhebt. Denn ich werde gewiß den Weg unter die Erde zuerst gehen müssen, ehe ich zu Deinem himmlischen Herzen komme. Und Du wirst meine Seele, an der jetzt noch nicht viel zu lieben ist, gewiß einst lieben in einer andern Welt, wenn Du siehst, was sie gewollt hat. Ach! wirst Du mich auch kennen unter den unzähligen Seelen, die Dich umfassen und lieben werden? Der Himmel lasse mich nur Dich nicht überleben! O, dürft' ich einmal zugleich mit Dir diese Erde verlassen! Seligeres könnt' es für mich nichts geben, als von Dir geführt, in die ewige Welt einzugehen und dort, wo ich Dir ähnlich sein werde, es Dir zu sagen, wie ich schon auf der Erde an Dich dachte

und da Niemand beneidete, als die drei Engel, die Deine Kinder sind.

Denken Sie es auch, lieber Jean Paul, daß es Glück ist, was mir von Kindheit an so viel fehlte. Kaum daß ich einen Vater hatte, so früh verlor ich ihn; ich verschweige aber, wie er starb; denn sonst errathen Sie, der Sie sein Leben kennen, alles. (Ungerecht aber wär' es, wenn ich's nicht sagte, daß ich eine sehr rechtschaffene Mutter und eine eben so gute Schwester habe.) O, mein Vater, lasse mir darum die geheime Freude, Dich immer so zu nennen. Du hast mich ja erweckt zu einem bessern Leben und ich habe nichts, das mich so sehr freuet, als der Gedanke an Dich. Es wird, ich fühl' es — o fühl' es auch! — mein letzter dieser Welt sein, und wenn ich jenseit erwache, wieder mein erster.

Und so nimm denn meine Thränen und meinen Dank gütig auf, und freue Dich, mein Vater, daß Du den Menschen so viel hilfst und sie so oft tröstest, und glaube es, daß wir Alle, sobald uns nur ein wenig das Licht aufgeht, vor Liebe viel für Dich opfern wollen und ich so gerne Alles! — Ach! lebe tausendmal wohl! Aber mich errathe nicht, bis ich werth bin, zu Dir, meinem Schutzengel, zu kommen!

Nachschrift. O! warum kann nicht die ganze Welt in Ihr Haus kommen und bei Ihnen bleiben! Wahrlich! wir wären Alle gerettet. O, wie oft träumte ich schon, ich wär's, und hätte als die älteste und zu seinen Künsten am wenigsten begabte Tochter — denn ich bin unglaublich unwissend und einfältig — auch die schwersten Arbeiten darin, für mich wahre Spielerei, zu besorgen. Wie recht froh wollte ich sein, wenn ich so ein nützliches Glied Ihrer Haushaltung würde und gar keine Magd da wäre, — ich that und thue ja zu Hause auch

alles (außer dem Gassenkehren) und gern, weil ich die Nothwendigkeit dieser Geschäfte einsehe, und weiß, daß, wenn man sie gut macht, etwas Ganzes und Wichtiges daraus wird: eine ordentliche Haushaltung. O, wie wollt' ich für Sie und die Ihrigen arbeiten! — Aber dieß sind wohl nur Träume!"

Träume waren es; aber die Eumeniden folgten ihnen wachend nach. Wie als hätte das wilde, aber ganz unschuldige Mädchen vom Baume der Erkenntniß gegessen, gerieth ihre Seele in eine ängstliche Flucht. Ihre Augen waren aufgethan, und sie schämte sich dessen, was sie sah. Das Verlangen, körperlich dem Manne nahe zu sein, mit dem sie in ungewußter geistiger Vereinigung lebte, hatte ihre Unschuld getrübt; es war ihr, als habe sie das Göttliche mit unheiligen Händen berührt, und auf ewig sei es ihr entzogen. In bittrer Reue, unter tausend Thränen schreibt sie am folgenden Tage mit ihres Namens Unterschrift einen zweiten Brief, der das Ungestüm des ersten widerlegen, und den Inhalt der Nachschrift zurücknehmen soll; in der That aber beides wiederholt. Dieß fühlend läßt sie einen dritten und einen vierten Brief in kurzen Zwischenräumen folgen, in denen sie sich umsonst Mühe gibt, mit Asche die Gluth zu decken, die nur mit immer stärkern Flammen hervorbricht, und während sie um gänzliches Vergessen bittet, den Plan, als Magd in sein Haus zu kommen, mit steigender Hoffnung fest hält. Nun harret sie ängstlich der Antwort, berechnet nicht die Weite des Wegs, den schon durch die Kriegstürme unterbrochnen Postenlauf, die Arbeitenlast ihres angebeteten Freundes und keine der vielen Möglichkeiten, die zwischen Absendung und Empfang eines Briefes liegen, am wenigsten die Schwierigkeit der Antwort selbst; sondern von ihrer Reue auf Jean Pauls Zorn schlie-

ßend, erfüllt sie sich ganz mit dem Gedanken, dem Geliebtesten aller Menschen verächtlich zu sein, den, den sie sich zum Heiland erkoren, leichtsinnig von sich gestoßen zu haben, und kennt keine Rettung aus dieser Qual, als durch — den Tod. Rasch folgte dem Entschluß die That. In der Dämmerung eines Maimorgens steht sie auf der Brücke über dem Strom, der an ihrer Vaterstadt vorüber fließt; schon hat sie das Messer gegen ihr tobendes Herz gezückt, um durch einen doppelten Tod jeden Rettungsversuch zu vereiteln; nur den ersten Sonnenstrahl will sie erwarten — da stürzt, von banger Ahnung getrieben, die Schwester herbei und nur ihrem durchdringenden Jammer und der wiederholten Erinnerung an die trostlose vor Gram sterbende Mutter gelingt es, ihren festgefaßten Entschluß zu brechen. Sie folgt, ohne die Ursachen ihres schrecklichen Vorhabens zu offenbaren, der Schwester und verspricht der Mutter ihr Leben, obschon ein freudeleeres. Da kam Jean Pauls Brief:

„Ihre vier Briefe eines guten und überwogenden Herzens hab' ich empfangen. Ihren Namen errieth ich — und sogar ein Freund von mir — in der ersten Stunde. Der dahingegangene edle Vater ist dieser guten Tochter werth; aber möge er, den diese Erde nicht belohnte, jetzo von ihr belohnt werden, wenn er vom Himmel herabsieht auf seine Tochter voll reiner Gluth. Gleichwohl würde er wünschen: „Irgend ein guter Mensch nehme meine liebe Maria an Tochter Statt als geistiger Vater an; — er stille ihren Sturm, auch im Guten, der nicht erwarten kann; — er sage ihr, daß im wirklichen Leben, am meisten in der Ehe, am stärksten bei dem weiblichen Geschlecht jede auch unschuldigste Heftigkeit in die Dornen und Dolche der Erde stürze; — daß sogar der mäch-

tigste und heiligste Mensch des All sanft, mild und ruhig war, nehmlich Christus; — er sage ihr, daß sie in ihrem Innern fliegen dürfe, aber mit ihrem Aeußern nur schreiten müsse, und daß sie zwar ihr Herz dürfe auflodern lassen in ungemessene Flammen, daß sie aber nicht eher handeln solle, als später, wenn die Gluth schon Licht geworden! Einen solchen geistigen Vater wünsch' ich meiner Maria, der es ihr sage!"

Und hier hast Du ihn, liebe Tochter, und ich hab' es Dir gesagt. Deinen Traum, zu mir zu kommen, hab' ich sogleich wachend ausgelegt. Verlasse Deine Mutter nicht. Ich komme wahrscheinlicher zu Dir, als Du hieher. Ich liebe Dich. Ich und meine Frau grüßen Dich. Bleibe immer so gut, meine Tochter! Dein Vater J. P. F. R."

Erst mit tausend Thränen mußte Maria die theuern Schriftzüge benetzt haben, ehe sie danken, ja ehe sie nur sie lesen konnte. Dann aber strömte ihr Gefühl in Worten aus und vertrauend übergab sie ihrem großen Freund die Schreckensgeschichte des Maimorgens mit einem für ihn in der Nacht vorher geschriebenen Brief, in welchem sie ihm sagt, daß die Vorstellung, ihre Briefe und der Gedanke an Sie müßten ihm widerlich sein (weil er nicht geantwortet), so vernichtend wirke, daß sie nicht mehr leben könne, daß sie aber doch noch Abschied von ihm, diesem theuern Vater nehmen müsse, und daß er manchmal an sie denken möge. „Ehe ich auf immer, schließt sie, von dieser Welt gehe, schaue ich noch einmal und recht lange und innig Dein Bildniß an, das mich so oft trösten wollte und mich nie mißverstand, dieses liebe, sanfte Vaterbild, das ich so oft schon angesehen habe, das ich mitnehmen möchte. Aber ich will es heut küssen; es ist das erste und das letzte Mal in meinem Leben! — Ach, meine arme Mutter! meine

Schwester! Ach wäre doch alles nur geträumt gewesen und ich hätte nie an Dich geschrieben! — Aber ich kann nicht mehr! Ich sterbe gern, um Dir zu sagen, wie rein ich Dich verehrte!"

Darauf schrieb ihr Jean Paul, erschreckt durch die todverachtende Kühnheit und besorgt um die Sicherheit der Rettung des seltnen Mädchens:

„Liebe Maria, der Ueberfluß dessen, was ich Ihnen zu sagen hätte, wovon manches noch dazu nur von Mund zu Ohr gehen darf, und mein Mangel an Zeit zwangen mich zum Verschieben meiner Antwort auf Ihre letzten Briefe. Der erste, den Sie nach meiner Antwort schrieben, erschütterte mich mehr, als irgend ein Unglück seit Jahren; denn es kam ja auf einen bloßen Zufall an, so hatten Sie auf meine ganze Zukunft einen fürchterlichen Todesschatten geworfen. Sie sollten meine drei Koffer voll Briefe sehen, von denen ich — oft bei den bessern — aus Mangel an Zeit nicht $\frac{1}{6}$ beantwortet habe. Sogar zwischen meinen Freunden und mir, z. B. Geh. Rath Jacobi, Verfasser des Waldemar, dauert der Aufschub der Antworten gewöhnlich Monate lang. — — Auf Ihre vier ersten Briefe, die mich wahrhaft begeisterten und in welchen ich nur eine seltne hohe Liebe und Feuerseele und keine einzige Ihrer oder eines Andern unwürdige Zeile fand, beantwortete ich mit mehr Feuer und Freude, als ich sonst dabei zeige. Sie forderten die Antwort nur zu eilig, zu pünktlich. Konnte ich denn nicht verreiset sein, oder krank, oder todt, oder abwesend, oder in Geschäften? Ihren Schritt, den Sie deßhalb thun wollten, muß ich bei aller Größe des Geistes, die er verräth, strenge verdammen; aber nie sei mehr von ihm zwischen uns die Rede. Uebrigens wünschte ich, Sie zeigten

— um Ihrer und meinetwegen — meine zwei Briefe Ihrer guten Mutter, deren nun verschmerzte Wunde ich mir gar nicht malen will.

Sie denken viel zu gut von mir als Menschen. Kein Schriftsteller kann so moralisch sein, wie seine Werke; wie kein Prediger so fromm, als seine Predigten. Schreiben Sie mir künftig recht oft und von allem, was Ihrem Herzen nahe tritt in Freude oder Leid. Sie sind mir jetzt noch durch ein einziges wunderbares Band fester an die Brust geknüpft, als irgend eine ferne Bekanntschaft. Nur ziehen Sie aus langem Schweigen keinen Fehlschluß. Erschüttern und entzücken wird mich einmal unsre erste Zusammenkunft.

Lebe nun froher, gute Tochter! Mögen diese absichtlich nur schlicht und ruhig geschriebenen Worte Dein Herz erfreuen und nicht verwirren und verwunden! Dein Vater J. P. F. R."

Wohl kehrte nun auf einige Zeit Ruhe in die Seele Maria's; aber auch nur auf einige Zeit. In der schrecklichen Nacht vor dem beabsichtigten Selbstmord war sie sich des Gefühls bewußt worden, das sie zu Jean Paul zog; sie verlangte eine heißere Liebe, als die eines Vaters, und darum schrieb sie ihm auch nun, daß sie ihn nie auf Erden sehen könne, daß sie ihn zu sehr liebe, und daß der einzig ehrenhafte Weg für sie zu ihm durch das Grab führe. Nun träumt sie vom Wiedersehen im Himmel; nun fürchtet sie ungeschickt oder gar unwürdig geschrieben zu haben; nun lacht sie über das ernstwarnende Wort des Freundes, verbittet sich weise Lehren und verlangt eine Locke von ihm und ein wenig Gegenliebe. Dann ist sie glücklich, daß er sie an Kindesstatt angenommen, und daß dieß ein Geheimniß für Alle, selbst für ihre Mutter ist.

Darauf schrieb ihr Jean Paul: „Liebe Maria, die Locke, die meine Frau meinem Glatzkopf abgeschnitten für Sie, ist die beste Widerlegung Ihres letzten Briefes oder Fürchtens. Besorgen Sie doch nie mehr — ich bitte Sie darum, meiner Ruhe wegen — daß ich irgend einen Ihrer Briefe, er sei geschrieben, wie er wolle, auf Ihre Kosten mißverstehe. Ich kenne ja Ihr ganzes warmes, reines, idealisierendes Herz und dessen große Kraft; wie sollte mich daran irgend eine Zeile des Augenblicks irre machen können? Was ich freilich tadle, wenigstens beklage, ist, daß Ihr Sonnenfeuer Ihnen süße Früchte zwar reift, aber dann auch austrocknet. — Ihr Schwur, mich nie zu sehen, gilt nicht. (Jetzt kommen weise Lehren, die Sie sich verbeten!) Denn erstlich kann man etwas nur Andern, nicht sich beschwören; und zweitens sich (und Andern) nicht einmal das Gute, oder das Unterlassen des Bösen; denn diesen Schwur bringen wir schon mit auf die Welt und kein neuer verstärkt ihn. Eine andere Sache aber zu beschwören, die nicht im Gebiete der Sittlichkeit liegt, z. B. ewig eine Stadt, einen Menschen zu vermeiden, ist ungerecht und dem Schicksal vorgreifend. — Und endlich geht wenigstens mich Ihr Schwur nichts an, und ich werde Sie sehen, wenn ich kann. Dann mag Ihnen schnell der Schwur die Augen mit einem Fächer bedecken, wenn ich Ihnen ihn lasse. Ich male mir die Stunde schön, wo Sie zuerst meine Karoline und meine Kinder sehen, und dann mich. So würd' ich auch alle Ihrigen sehen.

Liebe, gute Seele! Sie sind die erste Unsichtbare, der ich so offenherzige Briefe und vollends die Locke gebe. Könnt' ich es thun, wenn ich nicht so viel Liebe und Vertrauen für Sie hätte, für Sie, die viel mehr für mich opfern wollte, als ich verdiene oder vergelten kann?

Werden Sie nun künftig nicht durch mein von Geschäften und Lagen abgenöthigtes Schweigen auf Ihre Briefe irre! Bricht der Krieg wieder aus und folglich über mein Vaterland hinein, so flücht' ich auf einige Zeit nach Heidelberg. — Lebe froher, liebe Tochter! Quäle Dich nicht, sonst quälst Du mich und Deine Schmerzen verdoppeln sich zu meinen! Dein Vater J. P. F. R.

NS. Ich habe viele Ursachen zu dem Wunsche, daß Du den Deinigen Alles sagest, und finde bei der vertrauenden Liebe, die sie für Dich haben, keinen Grund zum Gegentheil."

Ganz anders, als Jean Paul in seinem väterlichen Wohlwollen erwarten durfte, wirkte der Brief. Sie sah und las nur Gegenliebe. In Flammen schlug von neuem die Leidenschaft auf und zog sinnverwirrend durch ihre Seele. Wachend träumt sie von ihm, und küßt, mit verbundenen Augen vor ihm knieend, die geliebten Hände; im Schlafe umfaßt sie sein Bild und preßt ihr thränenvolles Auge an seine Brust, und gibt ihm den Dolch in die Hand, damit er sie tödte, weil sie ohne Fortdauer dieser Seligkeit nicht leben will. Erwacht sie, so erschrickt sie vor dem Gedanken, je mit leiblichen Augen ihn zu sehen; kalter Schauer durchfährt sie, will sie sich als seine Gattin denken; aber als Mutter nur eines seiner Kinder würde sie sich als die glücklichste aller Frauen, als eine Wohlthäterin des Menschengeschlechts, ihr Dasein als ein geheiligtes ansehen. Bis zur Wildheit wächst die Begierde; und doch liegt über dem Mädchen der Schleier heiliger Unschuld, und die Angst, Thörichtes zu wollen, ringt mit einer die Grenzen des weiblichen Charakters überfliegenden, ja selbst auf den angebeteten Geliebten herabsehenden Seelengröße.

Mit tiefer Betrübniß sah Jean Paul diesem zerstörenden

Kampfe zu, aber er schrieb nicht mehr. Das gab ihr die Besinnung zurück und ein reumüthig um Vergebung bittendes gutes Kind naht sie sich dem theuern Vater. Da antwortete Jean Paul:

„Ihre sechs letzten Briefe habe ich richtig erhalten. Ich schreibe nichts lieber, als Briefe, und doch nichts seltener, als diese. Erst nach langer Zeit werden Sie wieder einen von mir erhalten. Ihre drei letzten thaten meiner Seele wohl, weil sie wieder das einzige zwischen uns mögliche Verhältniß von Vater und Tochter recht himmlisch aussprachen, ein Verhältniß, in welches mich Ihr erster Brief hinein zauberte und welches in mir bisher unverrückt geblieben. Auf diese Weise durft' ich Sie so innig lieben, Ihnen meine Locke schicken, Ihnen mein Vertrauen geben und Ihre mir unbegreifliche Bedenklichkeit des Sehens anfallen. Das Wort Vater ist für einen Vater, sowie das Wort Tochter, ein heiliges Wort.

Warum glauben Sie mich betrübt? Die Wissenschaften sind mein Himmel — ich werde von meinen Kindern und meiner Karoline beglückt und von diesen so herzlich geliebt, als diese von mir. Warum sollt' ich betrübt sein? — Allerdings über etwas: über die Zeit, an welcher jetzt fast alle Völker Europas bluten.

Ihre Offenherzigkeit gibt mir keine Schmerzen — sobald nur Sie keine dabei fühlen — sondern Freude. Sie vergöttern mich, anstatt mich zu befolgen. Ich gebe Ihnen daher keinen einzigen Rath mehr, da ich sowohl das weibliche Geschlecht kenne, als jene Feuerseelen, zu welchen Sie gehören. Nach Heidelberg kann mich erst ein Blutstrom des Kriegs abschiffen. Ich wünschte, Sie schickten mir statt der Briefe, die ich doch nicht ordentlich beantworten kann, lieber ganze Tage-

bücher Ihres Lebens, Ihrer Familie, Ihrer kleinen Ereignisse. — Es gehe Dir wohl, liebe Tochter! und der Geist des warmen Lichtes ohne Feuersturm fülle Dein Herz!

J. P. F. R."

Nach dieser Zeit war Maria ruhig geworden; aber der Frieden der Seele war im Feuer ihrer Phantasie zu Asche gebrannt. Die heiligste Regung ihres Herzens war nicht mehr ungetrübt und es gab für sie keine Sühne außer den Tod. Nur zwei Beziehungen knüpften sie an das Leben; waren diese gelöst, so war sie frei: die Mutter durfte sie nicht verlassen, die Schwester konnte nicht allein stehen. Da starb die Mutter, und die Schwester verlobte sich. Mit beispielloser Entschlossenheit und Festigkeit führte sie nun ihr gewaltsames Ende herbei. Rasch und ruhig ordnete sie alle kleinen und häuslichen Verhältnisse und bereitete sie sich zum Abschied von einem Leben, das ihr unerträglich geworden war. In der letzten Stunde setzte sie sich hin und schrieb an Jean Paul:

„Zürnen Sie nicht, theuerster Vater, noch diese Zeilen von Ihrer unglücklichen Maria zu empfangen. Ich kann es ja nicht ertragen, daß Sie mich noch für lebendig halten, wenn ich schon todt bin. Meine Mutter ist vor zwei Monaten gestorben. Sie litt es gern, daß ich ihr nachfolge; aber sie bat mich, vorher alles zu ordnen, für meine Schwester zu sorgen und sie nicht in den Schreckenszeiten des Kriegs zu verlassen. Diese sind nun vorbei und ihre Existenz ist gesichert. Ich habe gethan, was ich konnte, und eile von einer Welt endlich wegzukommen, wo ich so unbegreiflich fehlen mußte, wo das heißeste Bestreben nach dem Besten so vergeblich war, wo ich seit meinen thörichten Briefen an Sie aus einer Verzweiflung in die andere überging. Ach! es wird im großen Universum

doch noch einen Ort geben, wo ich mich wieder erholen und endlich sein kann, wie ich sein will. Ich habe genug gelitten: ich darf sterben. Ich getraue mir aber kein Wort mehr an Sie zu schreiben, als dieß, daß die, so an Sie schrieb, gewiß todt ist, wenn Sie dieses lesen, und daß Sie darüber sich freuen sollen. — Ach Sie werden mich verachten, so lange Sie leben, und es nie glauben, wie sehr ich schmachtete, für Sie oder für die Ihrigen etwas thun zu können, und wie vielmal mich die Idee zerriß, wenn ich mir vorstellte, es ginge Ihnen nicht gut. — O! der Himmel gebe Ihnen Alles und vereinige Sie in jener Welt wieder mit den Ihrigen! — Mich aber verachten Sie doch nicht gar zu sehr, sondern geben es zu, wenn ich Ihren Kindern, an die ich ohne heiße Thränen nicht denken kann, weil sie so glücklich sind, ein kleines Geschenk schicke. Sagen Sie ihnen aber nicht, woher es kommt, ich möchte gern ganz vergessen sein und unbemerkt verschwinden. Niemand hat durch mich meine Geschichte erfahren und ich habe alle Bücher und alle Tagebücher verbrannt. Nur Ihre Locke nicht; sie bleibt an meinem Hals und ich nehme sie mit.

O, leben Sie wohl! unvergeßlich geliebter Vater! Ach, daß es so mit mir werden mußte! Mein unglücklicher Geist wird Sie aber umschweben, so lange bis Sie ihn wieder aufgenommen und mit sich nehmen. O, dürft' ich Ihnen ein Zeichen geben! Ihnen höhere Kundschaft bringen!"

Erschütternd sind die letzten Augenblicke ihres Lebens. Freundlich, aufmerksam, geschäftig in den häuslichen Anordnungen selbst in der Stunde des Abschieds gab sie der Schwester und ihrem Verlobten durchaus keinen Verdacht, und deren Angst erwachte erst, als schon das Ungeheure geschehen war.

Aber Maria war gerettet. Nichts desto weniger bestand sie auf dem Tode und widerstand mit einer unüberwindlichen Gewalt den flehenden Bitten der Ihrigen, den Rettungsversuchen der Aerzte und der Anstrengung der eignen Natur, die das verschluckte Wasser auswerfen wollte. Sie hatte sich zur sichern Erreichung ihres Zweckes da in den Strom gestürzt, wo er nach den nahen Mühlen treibt. Fischer hatten sie bemerkt und waren herbeigeeilt, und hatten nach langwierigem Kampfe mit ihr sie aus dem Wasser gezogen, und zur Schwester gebracht.

Sterbend, und unter heftigen Schmerzen, die der Widerstand gegen das heraufdringende Wasser verursachte, sprach sie zu den Umstehenden:

„Mein Glaube hat mich nicht betrogen; die Seele ist unsterblich! Als mich die tiefe Wasserwelt aufnahm und dumpfbrausend umgab, litt ich fürchterlich. Der thierische Instinkt der Selbsterhaltung, die arbeitenden Lungen, das zusammengepreßte Herz, setzten meinen Willen zu sterben in einen grauenhaften Kampf. Ich verschlang das Wasser, das mich zu retten drohte, indem es mich zweimal empor stieß zu Licht und Luft, in gierigen Zügen und rang ihm seine ungetreue Gewalt ab. Ich sank; der Strom wogte mich fort in der Tiefe. Ich zog mich auf dem Boden krampfhaft zusammen, um in der mich umfangenden Angst der Abtödtung meinen strebenden Händen und Füßen den Dienst natürlicher Ruder zu versagen. Doch noch einmal hob mich das Wasser; ich sank nieder und verlor alle Empfindung des Körpers; aber nicht die Macht des Gedankens. — Ich ward gewahr, daß sich Menschen mit ungebetener Hülfe in meinen Vorsatz mengten: ich widerstrebte ihren Versuchen; aber zuletzt hatte die Kraft mich verlassen.

Indeß mich die Stangen der Schiffer zum Land arbeiteten, erstarb meine Hülle. Aber eine helle Welt schloß sich mir auf im Tiefsten: ich feierte die Erwartung der Auflösung. Meine Seele, ihrer drückenden Bande entledigt, bewegte sich frei in neuen Regionen; Töne und Gesichte aus der andern Welt entzückten sie; eine himmlische Musik und Lichter der Ewigkeit umschwammen mich. — Jetzt zogen mich die Rauhen unbarmherzig ans Land. Meine Gesichte zerrannen; mein menschliches Bewußtsein mit all seinem unendlichen Leid kehrte zurück. Aber meine Hoffnungen stehen fest und an meinen Willen reicht keine menschliche Macht."

Darnach versank sie in Schlummer, aus dem sie nicht mehr erwachte.

Die Briefe von ihr und den Ihrigen sandte Jean Paul an Otto mit den Worten:

„Hier, guter Otto, die herzzerschneidenden Briefe. Nun, es ist vorbei und sie starb höher, als Andere lebten. Froh bin ich, daß ich strengern Rathgebungen für meine Antworten an sie nicht gefolgt; zumal, da sogar meine milderen jetzo mir erbärmlich für diese hohe Seele vorkommen, wiewohl in meiner unwissenden Lage keine andern möglich waren."

VIII.

Wanderjahre: Regensburg 1816. Heidelberg 1817. Frankfurt 1818. Stuttgart; Löbichau 1819. München 1820.

Während die großen Zeitereignisse die Phantasie und das Gemüth Jean Pauls fortdauernd in Spannung hielten und eine Folge von größern und kleinern Aufsätzen und Dichtungen veranlaßten, die zuerst in Zeitschriften und Almanachen zerstreut erschienen, dann in der Herbstblumine gesammelt wurden, und in denen überall heiße Vaterlandliebe, Freimuth gegen die deutschen Fürsten und ihr schwankendes Benehmen gegen die Völker und eine unbesiegliche Zuversicht auf die Zukunft Quell und Grundlage der erhebendsten, kräftigendsten Gedanken und Darstellungen blieben, erging sich seine Dichterlust bereits in der Schöpfung seines neuen komischen Romans, der nachmals unter dem Namen des Kometen bei Reimer in Berlin erschien. Die heitre Stimmung, in welcher er — obschon unter der Last viel größrer und ausgedehnterer Studien als früher — daran arbeitete, spricht sich in ein Paar Zeilen trefflich aus, die in einem Briefe an Thieriot (Juli 1813) stehen:

„Jetzo koch' ich und brat' ich an einem großen komischen Werke. In diesem aber — hab' ich mir geschworen — will ich nicht wie bisher, da ich in allen meinen komischen Werken, gleich einem Kinde, das in Kugelgestalt geboren und dann gerade in Wickelkissen gekreuzigt wird, immer den strengsten Kunstregeln nachgab und leider! nur zu regelrecht war, es

wieder thun; sondern ich will mich gehen lassen, wie's geht, — hinauf, hinab — flug- und sprungweise — wahrhaft kühn. Freund, ich will im Alter meine Jugend nachholen und postzipieren!" Welches Glück für das klassische Feingefühl von Schlosser, Gervinus und ihren Verwandten, daß das Schicksal zu diesem wahrhaft entsetzlichen Entschluß, der frühern so sehr übertriebenen Kunst-Regel-Rechtheit zu entsagen, mit zwei Parzenschnitten ein sehr herbes Nein sprach; wovon später.

In Jean Pauls persönliche Verhältnisse griff die Beendigung des Kriegs mit Frankreich auf sehr eigenthümliche und unerwartete Weise ein. Der Sieg, der dem ganzen Deutschland die Freiheit und mit ihr die Fülle der Wohlfahrt bringen sollte, der Sieg, für welchen er seit Jahren mit den heiligsten Waffen und unter Hingabe fast aller seiner Kräfte gestritten und gewirkt, sollte ihn um das kleine irdische Glück, das ihm bis dahin zu Theil geworden, bringen. Der Fürst Primas, der einzige deutsche Fürst, der an eine Belohnung für den Dichter der Seelengröße, Reinheit und Wahrheit gedacht, war in den Sturz Napoleons verwickelt und Jean Paul verlor die ihm aus seiner Privatkasse ausgesetzte Pension. Und keiner der von der Fremdherrschaft erretteten deutschen Fürsten, keine der entfesselten deutschen Städte, keines der neuaufblühenden deutschen Länder sah die Ehrenschuld des Vaterlandes an und hob sie auf. Vergeblich ließen sie den Dichter an Potentaten und Staatsmänner sich wenden mit seiner bescheidenen Bitte, bis endlich nach zwei Jahren der bayrische Minister Montgelas, ein geborner Franzos, seinem König Maximilian I. den Ruhm verschaffte, das Versäumte würdig und vollständig nachgeholt zu haben. Durch ein Schreiben des genannten Ministers vom 17. Dezbr. 1815 erfuhr Jean Paul, daß die

königl. bayr. Regierung die ihm bisher von dem Fürsten Primas, als Großherzog von Frankfurt, gegebene Pension übernommen und auf die Hauptkasse in Aschaffenburg überwiesen habe. — Das brachte ein frohes Weihnachten, das Jean Paul in kindlicher Freude feierte und mit offnen Händen gegen den treuesten Freund seiner (geld=) armen Jugend, gegen Otto.

Die wohlthätigen Folgen, welche Jean Paul von den kleinen Ausflügen nach Erlangen und Nürnberg für Geist und Körper verspürt hatte, bestimmten ihn, von nun an solche kleine vorübergehende Ortswechsel für seine Thätigkeit jährlich zu wiederholen. In der Regel wählte er dafür die Frühlingsmonate; ungern und nur besondrer Ursachen willen den Sommer. Im August 1816 ging er nach Regensburg, und zwar wählte er als Reiseziel diese Stadt, weil sich sein bisheriger von ihm innig verehrter Wohlthäter Fürst Primas Carl v. Dalberg nach seiner Mediatisierung dahin zurückgezogen hatte. Er hatte seine persönliche Bekanntschaft noch nicht gemacht; aber gleich nach dem ersten Sehen war das Verhältniß zwischen beiden einem lang vertrauten gleich. „Ihr Geist erhebt den meinigen," schrieb Dalberg an Jean Paul am Morgen nach dem ersten Sehen, „Ihre reine Liebe der Tugend erwärmt mein Herz; Ihr standhaftes Bestreben, das Reich christlich sittlicher Tugend zu befördern, befestiget meinen Entschluß. Angelegentlichst ersuche ich Sie, mir täglich von heut an die Stunde von 6 Uhr Abends bis 7 Uhr zu schenken. — Voraus freu' ich mich auf diesen Abend." Und Jean Paul erwiederte: „Gott belohne Sie für die Abendstunden, womit Sie mich, wie mit einer Abendaurora, erquicken wollen. . . . . Ich verehre Sie nicht nur, sondern — was für Fürsten seltner ist — ich liebe Sie mit innigem, warmen, treuem

Herzen." Und an Otto und Emanuel schrieb Jean Paul (21. Aug. 1816): „Am ersten Tage (von 11—12 und beim Mittagessen) war unsre Bekanntschaft so entschieden, daß ich seit Herders Tode das erste Gastmahl dieser Art genossen. Nie hatte ich in so kurzer Zeit einen Fürsten nur ⅛ so lieb gewonnen. — Abends sitzen wir beide oft bis ins Dunkle bei einer nur halb austropfenden Weinflasche und die Gespräche sind über Religion, Philosophie und alles Wissenschaftliche." Und an seine Gattin schrieb Jean Paul (31. Aug.) „Immer heftiger liebt mich mein Primas; einen Tag Abwesenheit spüren unsere Herzen. Er umarmt mich so warm wie Herder. Deine und der Kinder Gesundheit trinken wir jeden Abend. .... Ein solches Herz voll lauter, lauter Liebe, ohne alle Nebenblicke, hat nur mein Primas. Du sänkest ihm weinend an die Brust. —"

Außerdem hatte Regensburg nur wenig Anregendes für Jean Paul. Doch fand er, was die Stadt an Gesellschaft hatte, vereinigt bei der Fürstin Thurn und Taxis, beim Grafen Görz und dem ehrwürdigen Grafen Westerhold, dem Freunde Lavaters, dessen äußerst gemüthliches Familienleben einen ganz besonders angenehmen Eindruck auf Jean Paul machte. Endlich lebte damals auch L. v. Oertel in Regensburg, derselbe welcher vor Jahren in Weimar sich in hohem Grade gastlich und freundschaftlich gegen Richter erwiesen.

Am 7. September kehrte Jean Paul mit dem Gefühl vollkommener Befriedigung zu den Seinen nach Baireuth zurück. In Regensburg hatte er vornehmlich an den „Politischen Fastenpredigten" geschrieben, die er im November beendigte. Außer vielen kleinen Arbeiten für das Morgenblatt,

Damenkalender ꝛc., der Fortsetzung des „Kometen,“ beschäftigte ihn sodann eine neue Ausgabe der „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke,“ die in mancher Beziehung wenigstens stellenweis eine Umarbeitung wurde.

Nächstdem entstand in dieser Zeit ein kleines Werkchen, für welches er unendlich viel Zeit und Kräfte aufbot, das auch — den launigen Vortrag betreffend — ausnehmend reizend und lustig ist, von Seite des Inhalts aber, also ernsthaft genommen, die Zustimmung der Sachverständigen nicht gewinnen und nur zu Verwirrungen führen konnte: das war die Schrift „Ueber die deutschen Doppelwörter,“ bei denen ihm die Willkühr der Sprache, bald mit, bald ohne s die Verbindung zweier oder mehrer Wörter zu einem zu bewerkstelligen, antrieb, Regeln nicht sowohl zu finden, als festzustellen für diese Verbindung und damit eine neue Rechtschreibung anzuordnen. Es geht als ein eigenthümlicher Zug durch Jean Pauls schriftstellerische Thätigkeit, das Bestreben, dem allgemeinen Gebrauch in der Rechtschreibung mit eignen Ansichten und Ueberzeugungen entgegenzutreten. So hatte er zur Zeit der „grönländischen Prozesse“ einen entschiedenen Widerwillen gegen das nach seiner Meinung überflüssige h hinter einem Vocal und hinter dem t, und schrieb darum „lam, rot“ ꝛc., eben so gegen das ch im Diminutiv, und gegen Doppelconsonanten, so daß er „Hergen“ (ja selbst „hergen“) schrieb für „Herrchen“ u. s. w.

Später hatte er nicht nur das Fehlerhafte dieser, sondern sogar das Mißliche aller solcher Neuerungen für einen Dichter eingesehen und sich der allgemeinen Rechtschreibung unterworfen. Ja als der bekannte Purist Wolke sich an ihn gewandt und von ihm die Annahme und Verbreitung seiner neuen ra-

tionalen Rechtschreibung hoffte, schrieb ihm Jean Paul (2. Aug. 1811): „Es ist ein Unterschied zwischen einem Sprach- und einem Sachforscher. Nicht einmal die Untersuchung über die Gründe des Wechsels der beiden deutschen Sprachfügungen — (bald zu sagen: Pfauenschwanz, Löwenhaupt; dann wieder Thautropfe, Gaugraf; bald: Liebesdienst, Entenjagd; dann: Beerwanze, Saujagd; dann bald: Geschäftsträger, dann Werkmeister &c.) könnt' ich durchführen, weil durchaus Gründe zu dieser anscheinenden Grundlosigkeit durch die Ueberzählung aller Fälle aufzufinden sein müssen. — Nichts auf der Erde ist regelbeständig. Und warum soll denn immer die erste, also die fortgeleitete Form die bessere bleiben? Danken wir alte Landesformen, Philosophien, Fürsten und tausend Dinge ab, so mögen alte Sprach-Gleichmäßigkeiten auch davon kommen. Doch nicht der Dichter scheint mir am leichtesten Ihre so wichtige Sprachumwälzung einführen zu können; denn er hängt von der Gewalt des ästhetischen Augenblicks ab und ein Wort wie „prachtig" könnte ein ganzes Bild zerstören."

Und dennoch gab er sich nicht nur den Untersuchungen auf dem ihm im Grunde genommen etwas fern liegenden Gebiet der Grammatik mit allem Eifer hin, sondern führte auch die Ergebnisse derselben, ungeachtet der Widersprüche eines Grimm und anderer Sprachforscher, in seine neuen Schriften und die neuen Ausgaben der älteren ein.*)

Der Sommer von 1817 brachte Jean Pauln wieder ein-

*) Den hieraus fließenden unvermeidlichen Uebelstand hat man bei der II. Ausgabe Sämmtl. Werke wenigstens theilweis zu vermeiden gesucht, indem man alle von J. Paul nicht selbst corrigierten Schriften (wie Titan &c.) in der alten Schreibart ließ.

mal Freuden und Entzückungen, wie er sie in gleichem Maße — seit seinem Aufenthalt in Berlin — nicht erlebt hatte. Im Julius d. J. hatte er sich auf einige Wochen nach Heidelberg begeben und Schönheit der Gegend und Liebe und Güte ihrer Bewohner vereinigten sich zu seiner höchsten Beglückung. Vor allen waren es die Männer und die Jünglinge der Hochschule, die ihm mit vollem Herzen und mit den sprechenden Zeichen der Bewunderung und Begeisterung nahten. Die Studenten brachten Lieder, Lebehoch und Fackelschein; die Professoren unter Vortritt Hegels und Kreuzers das pergamentene Diplom, in welchem sie den Namen, die Privilegien und Rechte eines Doctors der Philosophie und der freien Künste auf ihn übertrugen, als auf „poetam immortalem, lumen et ornamentum saeculi, decus virtutum, principem ingenii, doctrinae, sapientiae, Germanorum libertatis assertorem acerrimum, debellatorem fortissimum mediocritatis, superbiae, Virum qualem non candidiorem terra tulit, ut dotibus eius omni concentu consensuque laudis nostrae sublimioribus tribueremus amorem, pietatem, reverentiam." Vornehmlich waren es Voß, Paullus, Hegel, Schwarz, Thibaut, Kreuzer, die in der Ehrenauszeichnung des willkommnen Gastes wetteiferten; von Schwarz mußte er sogar die Wohnung annehmen. Gleicherweise ließen sich's die Frauen und Jungfrauen Heidelbergs angelegen sein, dem Herzenskündiger ihres Geschlechts gebührende Huldigungen darzubringen, und namentlich ward eine Lustfahrt auf dem Neckar durch sie zur Himmelfahrt. „Ich habe hier Stunden erlebt, schrieb Jean Paul an seine Frau, wie ich sie nie unter dem schönsten Himmel meines Lebens gefunden, besonders die Wasserfahrt, das Studenten-Vivat und die Gesänge aus der alt-

italienischen Musik (bei Thibaut); aber ich danke auch dem Allgütigen, soviel ich kann, durch Milde, Stille, Bescheidenheit, Liebe und Rechtsein gegen Jedermann." Und an Emanuel schrieb er von der Wasserfahrt: „Mir war, als würden meine Romane lebendig und nähmen mich mit, als das lange, halbbedeckte Schiff mit achtzig Personen — bekränzt mit Eichenlaub bis an die bunten Bänderwimpel — begleitet von einem Beischiffchen voll Musiker, vor den Burgen und Bergen dahin fuhr. Der größte Theil der Frauen und Männer saß an der langen, von dem einen Ende des Schiffs zum andern tragenden Tafel. Studenten, Professoren, schöne Mädchen und Frauen, der Kronprinz von Schweden, ein schöner Engländer, ein junger Prinz von Waldeck ꝛc., alles lebte in unschuldiger Freude. Meine Kappe und des Prinzen Hut wurden ans andere Ende der Tafel hinunter gefordert und zwei schöne Mädchen brachten sie mit Eichenkränzen umfaßt wieder zurück und ich und der Prinz standen damit da. Der Ueberfluß an Essen und Wein konnte kaum in einem ganzen Tage aufgezehrt werden. Der Himmel legte eine Wolke nach der andern ab. Auf einem alten Burgfelsen wehte eine Fahne und Schnupftücher herunter, und junge Leute riefen Vivats. In unserm Schiffe wurden Lieder gesungen. Ein Nachen nach dem andern fuhr uns mit Musik und Gruß nach; Abends sogar einer mit einer Guitarre, wo ein Jüngling mein angebliches Leiblied: „Namen nennen dich nicht" sang. — Im fortziehenden Schiffe wurde gegessen und seltsam schifften die himmlischen Ufer und Thäler vor uns vorüber, als ob wir ständen. Die Freude der Rührung ergriff mich sehr; und mit großer Gewalt und mit Denken an ganz tolle und dumme Sachen mußt' ich mein Uebermaß bezwingen. Nach dem Essen spielten wir jungen

Leute Spiele, die Wittwe rc. auf einer Wiese, woraus ich für eine Goulon aus Weimar einen langen Scherz spann — darauf tanzte man eine Stunde lang in einer Ritterburg. Und so zog denn am schönen Abend die ganze kleine Freudenwelt ohne das kleinste Stören, Mißverständniß und Abbruch mit unverschütteten Freudenbechern nach Hause."

Von Heidelberg aus machte Jean Paul in Gesellschaft der Familie Paullus einen Ausflug nach Mannheim, wo er besonders bei Sternberg und General Vincenti freundlich aufgenommen ward; von da nach Mainz, das ihm durch das Zusammenleben mit dem Präsidenten Jacobi (einem Sohne des Philosophen), so wie mit einem wenig bekannten, aber sehr achtungswerthen edlen Manne, Hofrath Jung, und dem General Krausenek besonders werth geworden; und nach Wiesbaden. Ende August kehrte er nach Baireuth zurück. Zu den bleibendsten Eindrücken dieser Reise gehörte außer dem Anblick des majestätischen Rheinstroms das Entzücken über Spontini's Vestalin, welche Oper man ihm zu Ehren in Mannheim aufgeführt hatte. Von Menschen aber, wie werth ihm auch so Viele durch Gelehrsamkeit und Charakter waren, wie bereitwillig er so Vieler Güte und Wohlwollen sich hingegeben, gewann er Keinen so lieb, als Heinrich Voß, mit dem von da an ein enges Freundschaftverhältniß begann, in das sogar das vertrauliche „Du" sogleich eingeführt ward, worauf Jean Paul selbst in Rücksicht auf seine so „alten Jahre" den Nachdruck der Verwunderung legte. Ja so groß war das Vertrauen in diesen neuen Freund, daß er ihn unterm 31. Juli 1818 förmlich zum „unbeschränkten Ordner, Chorizonten und Herausgeber seines ganzen literarischen Schreibnachlasses" ernannte; eine Anordnung, deren Aus-

führung durch Vossens unerwarteten Tod unmöglich gemacht wurde.

Durch alle frohen Erlebnisse aber der Reise zieht sich ein Gedanke mit immer erneuter Stärke: Bescheidenheit, Dank und Stärkung in der Liebe gegen Alle und besonders gegen die Seinen. „Es ist schön, geliebt zu werden, schreibt er an seine Frau, und man lernt Liebe verdienen, wenn man sie geschenkt bekommt." Und ein andermal: „Es ist unbegreiflich, wie man über sich selber, den man doch mitnimmt, erst die rechte Uebersicht gewinnt und die eignen Fehler einsieht, wenn man blos in andre Verhältnisse und Gegenden kommt. Inzwischen geht's mir so und ich werde daher in einer neuen sehr verbesserten Auflage zu Dir, Du Gute, zurückkommen." — Aber weiter noch läßt er den Blick von fremder Freundschaft in die Zukunft tragen, wenn er schreibt: „Meine Kinder werden einmal nach meinem Tode durch meinen Namen, zumal bei ihrem Werthe, eine hülfreichere Hand finden, als ihr Vater; auch wird dieser Name sie, wie ein zweites Gewissen, begleiten, bewachen und reiner bewahren."

Endlich müssen wir als ein Denkmal dieser Heidelberger Reise jene jugendfrische, warme Dichtung: „Das Immergrün unsrer Gefühle" betrachten, einen Aufsatz, den er zum Theil auf dem Königstuhl bei Heidelberg, zum Theil unmittelbar nach der Rückkehr nach Baireuth unter dem Eindruck der Erinnerung an die glücklichen Erlebnisse niedergeschrieben.

Unter diesem Eindruck nährte er auch den Gedanken an eine Wiederholung der Reise; nur wollte er ihr durch eine Seitenbewegung nach Frankfurt wenigstens den Schein der Neuheit retten, weil er wohl wußte (was er überdieß trotz der Vorsicht nachgehends zu seinem Schaden erlebte), daß ein ge-

nossenes Glück sich nicht da Capo spielen läßt. Dazu hatte in stärkerm Grade als bisher eine gewisse Unruhe seiner Seele sich bemächtigt, die — wie sie ihm von der Schwelle seines Hauses und aus dem Kreis der Baireuther gewohnten Verhältnisse das Glück in goldner Ferne gezeigt — ihn sodann dort mit nichtzubeschwichtigender Sehnsucht nach den verlassenen Lieben so erfüllte, daß ihn wenigstens Zeitenweis die Gegenwart mit allen Gaben und Reizen nicht fesseln oder befriedigen konnte.

In Frankfurt ward er aufs allerliebreichste und zuvorkommendste von dem Buchhändler Wenner in seinem Hause als Gast aufgenommen und von den Männern des Bundestages bei perlenden Bechern und von Frauen und Sängern auf Wasserlustfahrten so geehrt oder verehrt, daß es dem guten Mann des Lobens und Liebens fast zuviel wurde. Aber einen ungetrübten Vollgenuß der Freude dankte er dem Wiedersehen und der fast täglich wiederkehrenden Gesellschaft des von Coburg her befreundeten Ministers v. Wangenheim, welcher damals als Bundestags-Gesandter in Frankfurt lebte.

Von Frankfurt ging Jean Paul nach Heidelberg, fand zwar dort noch die guten Menschen als die alten, aber nicht zum zweiten Male die alte Lust. Unter vielen Gründen, die den Aufenthalt in Heidelberg für ihn dießmal weniger angenehm machten, wirkte unstreitig auch die Anwesenheit A. W. Schlegels mit, eines Mannes, der sich in aller Weise als sein literarischer Gegner erwiesen, dessen Richtung als Dichter Jean Paul selbst auf das entschiedenste bekämpft hatte, und mit dem er nun die Ehrenauszeichnungen von der Universität und die Freundschaftbezeugungen in einem ihm überaus werthen Familienkreise gemeinschaftlich hinnehmen mußte.

Zwar wußte er, wie überall, auch hier eine heitere Seite zu gewinnen und fand es beim Fackelzug der Studenten, „dem Beräuchern der Dioskuren," sehr lustig, daß er „zwischen zwei Feuern stand, zwischen den Pechfackeln und seinem Vivatkollegen;" er meinte, so „ein Vivatgebrüder" sei etwas ungemein Rares und Deutschland habe solche „Ehrenzwillinge" nicht zum zweiten Male. Inzwischen wollte doch Alles nicht recht verfangen und er blieb in der mittleren Temperatur. Den Studenten aber sagte er: „In unsern Tagen hat ein Vivat höhern Werth; denn die Jünglinge, die es bringen, haben höhern Werth, als die der vorigen Zeit. Ich wünsche, daß Jeder von Ihnen auch von der Nachwelt sein Vivat wieder bekommt. Wenn Sie alle so gut bleiben, als Sie jetzo in dieser Minute sind, so braucht das Vaterland keine bessern Jünglinge."

Eines der wichtigsten Erlebnisse dieser Reise für Jean Paul war der Besuch in der magnetischen Heilanstalt von Schelver. Seine eignen Studien über die Wunder des organischen Magnetismus hatte Jean Paul seit dem Aufsatz im Museum (S. W. II. Ausg. Bd. 27) nicht nur fortgesetzt, sondern mit eignen Erfahrungen mehrfach bereichert. Er hatte an sich selbst die Stärke der magnetischen Kraft wahrgenommen, und nach einigen frühern mehr scherzhaften Versuchen, während dieser Reise in Aschaffenburg dieselbe in einem ernsten Falle erprobt. Finanzdirector v. Hornberg, zu welchem persönliche Angelegenheiten ihn geführt, hatte eine Tochter, die, an der Schwindsucht leidend, vom Arzt bereits für rettungslos erklärt worden war. Jean Paul brachte sie durch magnetisches Bestreichen in einen ruhigen festen Schlaf und legte damit den Grund zu einem neuen Heilverfahren, das den schon

hereinbrechenden Tod abwehrte. In Baireuth stellte er ein ganz nervenschwaches, von ewigen Kopfschmerzen gefoltertes Mädchen von 20 Jahren in zwei Monaten durch dieselbe Behandlung her, und gab dem bereits 77 Jahre alten Kirchenrath Kapp daselbst, der sechs Wochen auf dem Krankenbette und zweimal nah am Grabesrande gelegen, durch tägliches einmaliges Magnetisieren Gesundheit und Kräfte wieder, obschon dieser sogar gegen das Verfahren mit aller Kraft des Nichtglaubens und Nichtwollens protestierte. Kein Wunder, daß ihn die von Schelver ins Große getriebene Unternehmung aufs höchste interessierte, so daß er in dem magnetischen Cursaal meinte, „vor dem Abgrunde der Geisterwelt,“ ja „im Tempel des Weltgeistes“ zu stehen. Aber in den ihm am meisten befreundeten Kreisen in Heidelberg war er von lauter Zweiflern und Spöttern umgeben.

Nach Baireuth zurückgekehrt vollendete Jean Paul zunächst die neue Ausgabe des Siebenkäs; begann eine neue des Hesperus; schrieb das Werkchen über die Doppelwörter und verschiedene Aufsätze politischen Inhalts für das Morgenblatt, in denen er der widrigen Reaction, die nachher Deutschland in das Elend geführt, aus welchem die Anstrengung seiner edelsten Kräfte nach dreißig Jahren es herauszuheben nicht vermochten, mit dem ganzen Feuer seiner freien Seele und seiner Vaterlandsliebe — freilich vergeblich wie Alle — entgegentrat. Dazu begann er am 14. Julius die eigne Lebensbeschreibung. Von vielen Seiten aufgefordert und dringend gebeten, war er, obwohl ungern, an das Werk gegangen. „Gegenwärtig schreib' ich mein Leben, schrieb er an Voß im Julius 1818; ob ich gleich jedes andere lieber und feuriger schriebe, so mußt' ich doch daran, da meine in-

nere Biographie Niemand kennt, als Gott und ich und der Teufel; indeß wird die Form dieser Lebensbeschreibung anders, als die aller bisherigen."

Schon im November d. J. aber schrieb er an Voß: „die Biographie erfreuet mich wenig, weil ich darin nichts zu dichten habe und ich von jeher, sogar in Romanen, ungern bloße Geschichte — ohne die beiden Ufer des Scherzes und der Empfindung — fließen ließ, und weil ich nach Niemand weniger frage, als nach mir. Ich wollte, ich könnte Dir mein Leben erzählen und Du gäbst es stylisiert heraus; aber ich werde schon noch das rechte Fahrzeug für dasselbe finden oder zimmern."

In dieser Beziehung machte er allerhand Versuche, sein Leben als Einschlag durch seinen neuesten Roman zu ziehen, oder es in irgend eine Verbindung mit der Herausgabe seines seit seiner Jugend aufgespeicherten Vorraths an Gedanken, Dichtungen und literarischen Arbeiten aller Art zu bringen, wobei freilich immer dem „Leben" selbst die kleinste und unbedeutendste Stelle angewiesen wurde. Und gerade um dieses war es nun seinen Freunden zu thun. „Sie stehen, schrieb ihm der alte Truchseß, an Ihrem wichtigsten Werke; vollenden Sie dieß, wenn auch anderes beiseit gesetzt werden müßte. Humoristik hätten wir mehr erhalten, denn je; aber hier, lieber hochverehrter Richter, hier ist es doch wahrlich nicht um Humoristik zu thun, sondern um eine schlichte, fast für Jedermann faßliche Darstellung. Wie ward Richter Richter, und welcher gute Genius hielt Richtern ab, daß er sich nicht überjeanpaulisierte?"

Dieser und so vieler andrer Ansprachen und Zureden ungeachtet konnte sich Jean Paul doch nicht entschließen, bei die-

sem gewiß überaus segenvollen Werke zu bleiben, und legte es, als unverträglich mit dem Genius seiner Dichtkunst, der immer nur frei schaffen und frei sich bewegen, nicht aber Geschehenes und Erlebtes darstellen mochte, am 22. Jan. 1819 bei Seite und nahm mit erneuter Lust den „Kometen" wieder auf.

Im März 1819 hatte er die Freude, daß ihn sein über alles theurer Heinrich Voß in Baireuth besuchte, aber auch nicht nur den Schmerz, ihn bei sehr schwankender Gesundheit zu finden, sondern auch den unendlich größern, den Verlust seines Friedrich Heinrich Jacobi beweinen zu müssen, der am 10. März d. J. in München gestorben war.

Der Sommer 1819 brachte zwei Reisen statt einer. Im Junius ging Jean Paul nach Stuttgart. Bestimmte Beweggründe lagen nicht vor; auch ließ sich die Reise sowohl, als der Anfang des Aufenthaltes etwas ungemüthlich an. Als er indeß ein behagliches Wohn- und Arbeitzimmer gefunden und einige Male mit seinem Schreibzeug auf der reizend gelegnen Silberburg eingekehrt war, senkten sich die Nebel, und Stuttgart wurde ihm „je länger je lieber." Dazu kamen viele angenehme und interessante neue Bekanntschaften (Haug, Matthison, Dannecker ꝛc.), und die zufällige Anwesenheit älterer Freunde, wie der Familie Paullus aus Heidelberg, Boisserée u. s. w. Nächst dem Grafen v. Beroldingen, bei welchem er vornehmlich das Gesandten-Personal kennen lernte (den preuß. Gesandten v. Köster, den östreich. v. Trautmannsdorf, den bayrischen v. Tantphöus, den französischen Montalambert ꝛc.), und der Familie Reinbeck mit dem „Vater Hartmann," wo er war wie zu Hause und sogar das Testament der Leute als Zeuge

unterschreiben mußte, waren es vornehmlich der Herzog Wilhelm von Würtemberg und seine geistvolle Gemahlin, welche ihm den Aufenthalt in Stuttgart durch Gastfreundschaft und Aufmerksamkeit aller Art verschönerten. Wie sehr die letztern auf das eigenthümliche Wesen Jean Pauls eingingen, erhellt nicht nur aus der völligen, fast bürgerlichen Freiheit, die sie für das Beisammensein gestatteten; aus der Leichtigkeit, mit welcher sie (vornehmlich die Fürstin) ihm von Scherz zu Ernst, von Satire zu Rührung selbstthätig folgten; sondern auch aus Verehrungs-Spässen, die sie — mit dem Pudel des Dichters vornahmen. Waren ihm, dem treuen Ponto, vor dem Jahr in Heidelberg und Mannheim von zarten Händen für Ringe und Busennadeln Locken abgeschnitten worden, so hielt die herzogl. Wilhelmsche Familie für ihn (da Jean Paul ihn überall mit sich nahm) einen wirklichen, wohlgezimmerten und schön verzierten Tempel bereit, den freilich der närrische Pudel zu allgemeinem Ergötzen anfangs als eine Straßenecke ansah und behandelte.

Nach Baireuth zurückgekehrt fand Jean Paul einen Brief der Gräfin Chassepot, Hofdame der Herzogin von Curland, vor, mit einer überaus freundlichen Einladung nach Löbichau bei Altenburg, dem Landsitz der Herzogin. Jean Paul glaubte in Rücksicht auf seine Berufsthätigkeit die Einladung ablehnen zu müssen, ward aber dafür mit einem solchen Wetter liebender Vorwürfe überschüttet, und mit so unwiderstehlichem Dringen gefordert, daß er sich zur Nachgiebigkeit entschloß. Er hat es nie bereut; denn diese Reise glänzt wie ein Freudenstein, eine italienische Insel in seinem Leben. Die Herzogin Dorothea von Kurland mit ihrer Schwester, der Frau Elisa von der Recke und ihren Töchtern, der

Fürstin Pauline von Hohenzollern, der Herzogin Johanna von Acerenza und der Herzogin Wilhelmine von Sagan, machten in Löbichau und dem nahen Tannefeld einen Hof, wie ihn sonst nur die Phantasie romantischer Dichter ersinnen mochte. Die Geschäfte leiteten Geist und Gemüth, den Haushalt edelste Gastlichkeit; Freiheit war Allen gegeben oder gelassen; aber durch die Hand der Frauen ward sie von der Sitte gezügelt, von der Anmuth bekränzt. Eine Zahl ausgezeichneter Männer (Marheineke, Feuerbach, Schuderoff, Thümmel, Tiedge ꝛc.), dazu ein Kreis liebenswürdiger und schöner Frauen und Mädchen, die ein Glück darin fanden, jene „zu hätscheln und recht lieb zu haben," brachten Jean Paul nach seinen eignen Worten „in einen Zustand der Liebe des Liebens ohne Gegenstand vor lauter Gegenständen."

„Man lebt sich hier, schreibt er am 2. Sept. 1819 seiner Frau, so ins Schloß hinein, daß noch kein Beispiel vorhanden, daß Einer nach zwei Tagen fortgegangen wäre. Marheineke kam auf einen Tag hierher und sitzt seit vier Wochen noch da. — Für die kleinste Bequemlichkeit, an die man gar nicht denkt, ist gesorgt. Alle Treppen sind mit englischen Fußteppichen belegt und die Säle und Zimmer der Herzogin so weich wattiert, daß ich darauf schlafen könnte. — Ich kenne keine größere Freiheit, als hier unter diesem italienischen Dache wohnt. Während des fürstlichen Singens im ersten Saale hatten andere junge Leute ihre lauten Spiele in einem dritten. An keiner Fürstentafel ist solche Freiheit. Auch sind alle nöthigen Sekten da, Magnetisten und Gegenmagnetisten, Ultras, Konstitutionelle, Feindinnen, Freundinnen der neuesten Zeit, Gegen-Juden und ein Paar Juden, worunter ich gehöre.

Die Herzogin mag ich gar nicht anfangen zu loben; so

köstlich ist ihr Herz mit seiner Ruhe, Unbefangenheit, Liebe und Milde, Gefallsuchtlosigkeit und seinem Gottessinne. Auch ist sie mit oder nach der Chassepot, trotz der Jahre, die schönste unter Allen hier. Gestern Abend um 9 Uhr besucht' ich kurz nach der Mittagtafel zum ersten Male die Reck, die auf ihrem Kanapee lag, von ihren lieblichen Pflegetöchtern umspielt. Jetzo lieb' ich sie auch herzlich als den letzten Schlußbogen am schönsten weiblichen Liebe- und Familienzirkel. — Ich sitze stets neben der Herzogin und einer Tochter. Da letztere gestern fehlte und ich ihr mit dem linken tauben Ohre zur Rechten saß, und Feuerbach mit seinem rechten tauben ihr zur Linken, so macht' ich mir die Freude, daß wir beide die Plätze und Ohren wechselten unter dem Essen.

Die Zeit verrieselt hier völlig unmerkbar und in ihrem Stundenglase muß sie den feinsten, durchsichtigsten Sand haben, weil man ihn nicht laufen sieht und hört. Man ist ganz frei, wie zu Hause, und drückt Niemanden als Gast. — Nie bekam mir ein Saal- und Gastleben besser; jedoch bin ich in allen Genüssen ein Mäßigkeitsmuster. So scheid' ich oft mitten in der Lust, z. B. gestern Abend 1½ Stunde früher ab. Auf jedes Früh- und Nachtstück freu' ich mich, weil jedes anders ist und keine Nacht-Unterhaltung der andern ähnlich.

Den 6. Sept. Die Liebe Aller gegen mich dauert fort. Gestern war ich in Tannefeld bei den drei Schwestern. Welch' ein Sonntag! Um 3¼ Uhr wurde (ohne Frühstück) einmal für den ganzen Tag gespeist. Keine Concerte haben mir noch solche volle Entzückungen gegeben, als die köstlichen Bruststimmen der beiden Fürstinnen und noch einiger Mädchen; sogar ein lustiges Studentenlied wurde vom Chore gesungen. Der alte Feuerbach sang als ein Schneider mit trefflicher Decla-

mation seine Geschichte und Liebe seiner Schneidersgeliebten vor der Frau v. d. Reck. Mit dieser muß ich oft eine Stunde Nachmittags spazieren. Nie dachte ich, daß ich diese ehrwürdige Frau (vielleicht einst so schön, wie die Herzogin war) so lieben und ehren würde. — Darauf wurden drei Polonaisen mit Geschmack getanzt. Meine erste tanzt' ich mit der Frau v. d. Reck, die zweite mit der Herzogin, die dritte mit der theuern Herzogin von Sagan. Die Polonaisen hatten ihre schwierigen Touren: man muß zuweilen eine Dame nach der andern fassen; ja unter aufgerichteten Armpforten durchziehen und selber wieder solche Pforten machen. Ich gestehe Dir gern, daß ich mit einigem Vergnügen in mir den versteckten Tänzer ertappte.

An keinem Hofe kann ein so ungezwungner, froher und doch anständiger Ton herrschen, als hier. Meine Furcht vor übermäßiger Weiblichkeit war ganz unnütz. Doch hab' ich mir auch kein Uebermaß im Trinken und Sprechbegeisterung vorzurücken.

Den 9. Um 9 Uhr Abends nach dem Essen lud die Herzogin zu einem Spaziergange durch die Baumgänge auf eine kleine Insel, wo man Mittags vorher gefrühstückt, so gleichgültig ein, als wolle sie nichts verheißen. Als man in den hohen langen Baumgang eintrat, war er von den untersten Zweigen bis zu den Gipfeln überglänzt und alles Laub war wie vom Frühling oder Abendroth durchsichtig. Lampen unter den Bäumen, von kleinen Vertiefungen verdeckt, waren Lichtspringbrunnen und durchsprengten mit einem aufwärts steigenden Glanz das dunkle Gezweig. Aus dem Grün schienen verklärte Bäume aufzuschweben und die Blätter als feurige Zungen zu zittern. Durch die Feuersäulenordnung kam

der Zug in das kleine runde Eiland, wo man, von erleuchteten Bäumen wie von Glanzriesen umzingelt, oben nur einen schwarzen Ausschnitt des Nachthimmels mit blitzenden Sternen erblickte. Musik und Gesang gaben dem stillen Glanze und der Zauberinsel gleichsam Bewegung und die Lichter wurden zu Tönen. Am Ufer jenseit der Insel bog aus dem Blätterdunkel sich eine männliche Gruppe und, geschieden von ihr, eine weibliche heraus, und sahen erfreut dem Freuen zu, und beide nahmen später selbst von der geräumten Insel Besitz. Als nun auf dem Rückweg die ganze Gesellschaft Arm in Arm durch die ätherischen Freudenfeuer auf beiden Seiten mit dem gemeinschaftlichen Absingen eines deutschen Liedes zog, da hatt' ich endlich jene Nacht des Himmels, nach der ich mich durch meine leere Jugend hindurch so oft gesehnt; eine Nacht, in der ich in der Jugendzeit mein unbewohntes Herz dahin gegeben hätte; ja wären mir Jüngling so viele Herzen, als Herzkammern bescheert gewesen, ich hätte die übrigen drei herum geboten unter dem Glänzen und Singen. — Im Saale sang noch die Fürstin von Hohenzollern mit ihren Gehülfen ein himmlisches Stabat mater, und nach dem Punsche endigte endlich ein musikalisches Finale den ganzen neunten Tag des Herbstmonats."

Bis zum 17. Sept. blieb Jean Paul in Löbichau, dessen Freudenhimmel auch nicht von dem leichtesten Wölkchen getrübt worden war. Er kehrte, nachdem er noch das Ernte-Dankfest der Bauern mit gefeiert, und selbst eine Erntefestpredigt im Kreise der beglückten Gäste und beglückenden Wirthinnen gehalten, über Altenburg (wohin ihn Kammerrath Ludwig begleitet, und wo er in dessen Hause in Gesellschaft von Prof. Messerschmid, Major Schwanenheim und den

Frauen Pierer, Hofmann ꝛc. einen unvergeßlichen Abend erlebte) am 19. Sept. nach Baireuth zurück.

Jean Paul konnte sich (wie er wiederholt versichert hat) nur mit größter Selbstüberwindung zu Geschichtserzählungen von sich und seinen Erlebnissen entschließen; weßhalb er ja auch die begonnene „Selberlebensbeschreibung" wieder beiseit gelegt. Er hat mit der Reise nach Löbichau eine Ausnahme gemacht. Das reizende Blumenstück, das er davon entworfen, zu groß für den Plan dieses Büchleins, findet der Leser im Damenkalender von 1821 und in den S. W. I. Ausg. Bd. 59 und II. Ausg. Bd. 32 mit der Ueberschrift: „Briefblättchen an die Leserinnen des Damen-Taschenbuchs" ꝛc. Da steht auch o. g. „Erntefestpredigt."

Nach einem solchen Freudensommer durfte das Jahr mit einigen Schmerzen schließen. In das glückselige Familienleben ward der erste Riß gethan: der Sohn hatte die Bahn des Gymnasiums in Baireuth durchlaufen und mußte zu einer höhern Bildungsanstalt übergehen. Da er sich mit Talent und Eifer auf Philologie geworfen, aber zur Universität noch zu jung war, so wählte der Vater das Lyceum in München als Zwischenstation und vertraute ihn der Leitung und der liebenden Theilnahme von Friedrich Thiersch und Schlichtegroll an.

Nächstdem entführte ihm ein anderes, traurigeres Ereigniß seine Gattin auf mehre Wochen. Ihr Vater, der Geh. Obertribunalrath Maier in Berlin, war gestorben, was ihr eine Reise dorthin zur Pflicht machte. Zum ersten Male mußte Jean Paul deßhalb im eignen Haus als Einsiedler leben, hatte aber die Freude, zu sehen, daß von der treuen Mutter ohne sein Wissen seine älteste Tochter bereits zur

„wackern Hausfrau ausgebildet“ worden, deren Kochen und Kaufen, Besonnenheit, strenge Aufsicht und Ordnunggeist er nicht genug loben konnte. Die jüngste Tochter aber sollte er in eben der Zeit als „geborne Krankenwärterin“ kennen lernen, da er durch einen Anfall von Gicht einige Zeit im Hause gehalten wurde. Während dessen schrieb er jene erhabenen „Neujahrbetrachtungen ohne Scherz und Traum,“ mit denen er dem wachsenden Geistesdruck entgegenzuwirken hoffte, und die zuerst im Morgenblatt von 1820 erschienen (S. W. II. Ausg. Bd. 32). Danach aber widmete er sich fast ausschließlich dem „Kometen,“ den er indeß nicht ohne Besorgniß über seinen Werth in die Welt schickte. Im Laufe des Jahres 1820 erschien der erste Band und wurde überall aufgenommen, wie Heinrich Voß, an den er das Manuscript geschickt, vorausgesagt: mit allgemeiner Lust. Ungeschwächt erschien die Kraft des Komischen in dem bejahrten Dichter und nur die Größe der Anlage des Plans erfüllte Viele mit leider! gerechtfertigter Besorgniß über seine Vollendung. Der zweite Band wurde noch 1820 geschrieben und der dritte angefangen.

Im Mai 1821 reiste Jean Paul zu seinem Sohne Max nach München. Das ist das Unvergleichliche an ihm, daß er überall, er mag als Prophet uns strafen, als Dichter uns entzücken, er mag lachen oder weinen, als Freund gegen Freunde, als berühmter Autor gegen jüngre Schriftsteller, als Herr gegen Diener und Arme, als freier Mann gegen Große, als Gatte gegen seine Frau, als Vater gegen die Kinder, überall und allezeit der goldne, reine, hohe, herrliche Mensch ist, den man nur lieben kann und immer mehr lieben muß. Folgen wir dem Vater zum Sohn! Das erste, was er nach der Ankunft in München aufsuchte, war natürlich dieser. „Maxen

suchte ich im fünf Treppen hohen Neste vergebens. Ich ging zu Schlichtegrolls, die ich wenigstens als die geistig vorigen wiederfand; und nach ihrer Vermuthung war Max bei ihrem Sohne. In zwei Minuten hing er schluchzend an mir. Sein Körper und Gesicht ist herrlich ausgearbeitet, er ist einen halben Kopf länger als ich, blühend und voller im Gesicht. Er war und blieb immerfort netter und eleganter angezogen als ich, und trägt doch nur die mitgebrachte Kleidung. Seine persönliche Erscheinung erreicht, ja übertrifft seine Briefe, und mein ganzes Vaterherz liebt den reinen, freien, kräftigen, anspruchlosen Jüngling. Als er mit mir von Schlichtegroll nach Hause ging, fragte er: was macht denn die Mutter? aber die Stimme erstickte ihm unter Weinen der Liebe — und diese hat er rein und recht und ohne irrige Verschwendung. Von allem Mitgebrachten hat er nichts angenommen (auch nicht die Uhr), „weil er nichts brauche." Auch den Stollen brachte er mir heute, nachdem er davon unter seine zwei armen Mithäuslinge ausgetheilt, zurück, weil er dachte, ich wollte davon."

Außer dem Sohn bot ihm übrigens München nur wenig bewegende Freude, am wenigsten Entzückungen wie die vorjährigen; denn von den Städten Deutschlands war unbedenklich München diejenige, wo er am meisten Fremdling war. Dazu kam, daß er ungeachtet des von ihm mit gewohnter Sicherheit vorausverkündeten glänzenden Sonnenwetters in München nur Regentage fand, und endlich außerdem noch in Lebensgefahr kam, als ihn der Kutscher auf dem Weg zur Königin nach Nymphenburg auf glatter Straße umwarf. Inzwischen ward er sowohl vom König Maximilian als der Königin Therese mit Auszeichnung empfangen, vom Minister Lerchenfeld zu seinem „Männer-Abend" eingeladen, wo er u. A.

Cornelius sah; einen unvergeßlichen Abend dankte er dem Kapellmeister Stunz und seinem Stabat mater, sowie dessen Frau und Schwägerin, deren Gesang ihn nach Italien trug; in Renata Otto fand er eine seiner ältesten Jugendfreundinnen wieder, die der angenehmen Erinnerung die gemüthlichsten Farben zu geben wußte; besonders werth aber war ihm der Verein bedeutender Gelehrten, Thiersch, Schlichtegroll, Niethammer, Yelin, Bahrdt 2c. und vor Allen der von ihm hochgeachtete Sömmering. Auch steht in der Reihe seiner Münchner Freuden das kleine Quartierchen am Marthor bei der Familie Gail, mit Abendsonne und allem was ein bürgerliches Haushalten mit herzlicher Gefälligkeit und Zuvorkommenheit einem geehrten „Zimmerherrn" bieten mochte.

Eine Einladung nach den nahen Alpen, die ihm wie „versteinerte Gewitterwolken," wie „ein Park nur für die Phantasie" von München aus erschienen, selbst nach dem noch nähern Schliersee hatte für Jean Paul auffallender Weise nicht Anziehungskraft genug; nur zu einem Ausflug nach Starenberg brachte er's doch; die dringende Aufforderung, eine Stelle in der Akademie (mit 1000 bis 1500 fl. Gehalt) anzunehmen und nach München zu ziehen, scheiterte bei ihm an der Vorstellung der Störungen, denen er in den dasigen Verhältnissen ausgesetzt sein würde, und an dem Anblick der „abscheulichen Gegend von München," das im Allgemeinen einen unbefriedigenden Eindruck auf ihn gemacht und einen schlechten zurückgelassen.

IX.

Ende.

Im nächstfolgenden Jahre hatte Jean Paul sein „Laubhüttenfest“ in Mannheim und Kreuznach feiern wollen. Erst aber legte ein beginnendes Augenübel, das zum Staar sich auszubilden Miene machte, ernste Verwahrung dagegen ein; dann brachte der Herbst statt aller Reisefreuden einen unendlichen Schmerz, der ihm Nähe und Ferne verdeckte und nichts öffnete, als — das Grab.

Sein geliebter Sohn Max hatte während eines einjährigen Aufenthaltes in München mit unglaublichem Eifer an seiner Ausbildung gearbeitet, so daß er, mit Kenntnissen trefflich ausgerüstet, im Herbst 1820 die Universität Heidelberg beziehen konnte. Von Haus aus körperlich gesund und stark muthete er aber sich zu große geistige Anstrengungen und leibliche Entbehrungen zu und brachte damit seine Nerven in einen Zustand der Ueberreizung, der das noch zarte Alter (von 17 Jahren) nicht gewachsen war. Dazu kam, daß er sich mit der ganzen Kraft und Reinheit sittlicher Strenge und dem vollen Wissensdurst des ersten Jünglingsalters auf Theologie und Philosophie warf, die ihn mit Wahrheit tränken sollten, deren Quellen aber nicht mit, sondern gegen einander wirkten. Nebenbei noch durch Freunde von entgegengesetzter Denkweise verwirrt, verfiel er bald der enggeistigen Glaubensformulierung eines Kanne und der freudlosen Ascese des Armen-Sünderbewußtseins; bald den trügrischen Verlockungen der Hegelschen Philosophie, die alle Räthsel zu lösen, alle Schranken des menschlichen Geistes niederzureißen versprach, ohne dem

Herzen dafür die mindeste Nahrung zu geben oder der Phantasie ein Feld aufzuschließen. Vergebens stellte ihm der Vater gegen seine religiöse Schwärmerei und Selbstquälerei das „heitre Christenthum eines Herder, Jacobi, Kant" auf; vergebens warnte er ihn vor Hegel, als „dem dialektischen Vampyr des innern Menschen;" vergebens ermuthigte ihn die treue, klare Mutter mit Lob und Liebe; der Wurm hatte schon den Lebensnerv erreicht. Nach dem Schluß des Sommersemesters kam er nach Baireuth und schon nach wenigen Tagen war sein Schicksal beschlossen. Er erlag einem heftigen Nervenfieber im September 1821 und ein großes schwarzes Kreuz bezeichnet in dem Tagebuch des Vaters den Tag, mit welchem er alle Freude am Leben von sich scheiden, und dieses selbst rasch seinem Ende entgegenrinnen sah. „Ich habe keinen Abschnitt, schreibt er im Dez. an Voß, sondern einen Durchschnitt meines Daseins erlebt und Freude wird mir nun schwer, ausgenommen die wissenschaftliche im Lernen und Schaffen. Aller Verlust voriger Menschen gleicht dem letzten nicht und meine Sehnsucht wächst peinlich. Nicht über ihn brauch' ich Trost, sondern über das Entbehren seiner Liebe. Indeß hab' ich doch die Kraft, stets, wenn ich will, den zersetzenden Gedanken an ihn abzuweisen, der mir bei jedem griechischen Buche, ja bei dem Worte „Philolog" an die Brust springt; aber hören und sehen von ihm kann ich schwer."

Auf sein dichterisches Schaffen war das schmerzliche Erlebniß von durchgreifendster Wirkung: zum ersten Male in seinem Leben ging er an ein Werk, in welchem gar kein Spaß vorkam. Es wurde sein letztes, wie er dieß von einem solchen Bruch mit seinem innersten Wesen schon vor langen Jahren vorausgesagt. Das Bedürfniß nach Trost neben dem Grab-

hügel des Sohnes gab ihm den Entschluß, in einer Fortsetzung des „Kampanerthales" seine seitdem zu größerm Reichthum, Kraft und Klarheit erwachsenen Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele niederzulegen, und darin „tausend nassen oder dunkeln Augen ganz neue, lichte Stellen und Reiche im Lande des Seins mit Kühnheit zu zeigen." Er begann die Selina.

„Nicht um zu vergessen, sondern um die Erinnerung auszuhalten," versuchte Jean Paul im Frühling 1822 noch einmal eine zeitweilige Veränderung des Wohnorts, und ging nach Dresden. Der überschwänglichen Freundlichkeit der Bewohner dieser Hauptstadt, literarischer und vornehmlich dichterischer Bildung dankte der tiefgebeugte Mann, der allen Freuden Lebewohl gesagt hatte, wirklich frohe, rosig gefärbte Lebensabendstunden. Eine überaus liebliche Gartenwohnung, die alle von ihm bisher bewohnten Zimmer an Gemüthlichkeit übertraf und alle Reiseträume erfüllte, brachte ihn gleich anfangs in die empfänglichste Stimmung, aus der ihn auch kein dortiges Erlebniß riß.

„Alles ging und flog schön, schrieb er d. 25. Juni an Voß. Wie mir in München alles bis in das kleinste fehlschlug, so gelang mir alles in Dresden von der herrlichen, im Freien aller Naturschönheiten liegenden Miethwohnung an. Die Lustörter übertreffen an Aussicht alle deutsche. Die Brühlsche Terrasse Abends mit ihren Lichtern, Gebirgen und der Brücke und Elbe gab mir einmal eine Stunde der innern Verklärung, die ich seit vielen Jahren umsonst gesucht, wo ich wie in einem Jugendfrühling schwebe und in und außer mir alles seliges Träumen ist.

Es ist keine Wehmuth, nicht einmal Sehnsucht, sondern Fülle, Trunkenheit von innen.

Geliebt ward' ich von so Vielen, daß meine fünf Wochen nicht hinreichten zu fremder und meiner Befriedigung; sogar von allen Almanachdichtern allda ohne Eifersucht, und vollends von den Frauen, die mir am Morgen Blumen und Kränze brachten und Abends jene von meiner Rockklappe wieder holten. Meine gute Elisa v. d. Recke sah und erfreut' ich oft. Therese aus dem Winckel (die Malerin und Harfenspielerin) brachte mir an einem Sonntag-Morgen um 5 Uhr ein Ständchen mit Harfe und Waldhorn."

Unter den Männern waren es vornehmlich Tieck, K. Förster, Kalkreuth, Böttiger ꝛc., mit denen er am öftersten zusammenkam; Prof. Vogel zeichnete sein Bildniß; dasselbe, das nachmals in Lithographie in Hamburg erschien.

Wiederum folgte auf sanfte Stunden ein harter Schlag: sein innigst geliebter Heinrich Voß ward ihm plötzlich vom Tod entrissen. „Auf dem kurzen Wege, den ich noch über der Erde zu gehen habe, schreibt er an Reimer in Berlin, kann mir kein Freund mehr begegnen von solcher überschwenglichen Liebe, von solcher fast weiblichen Anhänglichkeit an mein Herz. — Ich bin nun hinlänglich beraubt!" Und an die Mutter Vossens schrieb er: „Mehr konnt' ich, wenn ich die Meinigen abrechne, nicht verlieren, als durch das Dahingehen meines Heinrich, dem ich schon die Fürsorge bei meinem Vorausgehen übertragen hatte. Ach, er und mein Max liegen in meiner Seele in einem Sarge; denn ich weiß, wie beide lieben konnten. Wie viele andre Kräfte auch Ihr Heinrich hatte, eine himmlische strahlte und glühte in ihm allmächtig, die Johanneskraft der Liebe. Auf der Erde erwart' ich Niemand mehr, der mich zum zweiten Male so liebt, und so darf wohl noch mancher Freund von sich sagen. Seine Liebe war die

eines Starken, die feste, vertrauende, die fortopfernde, nicht die eines Weichlings zufällige Aufwallung. Sein elastisches Herz schlug ebenso stark wider, als für. O, du unersetzlicher Heinrich!"

Von nun an rollt der Lebenswagen unsers Dichters rascher seinem Ziele zu. Ein erstes Zeichen des nahenden Erbfeindes der Menschheit war, daß der Wein nicht nur seine belebende Kraft für Jean Paul verlor, sondern sogar wie Gift wirkte, so daß er nach vielen vergeblichen Versuchen, „giftlose Weine" zu finden, endlich zu einer Umänderung seiner Lebensordnung schritt und dem Wein entsagte. Noch bedenklicher war eine Schwäche der Sehnerven, die als äußerste Kurzsichtigkeit auf dem rechten Auge sich äußerte, während das linke fast blind war, so daß schwarzer und grauer Staar zugleich bevorstand.

Von Dresden wurde ihm durch den geschickten Augenarzt Weller eine Operation dringend empfohlen; doch von andern Seiten widerrathen. Er wandte sich an viele Optiker und Augenärzte um Beistand. Tauber in Leipzig, Reichenbach in München und viele Andere sandten ihre besten Gläser. Walther in Bonn, Caspari in Leipzig, Stranzky und Walter in Baireuth u. a., ja sogar ein frommer als Wunderdoctor berufener Pater in Bamberg — wurden befragt und theilweis befolgt — aber vergeblich. Das Uebel wurde schlimmer.

Noch hatte Jean Paul das so oft bewährte Vertrauen auf Reisen nicht aufgegeben und ging im August 1823 nach Nürnberg; fand sich aber dießmal in allen seinen Erwartungen so sehr betrogen, daß er sogar die Erinnerungen aus der öden Münchner Reise (hinter welche er die der jetzigen in dasselbe Buch eintrug) zu seiner Erquickung durchlas. Noch dürf-

tiger war die Wiederholung dieser Reise im Herbst 1824. Und doch sollte er sie selbst 1825 noch einmal machen; freilich dießmal nur zu dem berühmten Augenarzt, Medizinalrath Kapfer, um entschiedenen Rath über die erblindenden Augen sich zu holen. Schon hatte er sich zur Operation entschlossen, als ein neues Uebel zu den alten hinzutrat und allen seinen diesseitigen Plänen ein Ende gab.

Eine rasch sich entwickelnde Unterleibwassersucht verhinderte nicht nur die Operation, sondern nöthigte zu Mitteln, die den Augen gradezu schädlich waren, so daß das Licht mehr und mehr vor denselben verschwand.

Zu welchem Schmerze Jean Pauls — das begreift, wer an das volle Herz und den reichen Geist denkt, die er noch nicht zur Hälfte ausgeschüttet und aus denen unter der Ernte immer neue Saaten aufsproßten. Wie oft hatte er selbst es gesagt, daß es ihm einst in seinem achtzigsten Jahre schwer werden würde, seinen Schreibtisch zu verlassen, an dem er der Welt noch so viel zu sagen habe! Wie vieles mußte er demnach in seinem zweiundsechzigsten ungesagt und ungethan lassen! Außer der Vollendung früher begonnener Werke, als der „Unsichtbaren Loge," der „Biographischen Belustigungen" und der „Flegeljahre," an die er bei der Bereitschaft so vieler Vorarbeiten und einzelner Ausarbeitungen ernstlich dachte („Ausschweife für künftige Fortsetzungen von vier Werken" schrieb er 1824 für Viewegs Taschenbuch. S. Sämmtl. W. II. Ausg. Bd. 32), lag die „Selberlebensbeschreibung" wenn auch nicht, bei seiner Erzählscheu, am Herzen, doch auf ihm. Zur Fortsetzung des „Kometen," dessen dritter Band erschienen, waren ungewöhnlich viel Studien aufgehäuft, und für ein „letztes Werk," das unter dem

Namen „Papierdrachen“ alle seit 30 Jahren aufgespeicherten Gedanken, Empfindungen, Dichtungen, Satire, Witz, Laune, philosophische, ästhetische, politische Bemerkungen u. s. w. aufnehmen sollte, „Machregeln“ gegeben, Pläne und selbst Anstalten gemacht. An seinem Buch: „Die Kunst stets heiter zu sein“ hatte er mit Liebe fortgearbeitet, und mit größtem Eifer an einem Werkchen „gegen das Ueberchristenthum,“ in welchem er dem entnervenden Pietismus und knechtenden Obscurantismus entschieden und kühn entgegentreten wollte.

Seit dem Sommer 1825 dachte er nun auch mit Bestimmtheit an die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke, was nach seiner Meinung ohne Umarbeitung vieler einzelner gar nicht möglich war. Inzwischen brachte er es nur zu ein Paar Vorreden für einzelne Bände der Gesammtausgabe.

Ueber alles theuer aber war ihm das Buch von der Unsterblichkeit der Seele, seine Selina, und daran setzte er seine letzten Kräfte. Vor seinem bereits getrübten Auge erschloß sich die Unermeßlichkeit des Alls mit seinen Sonnen und Sonnenwelten; Gedanken mit Gedanken zogen heran wie leuchtende Gestirne und in der Stille des umnachteten Lebens trug er sie zusammen zum Bau des geliebtesten Werkes. Unermüdet, wie bei voller Schaffenskraft, folgte er den oft schnell vorüberfliehenden Bildern und zwang die schon irrende Hand, sie aufs Papier zu bringen.

„Das Leben ist nicht mit der Seele, sondern in der Seele entflohen. Sie legt ihren organischen Szepter nieder. Die Geisterwelt, die er bisher beherrschte, entläßt er ihrer Dienste, oder vielmehr sie verlassen ihn. Soll nun das reiche, bisher im-

mer mehr begüterte Wesen Null werden und nur das andere Wesen künftig übrig bleiben?“

Das sind die letzten Worte, welche die Hand Jean Pauls geschrieben.

Mit bangem Schmerz sahen die Seinigen das plötzliche Sinken aller Körperkräfte. Er selbst gab kein Zeichen, daß er sich dem Ende nahe fühle. Nun trat die ihm so ganz eigenthümliche Liebe und Güte immer stärker und rührender hervor; immer milder wurden seine Züge, immer sanfter seine Stimme. Jeder, auch der kleinste und gewöhnlichste Dienst, den man ihm leistete, erschien ihm überschwänglich und mit Aengstlichkeit suchte er jede Mühe, die er verursachte, zu vergüten. Er hütete das Bett nicht, konnte aber wegen der angeschwollnen Füße sich nicht mehr frei bewegen. Die eingetretene gänzliche Umnachtung der Augen ließ ihn die Tageszeiten verwechseln, so daß er am 14. Nov. schon früh um 4 Uhr das Frühstück nahm. Unter den Männern, die zu ihm kamen, unterhielt er sich vornehmlich mit Herder, dem Sohne seines unsterblichen Freundes, über den Hesperus und andere seiner Schriften. Um drei Uhr Nachmittags ging er in der Meinung, es sei Abend, in sein Schlafzimmer und zu Bett. Ganz nach der gewohnten Ordnung ließ er sich an dasselbe seinen Tisch rücken mit dem Glas Wasser und den beiden Repetieruhren, die schon seit Jahren diese Stelle hatten. Die Präsidentin von Welden, die hochsinnige, hochgebildete und edle Freundin Jean Pauls, welcher er fast ausschließlich in Baireuth solche Stunden verdankte, wie er sie sonst nur unter der Zauberkraft der Reisesonne erntete, trat mit einem vollen Blumenstrauß an sein Lager. Er nahm ihn dankend in seine Hände und sank in süßen Schlummer. Emanuel war und

blieb zugegen; auch der Neffe des Dichters, R. Spazier; Gattin und Kinder sahen in banger Erwartung der Entscheidung entgegen. Er schlief sanft und ununterbrochen fort, bis gegen 8 Uhr Abends Herz und Odem still standen. So starb Jean Paul am 14. Nov. 1825.

Am 17. Nov. wurde die Körper-Hülle dieses großen Geistes der Erde anvertraut, in derselben Gruft, die die irdischen Ueberreste des mit unsterblicher Sehnsucht betrauerten Sohnes umschloß. Das Leid aber der Zurückgebliebnen, die Klage einer Stadt, den Verlust der ganzen beraubten Mitwelt auszusprechen, war durch eine wunderbare Ironie des Schicksals dem Manne vorbehalten, der ihm in seinen Knabenjahren durch schadenfrohen Betrug seines gläubigen Herzens den ersten unauslöschlichen Schmerz gegeben, der einzige Mensch vielleicht, für welchen sein Herz verschlossen geblieben und der von alle dem, was die Anwesenden bewegte und er aussprechen mußte, am wenigsten empfand. Der Prediger von Baireuth, welchen der Ordnung nach die Verpflichtung traf, die Leichenrede am Grabe Jean Pauls zu halten, war der Mitschüler von Hof, der ihn zu jenem verfänglichen Handkuß beredet, durch welchen er (wie früher erzählt worden) der ganzen Classe zum lauten Gespött geworden war.

In würdiger Weise aber, mit den Worten wahrhaftiger Begeisterung und tiefen Gefühls hat den Schmerz des Vaterlandes über seinen unersetzlichen Verlust ausgesprochen Ludwig Börne in seiner „Denkrede auf Jean Paul Friedrich Richter."

BIBLIOTHECA
REGIA
...SIS

1778. (*Aus Jerusalems Beit...*

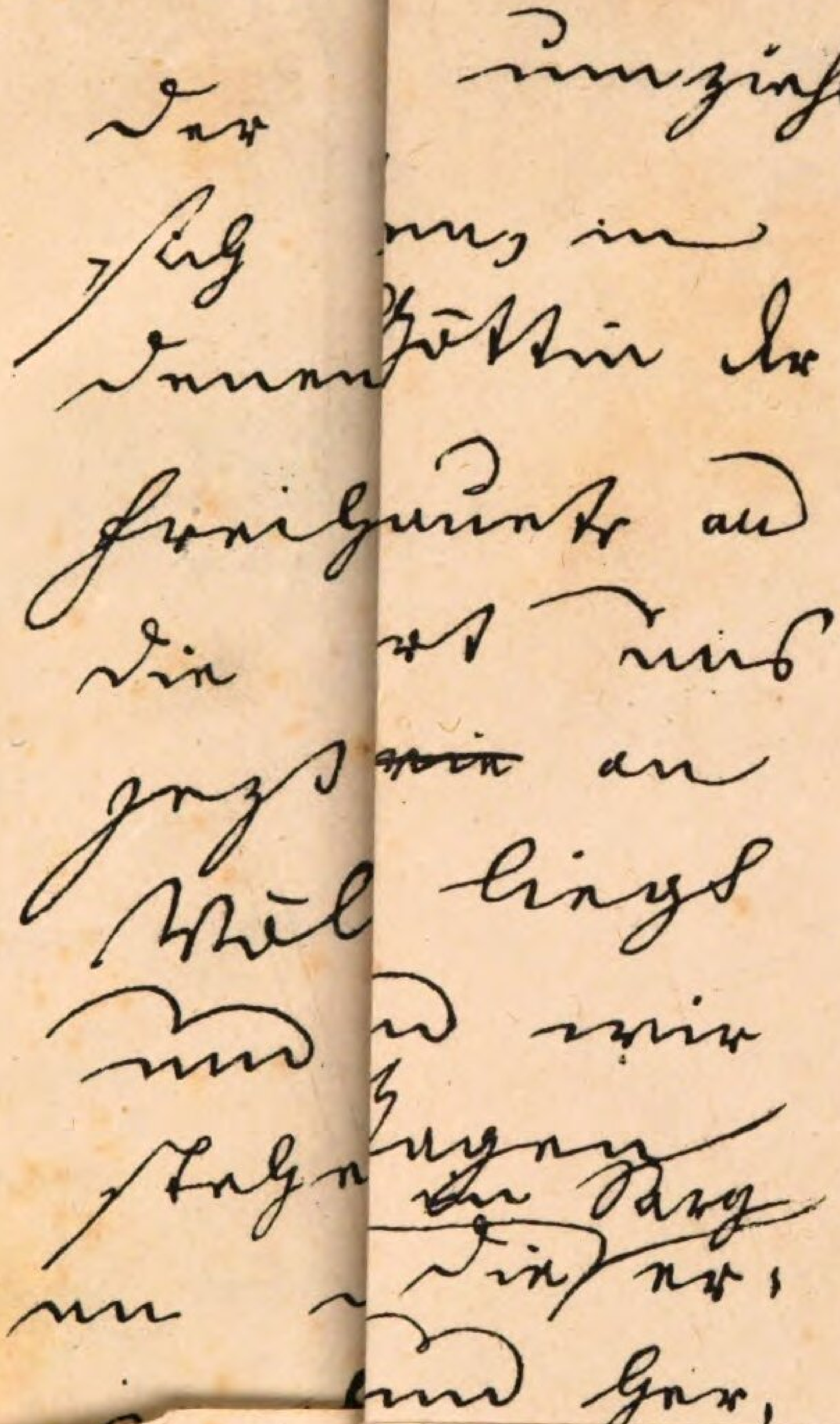
Alle [illegible]
Ein [illegible]
auf immer [illegible]
früh; es [illegible] ganze Existenz
erhält durch [illegible] es stirbt, zu
Vollkommenheit seine Maschine
alle Vollkommen ihre ganze
ein [illegible] Alter
nach keiner [illegible] ig ist. Aber
Erkenntniß [illegible] seiner Natur
nie in [illegible] in seiner
[illegible] schen, niergend

[illegible] J. F. Richter.

1785. (*Aus einem Brie...*

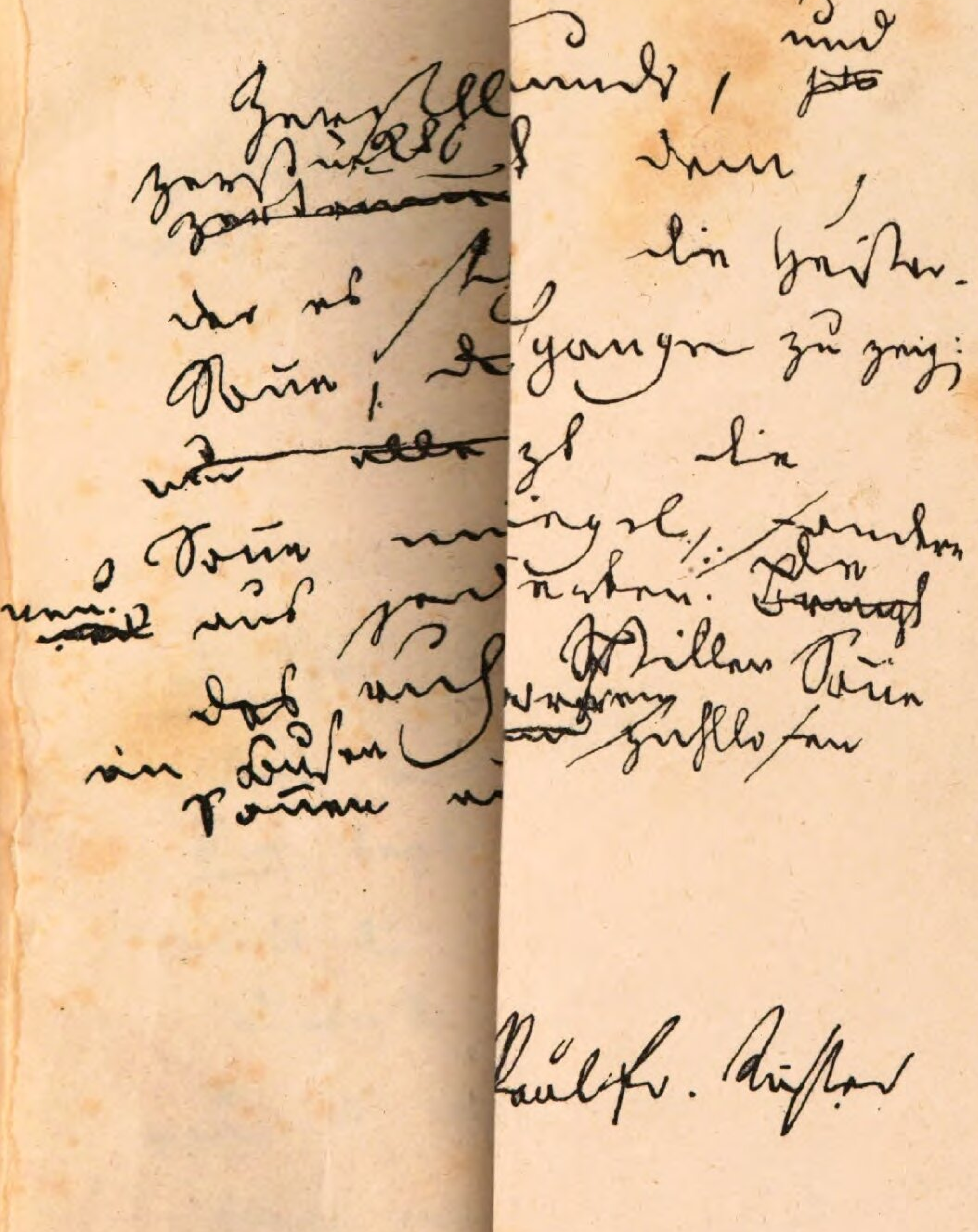
Das menschliche Leben ist
doch nur aus zwei,
drei [illegible]

1793. (Aus einem Brie



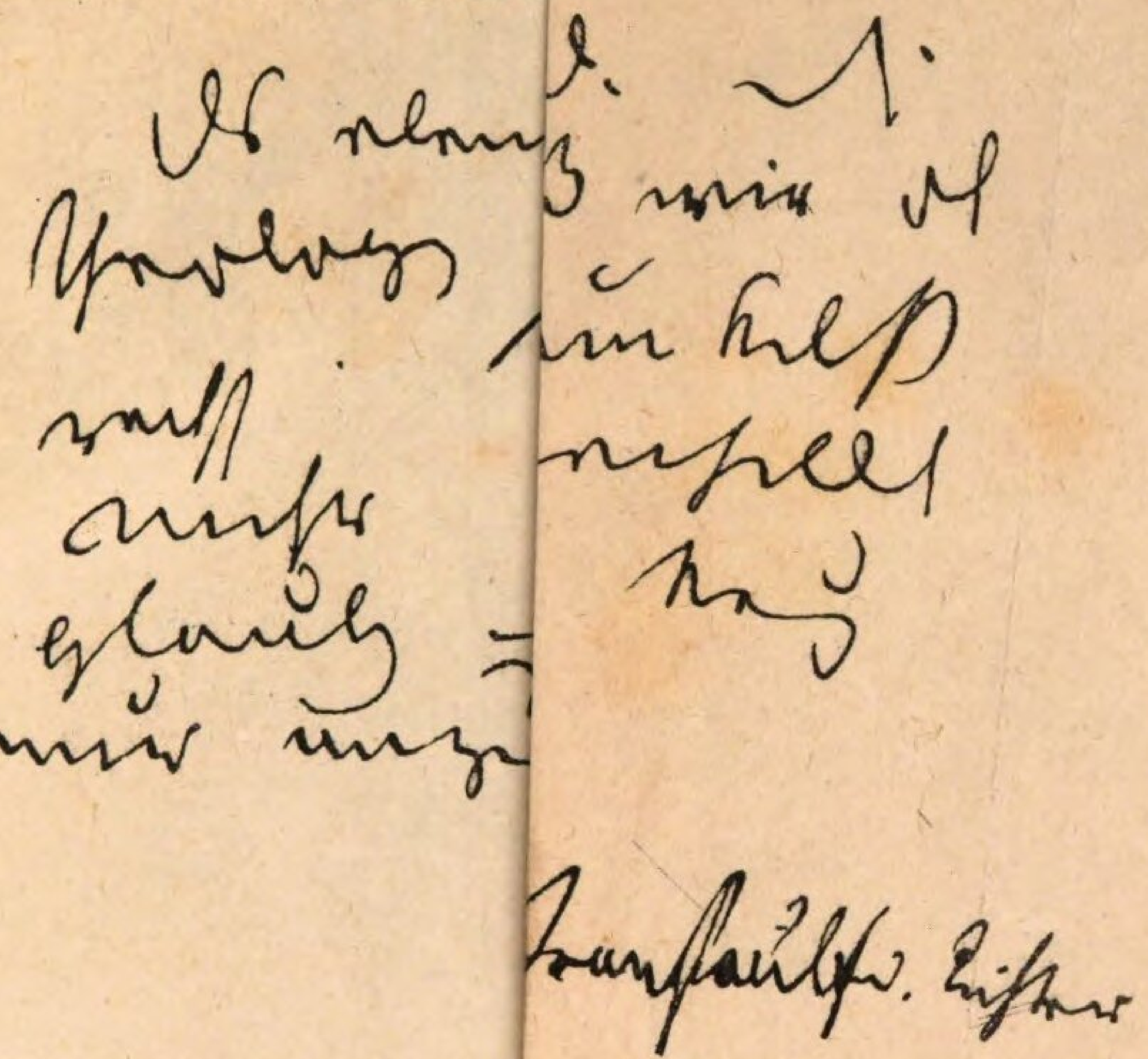
BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

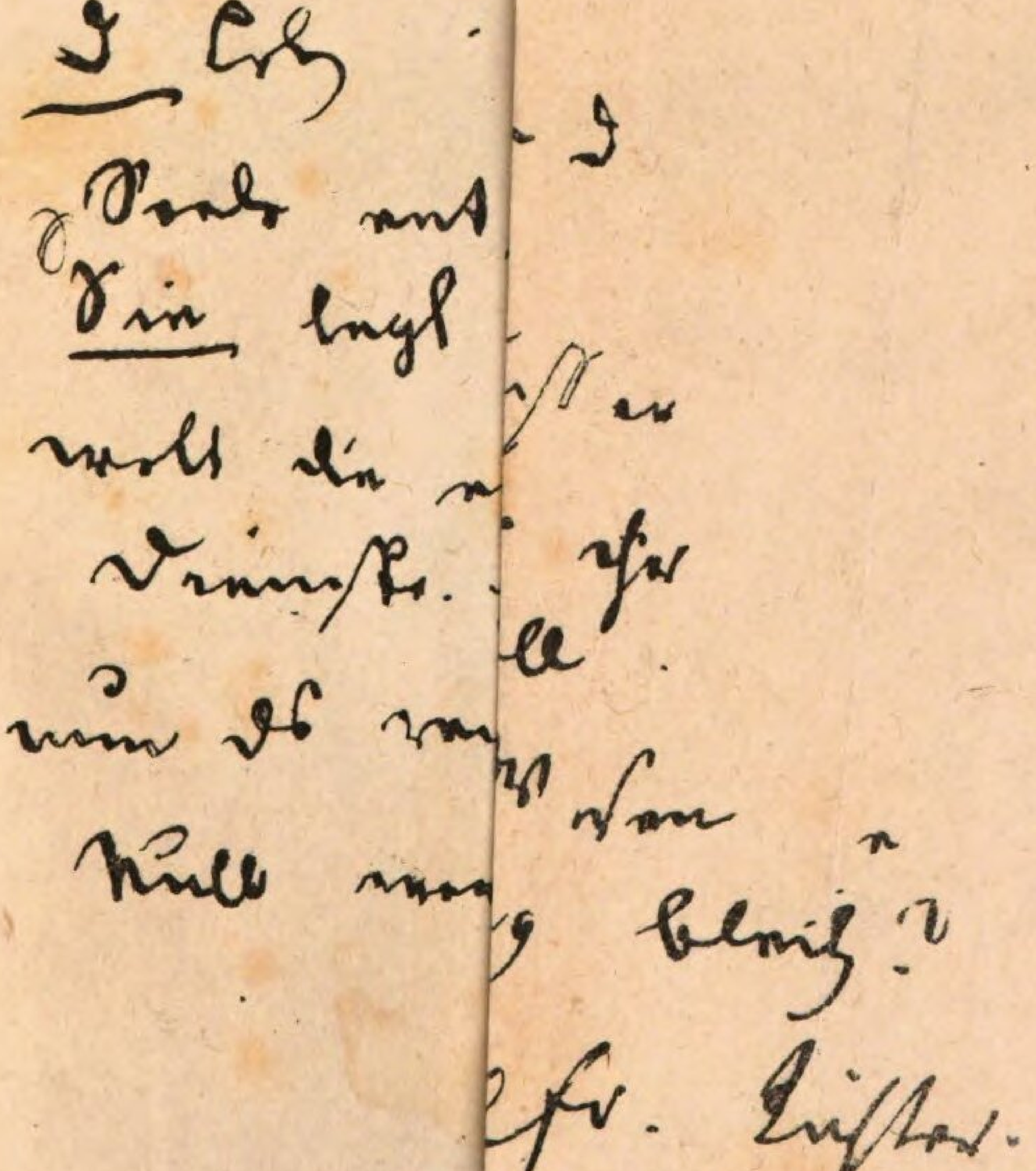


BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1817. (Aus den Studien zum U



1825. (Aus den Studien zur Se



Von F. Varrentrapp's Verlag (Ph. Krebs) wurde an alle solide Buchhandlungen versendet:

F. C. Schlosser's Weltgeschichte
für das deutsche Volk.
16te Lieferung.
Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet
von Dr. G. L. Kriegk.

Dieselbe erscheint
" Heften von circa 6—7 Bogen à 18 kr. oder 5 Sgr.
" Lieferungen " " 15—18 " à 45 kr. oder 12½ Sgr.
" Bänden " " 30—36 " à 1 fl. 30 kr. oder 25 Sgr.

Bei G. Reimer in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wilhelm von Humboldt's
gesammelte Werke.
1—6. Band 13 Thlr.

Marquis Pombal.
Ein Schauspiel.
Von
Albr. Herzeele.
Geh. 1 Thlr.

Californiens
Gegenwart und Zukunft
von
J. Hoppe.
Nebst Beiträgen von A. Erman:
Ueber die Klimatologie von Californien und über die geographische Verbreitung des Goldes.
Mit 2 Karten. Geh. 1 Thlr.

Gedanken
über
Malerei und Baukunst,
besonders in kirchlicher Beziehung
von
W. M. L. de Wette.
Geh. 10 Sgr.

6
19
26
34
65
67
71

Bayerische
StaatsBibliothek

Münchener
DigitalisierungsZentrum
Digitale Bibliothek

Jean Paul,

Jean Paul's ausgewählte Werke

Bd.: 16

Berlin 1849

P.o.germ. 1166 bu-16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117129-2